

<36615826990016

BAVARIA SANCTA.

Leben der Heiligen und Seli

des Bayerlandes

zur Belehrung und Erbaun

für das christliche Volk.

Bearbeitet von

Dr. Magnus Jocham,

erzbischöfl. geistl. Rath und Professor der Th

Zweiter Band.

Mit Gutheißung des Hochwürdigsten Er

München = Frei

München

Verlag des katholischen B

1862.

Die Statuten

des

katholischen Vereins zur Verbreitung guter Bücher.

---

1) Jedes Vereinsmitglied kann einen beliebigen Beitrag von einem, zwei oder mehreren Sechsern per Monat subscribiren und hat dafür Anspruch auf eben so viele Exemplare der im Laufe des Jahres für alle Subscribenten herauszugebenden Bücher, als der monatliche Beitrag Sechser beträgt; kann aber auch für den Mehrbetrag ein anderes Werk aus dem Verzeichnisse wählen. Dem Austritte muß halbjährige Aufkündigung vorausgehen.

2) Die Vereinswerke werden halbjährig ausgegeben und umfassen in der Regel vierzig Druckbogen für das Jahr. Neu eintretende Subscribenten können auch die früheren Jahrgänge der Vereinsgaben zu denselben Bedingungen erhalten, so lange noch Exemplare von der für eine Vereins-Ausgabe bestimmten Auflage vorräthig sind.

BAVARIA SANCTA.

Leben
der
Heiligen und Seligen
des
Bayerlandes
zur Belehrung und Erbauung
für
das christliche Volk.

Bearbeitet
von
Dr. Magnus Jocham,
Professor der Theologie und erzbischöflicher geistlicher Rath.

Zweiter  Band.

Mit Gutheißung des Hochwürdigsten Erzbischöflichen Ordinariates München-Freysing.

München.
Verlag des katholischen Büchervereines.
1862.



Gen.-Vic.-Nro. 3219.

Das

Ordinariat des Erzbisthums München-Freising

gibt hiemit kund, daß in dem Buche: „**Bavaria Sancta, Leben der Heiligen und Seligen des Bayerlandes**, zur Belehrung und Erbauung für das christliche Volk, bearbeitet von Dr. Magnus Jocham, erzbischöfl. geistl. Rathe und Professor der Theologie zu Freising" (2 Bände), nichts der katholischen Glaubens- und Sittenlehre Widerstreitendes enthalten sei.

München den 10. Juni 1862.

Dr. Joseph v. Prand,
Dompropst und Generalvicar.

(L. S.)

Dr. Max Kaiser,
Secretär.

Druck der F. S. Hübschmann'schen Buchdruckerei (E. Lintner) in München.

Inhalt.

Fortsetzung des vierten Abschnittes.

1100—1180.

Fünfter Abschnitt.

Bayern unter der Herrschaft der Wittelsbacher

(bis zur Einführung des Rechtes der Erstgeburt).

1180—1506.

Sechster Abschnitt.

Bayern unter einem Herrscher vereint.

Verbesserungen.

I. Bd. Vorrede S. IV Z. 7 v. o. statt 1830 lese man: 1818.
Zugleich wird nachträglich bemerkt, daß im Jahre 1840 ein sehr gut geschriebener Auszug aus Raderus in Straubing gedruckt wurde.
" " S. 165 Z. 5 v. u. statt Sohn lese man: Neffe.
" " S. 513 Z. 7 v. o. statt Ritenbach lese man: Reichersdorf.
" " S. 573 Z. 10 v. o. statt in der Domkirche — lese man: in der Andreas-Kirche war....

Fortsetzung des IV. Abschnittes.

1100—1180.

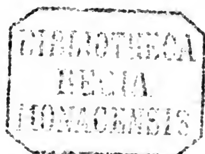
Vorbemerkung.

Am Ende des 11. Jahrhunderts befand sich die Kirche Bayerns in einem kläglichen Zustande. Mit dem Beginne des folgenden gestalten sich die Verhältnisse allmählig freundlicher. Das Verhältniß der Bischöfe zum deutschen Könige wird geregelt, die weltliche Macht in die ihr zustehenden Schranken gewiesen, und die kirchliche von den Fesseln brutaler Gewalt befreit. Jetzt können die kirchlichen Anstalten wieder gedeihen, in die Klöster kehrt neues Leben zurück, viele neue Klöster werden gegründet oder aus dem Schutte wieder erhoben, und das christliche Volk wendet sich auf's Neue mit Vertrauen diesen Wohnstätten des Friedens zu. Nur eine größere Störung kommt während der 80 Jahre dieses IV. Zeitabschnittes noch vor, wie aus dem Leben der beiden Kirchenfürsten, Eberhard von Salzburg und Hartmann von Brixen zu ersehen ist.

Zu diesem Umschwunge haben die Kreuzzüge viel beigetragen. Eine gemeinsame Angelegenheit der gesammten abendländischen Christenheit, die Befreiung des heiligen Landes aus den Händen der Ungläubigen zog die Aufmerksamkeit Aller auf sich. Selbst der Roheste wurde von derselben berührt. Die in den Kampf zogen, waren der Ueberzeugung, daß sie nicht für ein irdisches, sondern für ein geistiges, allen Gläubigen gemeinsames Gut kämpften. Von dieser Idee begeistert und entschlossen, ihr zeitliches Leben zum Opfer zu bringen, gedachten Viele recht ernstlich des Heiles ihrer Seele. Die bereit waren, ihr Leben

zum Opfer zu bringen, verfügten auch über ihre Habe der Art, daß ein Theil derselben oder das Ganze als ein Opfer auf den Altar des Herrn gelegt wurde. So gelangte die Kirche nach langjähriger Unterdrückung und Beraubung wieder zum Besitze zeitlicher Güter. Ausgezeichnete Kirchenfürsten wußten Bestimmungen zu treffen, daß diese Opfer der Gläubigen fortwährend eine Hilfe und ein Trost blieben für die Armen.

Gegen das Ende dieses Abschnittes bahnet sich Alles dazu an, daß Bayern wieder eigene Herzoge aus seinem Volke erhält, und daß denselben die Herrschaft über das Land bleibt für ihre Nachkommen. Wie viel das Land zu leiden hatte, bis endlich einmal festgesetzt wurde, daß es ein Land unter einem Herrscher bleiben sollte, davon kommen Andeutungen im folgenden V. Abschnitte vor. Welch einen Segen es der Kirche gebracht hat, daß das ganze Land unter einem frommen Herrscher stand, als die Stürme der sogenannten Reformation über Deutschland einbrachen, wird aus dem letzten Abschnitte zu ersehen sein. Den größten Trost gewährt dem Gläubigen die aus der Geschichte erwiesene Thatsache, daß die Kirche in allen Zeiten und unter allen Verhältnissen Männer und Frauen in ihrem Schooße barg, die durch Heiligkeit des Lebens sich auszeichneten und für alle Zeiten und Verhältnisse Vorbilder eines heiligen Wandels bleiben werden.



125. Der heilige Benno, Bischof von Meissen, Patron in Bayern.

(Den 16. Juni.) † 1106.

Die Wirksamkeit der Heiligen Gottes ist nicht auf ihre zeitliche Lebensdauer beschränkt. Sie leben und herrschen mit Christo in alle Ewigkeit. Diese segenvolle Wirksamkeit der verklärten Diener Gottes erstreckt sich weit über das Gebiet ihres zeitlichen Aufenthaltes. Wo man in einem Lande, das ferne von der Heimath des Heiligen ist, seine Zuflucht zu demselben nimmt, erweiset er sich als getreuer Beschützer und Fürbitter.

Einen Beweis hiefür haben wir an dem heiligen Benno. Er lebte ferne vom Bayerlande. Erst über vier Jahrhunderte nach seinem Tode lernte man ihn in Bayern kennen. Wie viel aber unser Vaterland ihm zu danken habe, wie groß seine heilvolle Wirksamkeit so lange nach seinem Hinscheiden unter unsern Vorfahren gewesen, das wird einst offenbar werden an jenem Tage, der Alles aufdeckt.

Der heilige Benno war aus dem gräflichen Hause Woltenberg in Sachsen entsprossen. Seine Geburt fällt in das Jahr 1010. Die früheste Erziehung erhielt er auf seinem väterlichen Schlosse nächst bei Goßlar von seiner frommen Mutter Bezela. Sein Vater Friedrich von Woltenberg starb frühe; die fromme Mutter widmete sich in ihrem Wittwenstande dem Dienste Gottes. Benno wurde schon mit fünf Jahren dem heiligen Bischof Bernward von Hildesheim zur Erziehung übergeben. Bernward war nemlich mit Benno verwandt. Damals war der fromme und erleuchtete Wigger

Prior des Klosters zum heiligen Michael in Hildesheim und Vorstand der vortrefflichen Schule daselbst. Unter der Leitung dieses weisen Lehrers machte Benno die erfreulichsten Fortschritte in den Studien und in der Gottseligkeit.

Im Jahre 1022 starb der hl. Bischof Bernward. Der treue Lehrer Wigger übernahm nun auch die väterliche Sorge für Benno, die bisher der heilige Bischof getragen hatte. Der Nachfolger Bernwards war der heilige Gotthard, dessen Leben wir schon kennen. Auch dieser Kirchenfürst hatte besondere Liebe zu dem frommen Benno, der unabläßig zunahm in allen Kenntnissen und in aller Weisheit.

Das Beispiel seines seligen Oheims Bernward, seines Lehrers Wigger und des gottseligen Gotthard erweckten in dem frommen Zöglinge das Verlangen nach einem von der Welt ganz abgeschiedenen Leben, in dem er ungestört Gott dienen könne. Er hatte die Reinheit des Herzens bewahrt und durch unabläßige Thätigkeit vor Gottes Augen sich in dem Leben der Gnade befestiget. Seine ausgezeichneten Fortschritte in den Wissenschaften hatten ihn auf jene Stufe des Wissens erhoben, auf der man einsieht, daß man nichts weiß, d. h. daß alles menschliche Erkennen und Wissen nur Stückwerk ist. Mit Zustimmung seiner frommen Mutter wählte nun Benno das Ordensleben. Achtzehn Jahre alt, trat er in das Kloster zum heiligen Michael in Hildesheim (1028).

Damals leitete Adalbert das vortreffliche Kloster. Die frommen Uebungen des Ordens waren eine Seligkeit für den jungen Novizen. Mit Freuden unterzog er sich allen Prüfungen in der Selbstverläugnung und Abtödtung, welche ihm von seinen Obern auferlegt wurden. Nach vollendetem Probejahr setzte Benno seine Studien fort. Er betrieb das Studium der heiligen Schrift und der gesammten Theologie

mit unermüdetem Eifer und mit glänzendem Erfolge. Der gelehrte Emser berichtet, Benno sei zu seiner weitern Ausbildung in der heiligen Wissenschaft nach Paris gesendet worden und habe sich daselbst der Art ausgezeichnet, daß er zum Lehrer (Doktor) der Theologie ernannt worden sei. Nach seiner Rückkehr von Paris wurde er zum Diacon geweiht. Damals war er 25 Jahre alt. Fünf Jahre später (1040) empfing er auf Befehl seiner Obern die Priesterweihe. Dieß geschah erst nach dem Tode des heiligen Gotthard.

Benno ehrte die ihm übertragene Priesterwürde durch unermüdetes Fortschreiten auf dem Wege der Vollkommenheit. Ganz losgeschält von allem irdischen Verlangen und in Allem Gott die Ehre gebend, war er die lauterste Demuth und Gelassenheit. Freudig diente er den Brüdern durch Uebernahme der niedrigsten Dienste. Ergeben in den heiligen Willen Gottes ertrug er jedes Leiden und jede Widerwärtigkeit mit himmlischer Geduld. Alle seine Mitbrüder erkannten in ihm das Bild wahrer, christlicher Vollkommenheit. Darum wählten sie ihn nach dem Tode Adalberts zu ihrem Abte. Vier Jahre vorher hatte Adalbert in Voraussicht, daß sein treuer Jünger Benno sein Nachfolger werde, denselben genöthiget, die Priesterweihe zu empfangen. Benno hatte sich alle Mühe gegeben, die Wahl auf den würdigen, ältern Mitbruder Sigfried zu lenken; allein es gelang ihm nicht. Drei Monate lang widersetzte er sich der Wahl seiner Brüder. Endlich mußte er nachgeben und die ihm auferlegte Bürde tragen. (1042.)

Der einzige Trost, den ihm das übernommene Amt gewährte, war die zuversichtliche Hoffnung, daß er jetzt fortan ungestört in seiner Klostereinsamkeit werde bleiben können. Allein er konnte nur fünf Jahre in der liebgewonnenen

Zurückgezogenheit bleiben. Kaiser Heinrich III. wünschte, daß der ausgezeichnete Abt die Leitung der Stiftsschule zu Goslar übernehme. Er brachte es dahin, daß Papst Leo IX. den frommen Ordensmann seiner Gelübde enthob und ihm befahl, die Aufsicht über diese Schule als Kanoniker an der Kirche zu Goslar zu übernehmen. Als solcher hatte er den Titel eines Kaplans des Kaisers. Diese Stelle übernahm er im Jahre 1049. In dieser so ehrenvollen Stellung lebte der Heilige so zurückgezogen und arm, wie ehedem im Kloster. Durch seine Bemühung kam das gemeinsame Leben der Kanoniker des Stiftes zu Stande. Alle verehrten ihn als ihren Vorgesetzten und folgten ihm nach als ihrem Vorbilde. Siebzehn Jahre verwaltete er sein Amt zum Heile seiner Untergebenen, zur Zierde der Schule in Goslar und zur Verherrlichung der Kirche Gottes. Nach ihm erhielt diese Schule leider eine ganz andere Richtung, und das Stift zu Goslar wurde die Pflanzschule unheilvoller Stellenjäger.

Während dieser Zeit lebte er in der innigsten Freundschaft mit dem Erzbischof Anno von Köln. Dem Gebete und dem Studium der göttlichen Wissenschaft ergeben, war er unbekümmert um alles Irdische. Seine Besoldung und die Einkünfte seines väterlichen Erbgutes verwendete er zu Almosen. Obwohl der Erste unter seinen Mitbrüdern, hielt er sich doch für den Geringsten aus Allen.

Indessen konnte Erzbischof Anno es nicht ertragen, daß sein Freund Benno mit seinen ausgezeichneten Gaben, in denen er weithin als ein Licht leuchtete, unter dem Schäffel zu Goslar verborgen bleiben sollte. Er machte die Kaiserin Agnes auf die ausgezeichneten Talente und Gaben seines Freundes aufmerksam. Es war dieß zur Zeit, da Anno noch einen Einfluß auf den kaiserlichen Hof ausübte. Als nun

das Bisthum Meissen in Sachsen erledigt wurde, ward Benno auf Betreiben Anno's zum Bischof von Meissen ernannt im Jahre 1066. Benno sträubte sich aus aller Kraft gegen diese Erhebung, allein Anno sah wohl ein, wie nothwendig solche, vom Geiste Christi beseelte Oberhirten gerade dazumal der Kirche Gottes wären, und nöthigte seinen Freund, das ihm übertragene Amt anzunehmen. Unter vielen Thränen empfing Benno die Bischofsweihe vom Erzbischof Werinher in Magdeburg.

Der Heilige war jetzt 56 Jahre alt. Sein ganzes Leben in seiner oberhirtlichen Stellung zeigte deutlich genug, wie unbegründet sein Vorgeben gewesen, daß er nämlich dieses Amtes nicht würdig sei. All sein Mühen und Arbeiten wendete er einzig und allein seiner Diöcese zu. Ganze Nächte brachte er wachend und betend für seine Untergebenen hin. Vor Allem lag ihm daran, die Unordnungen und Mißbräuche abzustellen, die unter seinem unwürdigen Vorfahrer sich eingeschlichen hatten. Ganz besonders lag ihm an einer würdevollen Feier des Gottesdienstes. In Hildesheim hatte er ein Muster echter, kirchlicher Feier kennen gelernt. Nach diesem Vorbilde ordnete er mit unsäglicher Mühe und unter vielen Widersprüchen den Gottesdienst in seiner bischöflichen Kirche. Dazu gehörte vor Allem der feierliche Choralgesang, der in Meissen ganz unbekannt war. Er verkündete das Wort Gottes selbst in seinem Dome. Alle Jahre visitirte er seine ganze Diöcese. Ueberall, wo er hinkam, unterrichtete er die Gläubigen in den Heilswahrheiten und spendete die heiligen Sakramente. Immer führte er gefüllte Kassen mit sich, um die größte Noth seiner Untergebenen zu lindern. So theilte er von seinen himmlischen und irdischen Schätzen an Alle mit, die derselben bedürftig waren und sie annehmen wollten.

Mit dieser Sorgfalt für seine Diöcese verband er die eifrigste Sorge für sein eigenes Haus, d. i. für seine Kanoniker. Unter seiner Leitung wurde die Geistlichkeit in Meissen wirklich ein Vorbild für die gesammte Diöcese, wie der Bischof selbst als Vorbild für Alle galt. Durch sein armes Leben ward er in den Stand gesetzt, die unter seinem Vorfahrer verpfändeten Güter des Stiftes wieder einzulösen, und durch die Freigebigkeit seiner frommen Mutter Bezela, die ihr ganzes Vermögen dem Domstifte Meissen vermachte, gelang es ihm, die Einkünfte für seine Geistlichkeit bedeutend zu erhöhen.

Gott der Herr hatte diesen seinen treuen Diener mit der Wundergabe ausgerüstet. Wir führen einige der Wunder aus der Canonisationsbulle Hadrians VI. an. Einst ging er trockenen Fußes über die Elbe. Als er auf seinen Visitationsreisen einmal sich längere Zeit mit Unterweisung armer Landleute beschäftiget hatte und nun sah, daß die Zuhörer recht ermattet waren, wurde auf sein Gebet das zum Trinken herbeigeschaffte Wasser in köstlichen Wein verwandelt. Ein ander Mal, da er in einem nächst bei Meissen gelegenen Thale auf freiem Felde predigte, und die Leute in der großen Sommerhitze vor Durst fast verschmachteten, stieß der heilige Bischof mit dem Stabe auf die Erde, und augenblicklich sprudelte an derselben Stelle eine wasserreiche Quelle hervor, die noch heutigen Tages fließt und der Heilbrunnen genannt wird. Einst brachte der Heilige in einem sehr weit von Meissen entlegenen Dorfe, Namens Neunberg, das heil. Meßopfer dar, und zur nämlichen Zeit sah man ihn zu Meissen in der Domkirche dem Gottesdienste beiwohnen. Die von Benno geweihten Glocken hatten die Kraft, böse Ungewitter durch ihren Klang zu vertreiben.

Weil der Herr seinen treuen Diener lieb hatte, so mußten noch harte Prüfungen über ihn kommen. Heinrich IV. hatte durch seine Willkürherrschaft, durch die Gefangensetzung sächsischer Fürsten, durch Errichtung von Festungen im Sachsenlande und durch Bedrückung das Volk der Sachsen zur Empörung gereizt. Es kam zu einem Kriege. Der heilige Bischof konnte Heinrichs IV. Uebermuth nur verdammen und unter den Schrecken des Krieges mit seinen Untergebenen leiden. Er hatte an dem Kriege durchaus keinen Theil genommen; schon seine Armuth hätte ihn gehindert, ein Heer auszurüsten. Deßungeachtet mußte er den Zorn des Königs tragen, weil er nichts für Heinrich IV. gethan hatte (1075).

Die daraus erfolgenden Trübsale sah der Heilige als ein Feuer an, durch welches er geläutert und erprobt werden mußte. Als die Feindseligkeit Heinrichs IV. gegen die Kirche und ihr Oberhaupt immer offener, und seine Ungerechtigkeit immer größer wurde, trat ihm der heilige Bischof mit aller Entschiedenheit entgegen. Von der am 23. Jänner 1076 von Heinrich nach Worms berufenen Versammlung speichelleckender Bischöfe zu Worms hielt er sich mit Abscheu zurück. Den Markgrafen von Meissen, der mit dem Gut der Kirche schändlichen Handel trieb, that er in den Bann. Als bald darauf Papst Gregor VII. eine Synode zu Rom hielt, machte sich Benno auf den Weg und kam mit unsäglicher Mühe und unter fortwährender Verfolgung in die Hauptstadt der Christenheit. Hier gab er über die traurigen Zustände in Deutschland getreuen Bericht und sprach mit den übrigen versammelten Bischöfen den Bann über Heinrich IV. aus (22. Febr. 1076).

Vor seiner Abreise von Meissen hatte er seine Kirche gesperrt, damit sie nicht von den gottlosen Anhängern des

Königs geschändet werde. Den Schlüssel zur Kirche hatte er in die Elbe geworfen. Nach seiner Rückkehr ließ ihn Heinrich IV. verhaften und mißhandeln. Allein der Herr nahm sich seines treuen Dieners an. Der König mußte sich der Macht des Oberhirten unterwerfen, und der Heilige ward aus dem Gefängnisse entlassen. Er kam zu seiner Kirche,



die verschlossen geblieben, zur Freude des gläubigen Volkes wieder zurück. Ein großer Fisch, den man in der Elbe gefangen, hatte den Schlüssel der Kirche in seinen Eingeweiden aufbewahrt.

Damit hatten aber die Leiden und Trübsale des frommen Bischofes noch kein Ende. Der treue Nachfolger des armen Jesus war den ehrgeizigen, geldgierigen Anhängern des heillosen Königs immer ein Dorn im Auge. Allein Benno kümmerte sich wenig darum. Er widmete sich auf's Neue der Seelsorge für seine Untergebenen und setzte mit gesegnetem Erfolge das schon früher begonnene Werk der Bekehrung slavischer Volksstämme in der Nachbarschaft seiner Diözese fort.

Der früher von Benno excommunizirte Markgraf von Meissen trieb seine Ungerechtigkeit in unverschämter Weise und beraubte die Kirche von Meissen mehrerer Güter. Der heilige Bischof verwies ihm seine Ungerechtigkeit und drohte ihm mit der Strafe des ewigen Richters. Auf diese Zurechtweisung gab der Markgraf dem greisen Bischof eine Maulschelle. Dieser nahm die Beschimpfung mit aller Sanftmuth hin und ermahnte den Markgraf zur Buße mit der Versicherung, wenn er sein Unrecht nicht gut mache, so werde ihn binnen Jahresfrist die Strafe Gottes treffen. Es war dieß wenige Monate vor dem Tode des Heiligen.

Am 16. Juni 1106 starb der ehrwürdige Oberhirt im 96. Jahre seines Alters, im 40. seines bischöflichen Amtes. Bald war die Jahresfrist seit jener Mißhandlung durch den Markgrafen vorüber. Dieser war jetzt in seinem Uebermuthe noch gewaltthätiger geworden und spottete der Drohung des Heiligen: „Nun ist Benno todt, sprach er; wer wird sich wohl noch an mir rächen wollen?" Kaum hatte er diese frevelnde Rede gesprochen, als er plötzlich niederfiel und unter den schauerlichsten Verzerrungen seinen Geist aufgab. Auch Markgraf Wilhelm wollte auf demselben Wege der Ungerechtigkeit fortwandeln; allein eine mehrmalige Erscheinung des

heiligen Bischofs schreckte ihn von seinem räuberischen Beginnen ab und bestimmte ihn, der Kirche die geraubten Güter wieder zurückzugeben.

Der Leib des heiligen Benno wurde, wie er es verordnet hatte, in einem Winkel seiner Domkirche begraben. An seinem Grabe geschahen viele Wunder. Im Jahre 1270 ließ Bischof Witigon, der eine besondere Verehrung zu seinem heiligen Vorfahrer trug, den Leib des Heiligen erheben und in einem prachtvollen Grabmale in der Domkirche beisetzen. Man fand das bischöfliche Gewand, den Stab und die Infel des Heiligen ganz unversehrt. Unter Papst Alexander (1492—1503) drang man auf die Heiligsprechung des ehrwürdigen Bischofs; allein die Sache verzog sich bis auf Hadrian VI. Dieser erhob ihn mit dem Erzbischof Antonin von Florenz am Feste der heiligsten Dreieinigkeit 1523 (31. Mai) in die Zahl der Heiligen.

Als das ganze Sachsenland der neuen Lehre der Reformation sich zuwendete und um die Heiligen der Kirche Gottes sich nicht mehr kümmerte, wurden die heiligen Ueberreste, welche vor der Wuth des Herzogs wunderbar gerettet worden, auf sehnliches Verlangen des frommen Herzogs Albert nach München gebracht im Jahre 1576. Vier Jahre wurde der heilige Leichnam in der Residenz des Herzogs aufbewahrt; erst im Jahre 1580 brachte man ihn in feierlicher Prozession in die Frauenkirche, und nun wurde der heilige Benno als Patron des Herzogthums Bayerns erklärt. Seitdem wird sein Fest in Bayern gefeiert, und zur Verherrlichung Gottes in seinen Heiligen jedesmal am Feste eine feierliche Prozession gehalten. In frühern Zeiten kamen eine Menge Pfarrgemeinden zur Feier dieses Festes mit ihren Seelsorgern nach München. Im Jahre 1603 zählte man achtzig Pfarreien, die sich an der feierlichen Prozession betheiligt. Und so ist derjenige,

den die Seinigen nicht mehr anerkannten, von Auswärtigen aufgenommen und der Patron eines ganzen Landes geworden.

(Bolland. Damberger.)

126. Die selige Edigna, Einsiedlerin.

(Den 26. Febr.) † 1109 ungefähr.

In den Zeiten des Mittelalters gab es in unserm Bayernlande an vielen Orten gottgeweihte Jungfrauen, die in gänzlicher Abgeschlossenheit von der Welt ein Leben der Abtödtung und der Gottseligkeit führten, wie in den ersten Jahrhunderten die Einsiedler in der Wüste. Mehrere dieser Klausnerinen kamen aus Frankreich. Einige waren von königlichem Geschlechte. Als solche haben wir die selige Aurelia in Regensburg kennen gelernt. Eine solche war auch die selige Edigna, deren Lebensgeschichte mit dem Leben der seligen Aurelia viele Aehnlichkeit hat.

Edigna war eine königliche Prinzessin aus Frankreich, eine Tochter oder doch nahe Verwandte des Königs Heinrich I. oder Philipp I. Entschlossen, in Entbehrung und Armuth dem Herrn zu dienen und dem armen Jesus nachzufolgen, verließ sie ihr väterliches Haus und alle Bequemlichkeiten, die ihr darin zu Gebote standen. Auf einem Wagen, vor den ein Paar Ochsen gespannt waren, fuhr sie hinaus in die weite Welt, um einen einsamen Ort aufzusuchen, an dem sie Gott dienen wollte. Sie ließ dem Zweigespann freien Lauf. Wo es hinziehen würde, da wollte sie den von Gott ihr angewiesenen Ort erkennen. Sie hatte einen Hahn auf dem Wagen und ein Glöcklein aufgehängt, wahrscheinlich um damit ein Zeichen zu geben, wenn sie in unweg-

samen Gegenden sich verirren sollte. Auf dieser Fahrt kam sie immer ostwärts gegen Bayern hin, und endlich langte sie in dem Orte Buch bei Fürstenfeldbruck an. Hier blieben die Ochsen mit dem Wagen stehen, der Hahn fing an mit aller Macht zu krähen, und das Glöcklein läutete selbst. Daraus nahm Edigna ab, es sei dieß der Ort, den ihr der Herr zu ihrem künftigen Aufenthalte bestimmt hatte. Sie war entschlossen, hier zu bleiben, und nahm ihre Wohnung in einer hohlen Linde, die ihr gegen das Unwetter Schutz gewährte. Hier lebte sie in der härtesten Entsagung und im unabläßigen Gebete ein heiliges Leben. Gott der Herr verlieh ihr die Gabe der Wunder. Die Bewohner der Umgegend nahmen in ihren Leiden und Unglücksfällen ihre Zuflucht zu der frommen Einsiedlerin und erhielten von ihr Rath und Hilfe. Wie lange ihr irdisches Leben in dieser Einsamkeit gedauert hat, weiß man nicht mit Gewißheit. Als die Zeit ihres Todes wird der 29. Februar 1109 angegeben. Das Vertrauen, das die Gläubigen der gottseligen Jungfrau während ihres Lebens geschenkt hatten, nahm immer noch zu, als der Herr sie zu sich gerufen hatte. Unzählige nahmen ihre Zuflucht zu dem Grabe der Seligen und erlangten auf ihre Fürbitte oft wunderbare Hilfe. Als besonderes Heiligthum wurde die Linde verehrt, in welcher die Selige gelebt hatte. Diese Linde steht noch. Aus dieser Linde, nach dem Berichte Anderer aber aus den Gebeinen der Seligen soll wunderbar heilendes Oel geflossen sein. Als aber die Bewohner der Gegend mit diesem Oele Handel zu treiben anfingen, hörte der Oelfluß auf; denn die Selige, die durch gänzliche Verleugnung aller zeitlichen Güter die ewigen Güter erlangt hatte, wollte keinen Anlaß zum Geize und zur Habsucht geben, wodurch die Leute in die Schlingen

des Teufels fallen. Nicht die Bereicherung der Gläubigen mit irdischem Gute war es, um was sie zum Herrn flehte; nur um Verwahrung vor zeitlichem und ewigem Uebel hatte sie während ihres Lebens zu Gott gebetet. Und auch in zeitlichen Nöthen durften sie die Gläubigen nach ihrem Tode anrufen und Erhörung hoffen. Darum nehmen die Leute ihre Zuflucht zur seligen Edigna unter Anderm auch dann, wenn ihnen etwas verloren gegangen oder gestohlen ist, und das Vertrauen der Gläubigen findet oft wunderbare Erhörung.

(Rader und Heiligenlexikon.)

---

127. Die selige Diemudis, Klosterjungfrau.

(Den 30. März.) † 1120 ungefähr.

Zur Zeit, als die selige Herluka in Epsach und dann in Bernried ein gottseliges Leben führte, lebte in Wessobrunn eine ausgezeichnet fromme Jungfrau, Namens Diemudis. Von Jugend auf hatte sie sich vom Verderben der Welt frei erhalten und in aller Gottseligkeit geübt. Sie trug in sich ein sehnsüchtiges Verlangen nach gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt. Der Abt des Klosters Wessobrunn, der ihr Seelenführer war, billigte ihr Verlangen nach Einsamkeit und gestattete, daß sie in einsamer Zelle zunächst an der Kirche wohnen durfte. Unermüdet in den strengsten Bußübungen ertrug sie Hunger und Kälte mit freudiger Hingebung an ihren Erlöser. Die meisten Stunden des Tages und der Nacht oblag sie dem Gebete und der geistigen Beschauung. Mit ihrer geistesverwandten Freundin Herluka unterhielt sie fortwährenden Briefwechsel und Gemeinschaft des Gebetes. Neben ihren frommen Uebungen beschäftigte sie sich mit dem Abschreiben heiliger Bücher. Noch zur Zeit der

Klosteraufhebung fand man etliche und fünfzig Bände, von ihrer Hand mit größter Pünktlichkeit und ausgezeichneter Schönheit geschrieben.

Nach einem langen strengen Leben, voll Arbeit und Bußübungen, ward die treue Dienerin des Herrn endlich aus ihrem zeitlichen Gefängnisse erlöst und in die Freude des Herrn aufgenommen am 29. März, wahrscheinlich zu Anfang des zwölften Jahrhunderts. Ihr Leichnam wurde neben dem seligen Abte Thiento begraben, der mit sechs Gefährten von den Hunnen war erschlagen worden. Im Jahre 1709 wurden ihre Reliquien erhoben, in einen zinnernen Sarg gelegt und in der Klosterkirche beigesetzt.

(Braun, Lechner.)

128. Der ehrwürdige Egino, Abt.

(Den 15. Juli.) † 1122.

Im Jahre 1012 hatte Bischof Bruno, der Bruder des heiligen Kaisers Heinrich, an der Kirche der heiligen Afra in Augsburg ein Benediktinerkloster errichtet. Zwölf Mönche mit dem heiligen Reginbald waren aus Tegernsee dahin berufen worden. Dieses Kloster erhob sich bald zu einer ausgezeichneten Blüthe und wurde eine Pflanzschule des Klerus.

Im Jahre 1080 trat in dieses Kloster Egino als Mönch ein. Er war von Augsburg gebürtig und von dem frommen und gelehrten Abte Diemar unterrichtet und für das Ordensleben begeistert worden. Nach dem Tode des ehrwürdigen Diemar kam das Kloster der heiligen Afra in die Hände schismatischer Aebte. Damals saß nämlich ein ganz weltlich gesinnter Mensch, Namens Herimann, auf dem bischöflichen Stuhle zu Augsburg. Der Bruder dieses Heri-

mann, Graf Ulrich, hatte diesem das Bisthum um 50 Talente von Heinrich IV. erkauft. In ähnlicher Weise wurde auch die Abtei St. Afra verschachert. In dieses Unwesen konnte sich Egino, der eine bessere Ordnung gewöhnt war, nicht finden. Er verließ Augsburg und begab sich in das Kloster St. Blasius im Schwarzwalde. Daselbst hielt sich eben der heilige Bischof Gebhard von Constanz auf. Derselbe war durch Heinrich IV. von seinem bischöflichen Sitze vertrieben und lebte in diesem Kloster in der Verbannung. Er fand ausserordentliches Wohlgefallen an dem jungen Mönch Egino, schenkte ihm sein ganzes Zutrauen und sendete ihn in Angelegenheiten der Kirche Deutschlands nach Rom.

Während dieser Zeit war das Kloster St. Afra durch drei Aebte, welche Heinrich IV. und Heinrich V. über dasselbe gesetzt hatten, ganz herabgekommen. Von einer klösterlichen Ordnung war nichts mehr zu sehen. Die gottesfürchtigen Männer, die noch im Kloster lebten, zogen sich zurück und dienten dem Herrn in ihrer verborgenen Zelle. Als auch der Dritte dieser Eindringlinge das Kloster wieder verließ, erwachte unter den zurückgebliebenen Mönchen das Verlangen nach klösterlicher Zucht und nach Wiederherstellung der Ordnung. Sie wählten den abwesenden Egino einstimmig zu ihrem Abte, sendeten eine Botschaft an ihn und baten ihn, in ihr Kloster zurückzukehren und die Leitung desselben zu übernehmen. Das geschah im Jahre 1109.

Gerade damals hatte sich der excommunizirte Bischof Herimann zum Scheine mit der Kirche ausgesöhnt und war wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen worden. Man hielt es für eine aufrichtige Besserung. Darum riethen dem Egino seine Freunde zur Rückkehr in sein Kloster. Selbst der heilige Bischof Gebhard drang in ihn, er sollte

die Leitung des verwahrlosten Klosters übernehmen. Nach langem Widerstreben ließ sich Egino endlich überreden und ging nach Augsburg.

Bischof Herimann schien über die Rückkehr Egino's sehr erfreut und suchte dessen Vertrauen zu gewinnen. Egino traute ihm, wie er in seinem letzten Schreiben an seine Mitbrüder selbst bekennt, Anfangs zu viel, zog sich aber in der Folge, je gründlicher er dessen Unredlichkeit kennen lernte, immer mehr von ihm zurück. Um so eifriger hing er an seinem Kloster. Die Wiederherstellung der Zucht lag ihm allermeist am Herzen. Mit Gottes Hilfe gelang ihm dieß Werk so glücklich, daß gar bald mehrere edle, vom guten Geiste beseelte Jünglinge in das Kloster eintraten und unter seiner Leitung sich einem gottseligen Leben widmeten.

Indessen (1112) erhoben sich neue Anklagen gegen Herimann. Die Untersuchung wurde vom Papste Pascalis II. dem Erzbischof Adelbert von Mainz übertragen. Dieser beauftragte den Abt Egino, in dieser Angelegenheit zu der Synode nach Würzburg zu kommen. Egino berichtete die ganze Sache an Herimann, der sich eben in der Lombardei befand, und bat ihn, selbst nach Rom zu gehen und sich dort zu verantworten und zu unterwerfen. Herimann hatte keine Lust, sich persönlich zu stellen, und wußte durch seine List und durch willfährige Gehilfen sich beim Papste wieder einzuschmeicheln, so daß die Untersuchung gegen ihn vereitelt wurde. Nach dem Tode Pascalis II. zog er mit Heinrich V. nach Rom, half ihm den rechtmäßig gewählten Papst Gelasius II. vertreiben und hing mit dem Kaiser dem Afterpapst Gregor VIII. an. Dadurch verfiel er auf's Neue der Excommunikation. Dieselbe wurde durch den Erzbischof Adelbert von Mainz ausgesprochen und vom Abt Egino in Augsburg verkündet.

Als Herimann aus Italien nach Augsburg zurückkam, wurde er von Niemand als Bischof anerkannt. Egino mied jedes Zusammenkommen mit ihm und befahl seinen Mönchen, den Umgang mit ihm zu fliehen. Bald darauf erfolgte eine Einladung des Abtes und der augsburgischen Geistlichkeit auf die Synode zu Fritzlar vom Erzbischof von Mainz mit erneuter Excommunikation des Herimann. Egino theilte auch dieses Schreiben den Geistlichen mit; allein die Geistlichen zogen den schlechten Frieden mit Herimann ihrer Pflicht vor, und so fiel der ganze Zorn Herimann's auf den frommen Abt und sein Kloster. Der excommunizirte Bischof versprach schweres Geld oder fette Benefizien demjenigen, der ihm Egino's Kopf bringen würde. Schon drohte ihm das Mordbeil; allein Gott beschützte seinen treuen Diener und half ihm zur Flucht.

Nachdem der Hirte geschlagen war, wurden die Schafe zerstreut. Zehn Jahre hatte das Kloster unter Egino's Leitung den Frieden und Wohlstand erhalten. Jetzt sollte Alles zerstört werden, was Egino geistig und materiell gebaut hatte. Auf Befehl des rachgierigen Bischofs wurde das Kloster St. Afra von Soldaten überfallen, und alle Mönche wurden aus der Stadt verjagt. Keiner wollte den Andern verlassen; Alle verlangten, mit ihrem geliebten Abte zu leben und zu sterben. Mit Thränen nahmen sie Abschied von der geheiligten und nun entweihten Zufluchtsstätte. Wunderbar wurden sie gegen ihre Verfolger geschützt. Vereint mit ihrem frommen Abte begaben sie sich, auf dem rechten Lechufer fortwandelnd, in das Kloster St. Peter in Thierhaupten. Hier empfing man sie mit größter Freude und innigster Theilnahme. Man ehrte sie als treue Bekenner der Wahrheit und als Märtyrer für die göttliche Ordnung.

Der Aufenthalt der Verbannten in dem gastlichen Kloster dauerte nicht lange. Schon nach sieben Tagen forderten die Bürger Augsburgs mit Ungestümm vom Bischof die Zurückberufung der Mönche. Herimann gab die Erlaubniß. Den zurückkehrenden Mönchen ging eine große Menge Volks sammt der Geistlichkeit weit entgegen. Unter lautem Jubel und zur allgemeinen Freude wurden sie wieder in die Stadt und in ihr Kloster eingeführt. Nur der Abt blieb in Thierhaupten.

Da dieser Gewaltstreich einen so schlimmen Ausgang für den Bischof genommen hatte, so sann dieser jetzt auf andere Mittel, des ihm lästigen Abtes los zu werden. Er suchte die Mönche ihm abwendig zu machen, stellte ihnen vor, der Feind des Bischofes könne nicht ihr Abt sein, und rieth ihnen, einen andern Abt aus ihrer Mitte zu erwählen. Allein auch dieß Mittel blieb ohne Erfolg. Die Mönche hielten jetzt um so fester an ihrem Abte und wiesen jede solche Zumuthung zurück. Die Bürger standen auf Seite des Abtes, und so war ihm nicht beizukommen. Nun gab sich Herimann den Schein, als wollte er sich mit dem Abte aussöhnen, und lud ihn ein, in seine bischöfliche Wohnung nach Augsburg zu kommen. Egino glaubte wirklich, es sei aufrichtig gemeint, und schickte sich an, zu Herimann zu gehen. Auf dem Wege kam ihm ein Bote entgegen, der ihm von seinen Mitbrüdern ein Schreiben brachte, worin er vor diesem Gange gewarnt wurde. „In und ausserhalb der Stadt hat dir Herimann Netze gelegt" — so hatten ihm die Brüder berichtet. Egino kehrte wieder um und entkam auf diese Weise dem sichern Tode.

Welchen Einfluß Herimann auf die Mönche bei St. Afra während der Verbannung ihres Abtes ausübte, dafür zeugt

nachstehende betrübende Begebenheit. Auf seiner Rückreise aus Italien kam Heinrich V. mit zwei schismatischen Bischöfen nach Augsburg und begab sich mit denselben auch in das Kloster St. Afra. Statt denselben die Pforte zu versperren, nahmen die Mönche sie freundlich auf, obgleich es ihnen Egino verboten hatte. Darüber machte ihnen der Abt in einem Schreiben ernste Vorwürfe: „Ihr habt der Furcht des Herrn und der väterlichen Liebe vergessen; einem fremden Hirten, einem Feind der klösterlichen Ordnung habt ihr Folge geleistet . . . . Das Gelübde des Gehorsams, das ihr mir vor Gott und den Heiligen geschworen, habt ihr verletzt.“ Dann ermahnt er sie, zu ihm zu kommen und in Vereinigung mit ihm zu leben; er werde sie mit Freuden aufnehmen. Auf diese Mahnung hin verließen Mehrere das Kloster. Einige kamen zu ihrem Abte Egino, andere aber blieben im Kloster und in der Gemeinschaft mit dem excommunizirten Bischof Herimann.

Auch von den Bürgern Augsburgs hatte Herimann einige auf seine Seite gebracht und gegen den frommen Abt aufgehetzt. Diese warfen dem treuen Diener der Kirche Hartnäckigkeit vor. Egino vertheidigte sich in einem Schreiben an sie: „Ihr wisset ja, wie ich unter euch gewandelt habe. Nie habe ich etwas wider das Recht, wider des Klosters und der Stadt Wohl geredet. Nie habe ich etwas Zweideutiges gesprochen, wodurch ich die Verbannung verdient hätte. Die Brüder sind mir im Gehorsam gefolgt. Es ist Unrecht, daß ihr einen Menschen, der alles Heilige mit Füßen tritt, fürchtet und kein Bedenken tragt, ihm euch zu unterwerfen. Ueberleget es selbst in Ruhe, und ihr werdet sehen, daß ich immer die Wahrheit gesprochen habe. Ich lebe der Hoffnung, daß ihr von aller Verfolgung gegen mich abstehen werdet.“

Kurz vor seinem Tode schrieb Egino nochmal an die Einwohner Augsburgs, um seine Handlungsweise zu rechtfertigen und sie an ihre Pflicht zu erinnern. Er hatte sich im Auftrage der zu Mainz versammelten Bischöfe nach Rom begeben, um dem Papste über die Verhältnisse in Augsburg getreuen Bericht zu erstatten. Er beschreibt seine Reise in diesem Schreiben selbst: „Allenthalben stieß ich auf Nachstellungen. Nur auf Abwegen gelangte ich endlich nach Placentia. Hier bestahl mich mein Bedienter und floh davon. Nur mein Pferd war mir geblieben. Ich verzweifelte oft an Vollendung meiner Reise. Dennoch hatte ich ein unbegrenztes Vertrauen auf den Herrn. Wir stiegen über steile Gebirge, durchwanderten wüste Gegenden, wo wir Hunger und Durst litten und keines Menschen Spur fanden. Doch wurden wir für die Mühseligkeiten unserer Reise reichlich belohnt. Zu Rosella am Meere trafen wir den Papst. Dieser nahm uns gar freundlich auf und führte uns mit sich nach Rom. Wir sollten seinen Einzug schauen und in unserer Heimath von dem Triumphe der Kirche erzählen .... Als der Papst in die Nähe der Stadt kam, kamen ihm größere und kleinere Kinder mit Palmzweigen in der Hand entgegen und stimmten Lobgesänge an. Mit einer Krone auf dem Haupte zog der heilige Vater mitten durch die Stadt, die mit Gold und allerlei Zierde festlich geschmückt war .... Vom 3. Juni bis 1. Juli war ich fortwährend in der Nähe des heiligen Mannes. Noch immer sehne ich mich nach diesem Genusse. Alles an ihm schien eine wunderbare Wirkung des heiligen Geistes zu sein — die Freundlichkeit seines Antlitzes, vereint mit heiligem Ernste, das Liebliche in seinen Worten mit der Macht seiner Rede, seine weise Mäßigung in allen Dingen, im Fasten und Wachen und die

innere Harmonie seines ganzen Wesens — Alles war Gottes Werk . . . . Aus seinen Händen empfing ich die heilige Kommunion, aus seiner Hand den Segen. Dann schickte ich mich nach mehrmaligem Abschiedskusse zur Rückkehr an. Bei Ostia bestieg ich dasselbe Schiff mit dem Bischof von Aachen. Mein Bruder Udalscalk, der bisher an allen meinen Mühseligkeiten Theil genommen hatte, konnte nicht mehr in unser Schiff aufgenommen werden. Er mußte ein anderes besteigen, das zu gleicher Zeit mit uns abfuhr. Allein durch einen Sturm wurden unsere Schiffe getrennt. Vierzehn Tage konnte ich nichts mehr von ihm sehen noch erfahren. Der Kummer um den Bruder machte mich ganz krank. Man mußte mich nach Pisa bringen. Wie mich da der Bruder gefunden habe, und wie es mir ergangen sei, das wird er euch getreulich erzählen und meine Seele eurem Gebete empfehlen."

Von dieser Krankheit genas der fromme Abt nicht mehr. Das Ende seines mühevollen Lebens unter lauter Widersprüchen und Verfolgungen erreichte ihn in fremdem Lande. Er wurde in das Kloster der Kamaldulenser in Pisa gebracht und daselbst mit aller Sorgfalt gepflegt. Seinem Reisegefährten übergab er noch den Brief an die Augsburger und trug ihm auf, seine Mitbrüder zum treuen Verharren in der Einheit der katholischen Kirche unter dem rechtmäßigen Oberhaupte zu ermahnen. Dann ließ er sich mit den heiligen Sterbsakramenten versehen und erwartete mit voller Ergebung in den Willen des Herrn den Tod. Es war der 15. Juli 1120. Die um ihn versammelten Mönche beteten eben den Psalm: „Lobet, ihr Kinder, den Herrn, lobet den Namen des Herrn!" Als sie zu dem letzten Verse kamen: „Er läßt die Unfruchtbare im Hause wohnen als freudige

Mutter von Söhnen" — gab der ehrwürdige Pilger seinen Geist auf. Sein Leichnam wurde in der Klosterkirche zum heiligen Michael neben den Grabstätten der Erzbischöfe von Pisa begraben. In Pisa wird das Andenken des Seligen alljährlich am 15. Juli gefeiert. An seinem Grabe geschahen Wunder, und das Martyrologium der Benediktiner führt ihn unter der Zahl der ehrwürdigen Diener Gottes auf. Zum Schlusse muß noch erinnert werden, daß der Bischof Herimann, durch schwere Heimsuchungen geprüft, in der späteren Zeit in Vereinigung mit der Kirche gestanden und durch viele fromme Stiftungen das früher verübte Unheil wieder gut zu machen bemüht war. Derselbe starb erst 10—12 Jahre nach dem ehrwürdigen Abte Egino.

(Braun.)

---

129. Der selige Ulrich, Bischof von Passau.

(Den 7. August.) † 1121.

Nach dem Tode des Bischofs Embriko von Augsburg (30. Juli 1077) erhielt diese Kirche zwei Bischöfe auf einmal. Der eine, Sigefried, war vorher Heinrichs IV. Hofkaplan gewesen und wurde von diesem als Bischof aufgenöthiget. Der andere, Namens Wigold, war von Herzog Welf aufgedrängt. In dieser traurigen Zeit hatte die Kirche Augsburgs einen vortreflichen Propst, den seligen Ulrich, den Paul von Bernried, der Verfasser des Lebens der seligen Herluka, einen Mann von unbeschreiblicher Tugend nennt.

Im Jahre 1091 war der selige Bischof Altmann von Passau, dieser treue Kämpfer für die Kirche Gottes gestorben. Der rechtgläubige und eifrige Erzbischof Thiemo von Salzburg kannte keinen, der würdiger gewesen wäre, Altmanns

Nachfolger zu werden, als diesen vortrefflichen Propst Ulrich von Augsburg. Ulrich hatte nemlich während der heftigsten Stürme, unter den ärgsten Verfolgungen, mit unverbrüchlicher Treue und Standhaftigkeit zum rechtmäßigen Oberhaupte gehalten, mit aller Kraft gegen Simonie und Lasterhaftigkeit gekämpft und sich selbst in allen Stücken untadelich bewährt.

Ulrich war fünfundsechzig Jahre alt, als er am Pfingstfeste 1092 vom Erzbischof Thiemo mit Beihilfe der Bischöfe von Constanz und Worms zum Bischof geweiht wurde. Durch diese Wahl wurden die Rechtgläubigen sehr getröstet und in ihrem Vertrauen, daß die gerechte Sache einmal siegen, und die unselige Trennung ein Ende erlangen werde, mächtig bestärkt.

Der neue Bischof trat ganz in die Fußstapfen des seligen Altmann. Durch seine Tugend und seinen Eifer für die Kirche Gottes erwarb er sich das Zutrauen des römischen Stuhles in so hohem Grade, daß er zum Legaten des Oberhauptes der Kirche in ganz Deutschland ernannt wurde. Schon im Anfange seines bischöflichen Amtes wirkte Ulrich Großes und Fruchtbringendes für seine Diözese. Besonders lag ihm die Verbesserung und Vermehrung der Klöster sehr am Herzen. Als er sah, daß die Chorherrn in dem von Altmann gestifteten Kloster Göttweih ihrem Zwecke nicht recht entsprachen, ließ er schon im Jahre 1094 Benediktinermönche von St. Blasien im Schwarzwald kommen und übergab diesen vortrefflich geübten Ordensmännern die Stiftung seines Vorfahrers. Auch in andern Klöstern schuf er heilsame Reformen. Durch seinen Eifer für die kirchliche Zucht, durch seine Strenge gegen gewissenlose Geistliche und durch seine treue Anhänglichkeit an das rechtmäßige Oberhaupt machte er sich bei Heinrich IV. so verhaßt, daß ihn dieser seines Bis-

thumes entsetzte und dasselbe einem gewissen Thiemo gab. Dieser Eindringling verfolgte und plagte den rechtmäßigen Bischof auf alle erdenkliche Weise. Ulrich sah ein, daß seine Anwesenheit in Passau nichts mehr nütze, und flüchtete im Jahre 1099 in das Kloster Raitenbuch in Oberbayern, gegen den Lech und die Alpen hin. Hier war er durch den Herzog Welf gegen alle weitern Verfolgungen geschützt. Hier lebte er nahehin zwei Jahre lang, ganz dem Gebete und den Uebungen der Gottseligkeit sich weihend.

Im Jahre 1101 zogen viele Adeliche, Bischöfe und Mächtige des Reiches, unter ihnen auch der Erzbischof Thiemo von Salzburg ins gelobte Land, um die Herrschaft der Gläubigen in Jerusalem gegen die Ungläubigen zu beschützen und zu befestigen. Bischof Ulrich schloß sich diesem Kreuzzuge an. Die meisten seiner Gefährten kamen auf dem Wege um. Viele derselben, unter ihnen Erzbischof Thiemo, wurden grausam zu Tode gemartert. Bischof Ulrich, die frommen Pilger so dahinsterben sehend, machte das Gelübde, ein Kloster zu gründen, wenn er wieder zurückkommen und sein Bisthum aufs Neue antreten werde.

Ulrich kam glücklich wieder in Passau an und konnte die Leitung dieser Kirche übernehmen. Zur Danksagung für diese Rettung erfüllte er sein Gelübde und erbaute im Jahre 1105 das Kloster Herzogenbusch für regulirte Chorherren. Er nahm sich jetzt besonders der Klöster Göttweih und Fornbach an und versah dieselben mit ausgezeichneten Aebten. Bei Passau rief er das Kloster St. Nikolaus wieder ins Leben und unterstützte die Gründung des Klosters Seitenstetten. Unter ihm wurde das Kloster Mölk von aller andern geistlichen Gerichtsbarkeit befreit und unmittelbar dem päpstlichen Stuhle untergeordnet. Mehrere Kirchen seines

Bisthums wurden durch ihn geweiht. Als der heilige Otto, Bischof von Bamberg, das Kloster Prüfening gegründet und den gottseligen Erminold als Abt für die neue Stiftung bestimmt hatte, ertheilte Ulrich demselben die Weihe.

Ganz besonders nahm sich der fromme Bischof seiner eigenen Domkirche und seiner Domgeistlichkeit an. Die Verherrlichung des Hauses Gottes und die Verbesserung der Diener des Herrn lag ihm vor allem Andern am Herzen. In letzterer Beziehung hatte er schwere Arbeit. Während der heillosen Spaltung hatte arge Zuchtlosigkeit eingerissen. Es gelang ihm mit Gottes Hilfe, viel Böses abzustellen und viel Heilsames anzuordnen. Eine unbeschreibliche Freude wurde ihm zu Theil, als sich im Jahre 1120 die heiligen Reliquien des Bischofs Valentin wieder fanden. In größter Feierlichkeit wurden dieselben in Gegenwart mehrerer Bischöfe und einer unübersehbaren Volksmenge in der Domkirche zur Verehrung ausgesetzt, und Gott verherrlichte seinen treuen Diener Valentin durch viele Wunder, die bei der Erhebung seiner Reliquien an vielen Kranken und Preßhaften gewirkt wurden. (S. 50.)

Nach dieser erhebenden Feierlichkeit lebte der ehrwürdige Bischof noch ein Jahr lang. Unter den heftigsten Stürmen der Verfolgung in Augsburg uud in Passau, in den bittersten Widerwärtigkeiten und in unabläßiger Mühe und Arbeit hatte er seine Lebenstage bis auf 95 Jahre gebracht. Er starb im 29. Jahre seines bischöflichen Amtes selig im Herrn, den 7. August 1121. Sein Leichnam wurde in der Domkirche zu Passau zur Erde bestattet.

(Braun. Hurter.)

130. Der heilige Gualfard, Einsiedler.

(Den 30. April.) † 1127.

Dieser Heilige wurde um die Mitte des eilften Jahrhunderts in Augsburg geboren und christlich auferzogen. Nachdem er die nothwendigen Kräfte erlangt hatte, lernte er in seiner Heimatstadt das Sattlerhandwerk. Seines Gewerbes kundig und in der christlichen Tugend befestiget, verstand er sich mit einem gleichgesinnten Genossen, Namens Sighart, zu einer Wanderung nach Italien. Sie schlossen sich augsburgischen Kaufleuten an und kamen glücklich nach Verona. Dieß geschah im Jahre 1096.

In dieser Stadt des wonniglichen Italiens gefiel es dem gemüthvollen Gualfard gar wohl. Die vielen prachtvollen Kirchen entzückten ihn, und mit innigster Freude wohnte er den vielen, majestätisch gefeierten Gottesdiensten in diesen Kirchen bei. Zudem fand der fleißige Schwabe Gelegenheit, sein Handwerk auszuüben und sich darin zu vervollkommnen. So emsig er an den Sonn- und Festtagen in den Kirchen und Klöstern dem Gottesdienste beiwohnte, eben so unermüdet war er an Werktagen in seiner Werkstätte. Darum war er auch bei seinen Meistern gar wohl gelitten.

Weil Alles seinem frommen Sinne und seiner Liebe zur Arbeit so ganz zusagte, so beschloß Gualfard, in Verona zu verbleiben. Er arbeitete mit unverdrossenem Fleiß und verdiente sich großen Lohn. Er lebte äußerst sparsam und vertheilte das Erübrigte unter die Armen. Durch diese seine Wohlthätigkeit wurde er unter dem Volke, und insbesondere unter den Armen, immer mehr bekannt. Die Freigebigkeit eines armen Arbeiters machte in jener habsüchtigen und verkommenen Zeit großes Aufsehen. Zudem sah man den un-

ermüdeten Arbeiter alle Sonn- und Festtage am Tische des Herrn.

Allein je mehr der fromme Gualfard bekannt wurde, desto mehr suchte er sich zu verbergen. Das Aufsehen der Leute auf ihn war ihm zuwider, und zudem kamen noch andere Nachstellungen und Versuchungen. Er wollte das Heil seiner Seele sicher stellen, und sehnte sich darum nach einem stillen, ganz in Gott verborgenen Leben. Fern von dem weltlichen Thun und Treiben der Menschen, wollte er in der Einsamkeit Gott dienen.

Ueber diese Angelegenheit berieth er sich mit seinem Beichtvater. Dieser billigte sein Vorhaben und gab ihm eine Anleitung, wie er in der Einsamkeit die ersehnte Heiligung seines Innern und die Vollkommenheit in den christlichen Tugenden gewinnen könne. Jetzt vertheilte er noch Alles, was er hatte, unter die Armen, und verließ nach einem nicht volle zwei Jahre dauernden Aufenthalt die herrliche Stadt. Niemand, außer seinem Beichtvater, wußte von seinem Vorhaben. Er begab sich in den nahe gelegenen Forst, den der Etschfluß durchströmt, und suchte daselbst im Dickicht des Waldes, in bedeutender Entfernung von der Stadt, seinen künftigen Aufenthalt. An der ihm passend erscheinenden Stelle erbaute sich der fromme Einsiedler eine Hütte, um sich gegen Unwetter zu schützen, reutete die wilden Gesträuche aus und legte sich ein kleines Gärtchen an, um in demselben die zur Nahrung nothwendigen Kräuter und Gartengewächse zu pflanzen.

Hier lebte er nun ganz nach Art der alten Einsiedler in der thebäischen Wüste, im strengsten Fasten und in den härtesten Bußübungen. Er durchwachte ganze Nächte im Gebete und in himmlischer Betrachtung. Zur Kasteiung seines

Leibes verfertigte er für sich ein Panzerhemd aus Eisendraht mit unzähligen Spitzen, die ihm ins Fleisch eindrangen. Dieß Panzerhemd wurde noch vierhundert Jahre lang nach seinem Tode bei seinem Grabe aufbewahrt und den Gläubigen gezeigt. Erst im sechzehnten Jahrhunderte ist es weggekommen, und Niemand wußte, wo man es hingebracht hat. — Bei solchen Uebungen erlangte der fromme Einsiedler von Gott die Gnade der erhabensten Contemplation. Er lebte in dieser Einsamkeit ein den Engeln gleiches, himmlisches Leben.

Zwanzig Jahre brachte Gualfard in dieser Einsamkeit zu, ohne daß ein Mensch, außer seinem Beichtvater, etwas davon wußte. Auf einmal wurde er entdeckt. Er holte eben aus dem nahen Etschflusse das nothwendige Wasser, als Schiffsleute vorüberfuhren. Diese hatten hier nie einen Menschen gesehen und waren begierig, zu erfahren, wer an dieser Stätte lebe. Sie hielten an, stiegen ans Land und kamen in die Einsiedelei des Heiligen. Die Schiffer führten ihn mit Gewalt nach Verona. Hier trafen ihn einige Landsleute von Augsburg und erkannten ihn. Diese nahmen sich des frommen Einsiedlers an, verschafften ihm nahe bei der Kirche zu St. Peter eine Wohnung und sorgten für seinen nöthigen Unterhalt. Gualfard genoß das Wenigste von dem, was man ihm zubrachte; das Meiste vertheilte er an die Armen. Mitten in der Stadt führte er sein Einsiedlerleben fort, und wenn er manchmal in seinen himmlischen Betrachtungen gestört wurde, so tröstete ihn dafür der Gedanke, daß er wieder in den Stand gesetzt sei, den Armen Wohlthaten zu erweisen, was er in der Einsamkeit nicht gekonnt.

Bei der großen Ueberschwemmung Veronas durch die Etsch, im Jahre 1117, war der Heilige genöthiget, die Stadt

zu verlassen. Er flüchtete sich zur Kirche der heiligsten Dreifaltigkeit außer der Stadt und wohnte eine Zeit lang daselbst. Nun kamen die Bürger Verona's zu ihm heraus und nöthigten ihn, wieder in die Stadt zurückzukehren. Sie erbauten ihm nächst bei der Salvatorskirche, im sogenannten Königshofe, eine ganz enge Zelle, die fortan sein Aufenthalt wurde.

In dieser Zelle lebte der Heilige ganz dem Gebete und der Contemplation, unabläßig seinen Leib kasteiend durch Fasten und Wachen. Zehn Jahre vergingen während dieses seines Aufenthaltes an der Salvatorskirche. Viele Kranke und Krüppelhafte kamen zu ihm und erhielten durch sein Gebet Gesundheit und Heilung. Endlich kam die Stunde seiner Erlösung. Am 30. April 1127 starb der gottselige Einsiedler den Tod des Gerechten. Er hatte verlangt, daß man seinen Leichnam auf der Straße vor der Kirchthüre begraben sollte, damit er von allen Aus- und Eingehenden mit Füssen getreten würde. Allein diesen seinen Wunsch konnte man nicht erfüllen. Die ganze Stadt hatte ihn schon längst als einen Heiligen verehrt. Es wurde ein kunstreich gearbeiteter steinerner Sarg herbeigeschafft und in eine Mauernische neben dem Hochaltar der Salvatorskirche hingestellt. In diesen Sarg legte man den Leichnam des Heiligen, und hier blieb er nahezu vierhundert Jahre lang als ein Gegenstand der Verehrung des gläubigen Volkes. Die Sattlerzunft zu Verona erwählte den Heiligen zu ihrem Patron. Später wurde er auch in Rom und in andern Städten Italiens als besonderer Schutzpatron der Sattler verehrt. Die Sattlerzunft in Verona ließ ihm zu Ehren einen neuen Altar in der Salvatorskirche erbauen. Der Leichnam des Heiligen wurde aus dem steinernen Sarge erhoben und in einem Behältnisse von Krystallglas auf dem neuen Altar

zur Verehrung der Gläubigen ausgesetzt. Dieß geschah im Jahre 1507 am Weihnachtsfeste, unter dem Zulaufe einer unübersehbaren Volksmenge.

Fast 100 Jahre darauf, im Jahre 1602, ist auch den Augsburgern der Wunsch gekommen, etwas von den Reliquien ihres heiligen Landsmannes zu erhalten. Der Stadtpfleger Marx Welser bewarb sich besonders darum. Sie erhielten vier Stückchen heiliger Gebeine, darunter ein größeres von einem Schienbeine, und vier Stückchen von der Hirnschale des Heiligen. Diese Reliquien wurden am Tage der Einweihung in der neuerbauten Kapuzinerkirche mit großer Feierlichkeit vom Bischof Heinrich V. ausgesetzt. Es geschah dieß am 27. Oktober. Seitdem wird das Fest dieses Heiligen an eben diesem Tage in der ganzen Diözese Augsburg kirchlich begangen. Zur Zeit der Zerstörung vieler Kirchen, im Anfange dieses Jahrhunderts, wurde auch die Kapuzinerkirche in Augsburg zerstört, und die Reliquien des heiligen Gualfard fielen dem Kapuzinerkloster in Dillingen zu. Am 5. September 1858 wurden sie in das neuerrichtete Capuciner-Hospitium zu St. Sebastian in Augsburg übertragen, wo sie noch verehrt werden.

(Braun. Heiligenlexikon.)

---

131. Der gottselige Bruno, erster Abt von Scheyern.

(Den 16. Sept.) † 1127 od. 1128.

In den unheilvollen Zeiten Heinrichs IV., wo mit wenig Ausnahmen alle geistlichen und weltlichen Machthaber zu dem excommunizirten Kaiser hielten, gab eine Frau, die Wittwe des großen Otto II. von Scheyern, die Ahnfrau unsers Regentenhauses, das Beispiel heldenmüthiger, treuer Anhäng-

lichkeit an die Kirche. Es ist dieß die fromme Hazaga (Haziga), die Gründerin des Benediktinerklosters, das jetzt in Scheyern ist. Die Sorge für die Erziehung ihrer unmündigen Kinder, von denen der älteste Sohn beim Tode ihres Gemahls erst 17 Jahre zählte, war wohl ihre nächste, aber nicht ihre einzige Angelegenheit. Wie alle Rechtgläubigen des Adels in jener Zeit, so hatte auch sie sich an den Abt Wilhelm von Hirschau, diesen edeln Bayer, angeschlossen, um von ihm geleitet zu werden in den gefahrvollen Stürmen der unheilvollen Zeit. Von ihm erhielt sie zur Bevölkerung des Klosters Bayerisch-Zell zwölf Kleriker und zwölf Layenbrüder. Dieses Kloster wurde bald darauf nach Vischbachau verlegt. Für dasselbe hatte Otto II. von Scheyern nach seiner Kreuzfahrt vom Papst Paschalis II. im Jahre 1102 einen oberhirtlichen Schutzbrief erhalten. Allein bald zeigte es sich, daß die Lage von Vischbachau nicht geeignet sei. Der edle Sohn der frommen Hazaga und der Graf Berthold von Burkheim bei Rain beantragten und vermittelten eine Verlegung des Klosters in die Burg Glaneck bei Eisenhofen (Usenhofen an der Glon, südlich von Scheyern), und die meisten Mönche von Vischbachau wanderten nun in dieß neue Kloster. Papst Paschalis II. ertheilte auch dieser Stiftung einen Bestätigungs- und Schirmbrief, in dem er der Schenkungen des Grafen Berthold, des für die Religion begeisterten Otto von Scheyern, der frommen Hazaga und ihrer ältern Söhne gedenkt.

Am 3. Jäner 1107 stellte Heinrich V., der mit den edeln und vielvermögenden Grafen von Scheyern in gutem Vernehmen zu sein wünschte, in Regensburg einen Schutzbrief für das neue Kloster Usenhofen aus, das man den St. Petersberg nannte.

Im Jahre 1111 wurde Bruno Abt dieses Klosters, dessen Kirche noch steht. Er war der nächste Verwandte des kaiserlichen Hauses; allein die Ehre, ein demüthiger Jünger des armen Jesus zu sein, galt ihm weit mehr, als alle Auszeichnungen und Ehren der Welt. Deßwegen hatte er schon früher die Welt verlassen und sich in das berühmte Kloster Hirschau begeben, um seine Seele zu retten. Unter der Leitung des gottseligen Abtes Wilhelm hatte er ausgezeichnete Fortschritte im geistlichen Leben gemacht. Er war unter den zwölf Klerikern gewesen, welche auf das Verlangen der frommen Hazaga nach Bayerisch-Zell gesendet wurden. Unter ihm blühte die Zucht und Ordnung in dem neuen Kloster; allein der gänzliche Mangel an dem nothwendigen Trinkwasser machte die Versetzung des Klosters an einen andern Ort sehr erwünscht.

Indessen hatte sich der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, wie er sich jetzt nannte, mit Heinrich V. enge verbunden und sich auch an jenem Heerzuge betheiliget, in dem der Papst Paschalis II. in tyrannischer Weise war gefangen gehalten worden. Dadurch hatte er den päpstlichen Bannfluch auf sich geladen. Um von diesem Banne los zu werden, wendete sich Otto im Jahre 1121 an den Papst Calixt II., den rechtmäßigen Nachfolger des Papstes Paschalis, und erbot sich zu einer entsprechenden Büßung. Der Papst ertheilte ihm die Lossprechung und legte ihm die Stiftung eines Klosters zur Buße auf. Diese Buße übte er nach allgemeiner Meinung durch Stiftung des Klosters Scheyern. Bald war der Bau des Klosters zu Stande gebracht.

Am 26. März 1123 genehmigte Papst Calixt II., daß die Mönche von Usenhofen mit ihrem Abte Bruno in das neue Kloster Scheyern übersiedeln durften. Am 25. April 1124 erhielt die neue Stiftung auch die kaiserliche Bestätigung.

Neben dem Kloster stand noch lange Zeit das alte Schloß der Schyren. Der Pfalzgraf Otto III. wünschte selbst, in das von ihm gestiftete Kloster sich zurückzuziehen und mittelst der nahen geistlichen Hilfe sich für die große Reise in die Ewigkeit vorzubereiten. Abt Bruno leuchtete in Scheyern noch mehrere Jahre durch Weisheit und Gottesfurcht und erwarb sich die bleibende Verehrung seiner Brüder und aller nachfolgenden Jünger des heiligen Benedikt. Sein Todesjahr war entweder 1127 oder 1128. Sein Andenken wird jedes Jahr am 16. September gefeiert.

(Damberger. Lechner.)

132. Der heilige Otto, Bischof von Bamberg und Apostel der Pommern.

(Den 2. Juli.) † 1139.

Dieser heilige Bischof stammte aus einer adeligen aber wenig begüterten Familie zu Albach in Schwaben. Sein Vater hieß Otto, seine Mutter Adelhaid. *) Das Geburtsjahr des Heiligen ist entweder 1062 oder 1063. Die Eltern übergaben ihren Sohn schon frühe in den Unterricht, damit er statt der irdischen Schätze, die sie ihm nicht geben konnten, geistigen Reichthum gewinne. Otto hatte diesen Erwartungen der Eltern entsprochen und die Jahre der Selbstständigkeit erreicht, als ihm die Eltern durch den Tod entrissen wurden.

Sein jüngerer Bruder Friedrich hatte sich dem Stande der Krieger gewidmet. Ihm fiel das Gut der Eltern als

*) Die Abstammung Otto's von den Grafen zu Andechs ist eine Behauptung späterer Geschichtschreiber, die nicht bewiesen ist und mit den ältesten Lebensbeschreibungen des Heiligen im Widerspruch steht.

Erbtheil zu. Der Ertrag desselben reichte nur für ihn selber hin; er konnte dem ältern Bruder, der noch auf den hohen Schulen den Studien oblag, nicht viel zuwenden. Otto wollte weder ihm noch seinen Anverwandten lästig fallen. Er hatte das Studium der Poesie und der Philosohie vollendet und war jetzt entschlossen, das Gelernte Andern zu lehren und auf diese Weise seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Zu diesem Zwecke begab er sich um das Jahr 1080 nach Polen. Er hatte gehört, daß in diesem Lande an Lehrern Mangel sei. Sehr bald lernte er die Sprache des Landes, und nun stand ihm ein weites Feld offen. Er bekam Schüler in Menge. Die Reichen und Vornehmen des Landes übergaben ihm ihre Söhne zum Unterrichte. Sein freundliches Wesen und sein stattliches Aussehen gewannen ihm bald die Großen des Reiches. Durch seine strenge Lebensweise wurden aber Alle, die sich ihm naheten, erbaut. Bei seiner Genügsamkeit und Sparsamkeit erwarb er sich mehr, als ihm nothwendig war. Seine Kenntniß der lateinischen und deutschen Sprache machten ihn besonders geeignet für Gesandschaften an Auswärtige. So wurde er bald auch dem Herzoge von Polen Wladislaus bekannt und an dessen Hof gezogen.

Otto hatte schon, ehe er an den Hof des Herzogs kam, die Priesterweihe empfangen und ward nun dessen Hofkaplan. Die ausgezeichnete Geschäftsgewandtheit und Bescheidenheit des jungen Priesters gewannen ihm die Achtung und Liebe des Herzoges und des ganzen Hofes. Otto blieb mehrere Jahre in dieser Stellung.

Im Jahre 1086 starb des Herzogs Gemahlin Judith. Nachdem die Zeit der Trauer vorüber war, drangen die

Großen des Reiches auf eine neue Vermählung des Herzogs Kurze Zeit vorher war die Tochter Heinrichs III., Namens Sophie, die mit dem Könige von Ungarn ehelich verbunden gewesen, Wittwe geworden. Sie hielt sich eben am Hofe ihres Bruders Heinrichs IV. auf. Eine Vermählung des Herzogs mit dieser Wittwe eines Königs und Schwester des Königs von Deutschlands sollte nach der Ansicht der Großen dem Lande Ehre und Vortheil bringen. Der Herzog billigte diese Wahl und sendete seinen Hofkaplan Otto an den König Heinrich IV., daß er in dieser Angelegenheit unterhandle. Heinrich nahm den durch Otto überbrachten Antrag freundlich auf, erklärte jedoch, er müsse darüber mit seinen Räthen sich besprechen. Diese billigten eine solche Verbindung, und Otto brachte die frohe Botschaft dem Herzog zurück. Dadurch hatte sich Otto die höchste Gunst des Herzogs erworben. Dieser behandelte ihn fortan als seinen vertrautesten Freund. Wo immer eine Sendung an den König Heinrich IV. nothwendig war, geschah sie durch Otto.

Auf diese Weise wurde Otto dem Könige von Deutschland bekannt. Dieser erkannte bald die vortrefflichen Eigenschaften des weisen Vermittlers und suchte denselben für sich zu gewinnen. Otto verließ den Hof des Herzogs, von ihm und seiner Gemahlin reichlich beschenkt, und wurde Hofkaplan und Kanzler Heinrichs IV.

Schon vor dieser Zeit hatte Heinrich IV. den Bau des herrlichen Domes in Speier fortgesetzt. Eben jetzt ging der Bau gar läßig. Die Bauleute verwendeten das ihnen übergebene Geld zu ihrer eigenen Bereicherung, und wenn wieder etwas zum Bau aufgewendet werden sollte, so fehlte das Geld. So wurde die Arbeit gar läßig betrieben und mitunter eingestellt. Nun sendete Heinrich IV. seinen Kanzler

nach Speier, daß er das Werk betreibe. Dieser griff das ihm übertragene Geschäft mit größtem Ernste und mit gewissenhafter Treue an. Er war es auch, der das Maaß und die Struktur der Fenster bestimmte und den König bewog, nach der von ihm angegebenen Idee sie bauen zu lassen. Durch seine Bemühung war der majestätische Dom im Jahre 1097 größtentheils vollendet.

Heinrich IV., der neben seinen vielen Lastern auch fromme Anwandlungen haben mochte, verlangte von Otto, daß er täglich mit ihm die Psalmen singe. Otto konnte sämmtliche Psalmen auswendig singen; der König aber hatte ein Buch. Dieses war durch langen Gebrauch ganz unansehnlich geworden. Otto nahm es eines Tages mit sich und gab ihm einen neuen, prachtvollen Einband. Als der König das Buch wieder zur Hand nahm, und über dessen neue Gestalt staunend, nach dem Künstler fragte, der diese Umgestaltung zu Stande gebracht hätte, sagte man ihm, dieß wäre durch Otto geschehen. Darauf sprach der König zu Otto: So wahr Gott lebt! wie du meinem Psalmenbuche sein abgenütztes Gewand ausgezogen und es durch ein neues Prachtgewand verherrlicht hast, so will auch ich Dir das Gewand der Armuth ausziehen und Dich mit neuer Ehre bekleiden.

Bald darauf wurde das Bisthum Bremen erlediget. Heinrich IV. vergab damals alle Bisthümer in Deutschland. Von einer Bischofswahl durch die Geistlichkeit und das Volk hörte man selten mehr etwas. Heinrich übertrug dieses Bisthum seinem Kanzler Otto. Allein dieser weigerte sich es anzunehmen; denn die Verleihung eines Bisthums durch einen weltlichen Fürsten war ihm verdächtig.

Otto war indessen wegen seiner Güte und Liebe, womit er Jedermann Gutes zu erweisen suchte, allgemein be-

liebt. Alle verehrten ihn als einen wahren Diener Gottes. In seiner Gegenwart getraute sich Niemand, auch nur ein unanständiges Wort zu reden. In seinem Aeußern war er höchst einfach und würdevoll.

Nun war am 11. Mai 1102 der Bischof Rupert von Bamberg gestorben, und die Bamberger hatten Gesandte an Heinrich IV. geschickt, um von ihm wieder einen Bischof zu erhalten. Der königliche Hof war ganz umlagert von lauter Werbern um dieses Bisthum. Heinrich IV. konnte lange zu keinem Entschlusse kommen. Schon waren nahehin sechs Monate seit dem Tode des Rupert vorübergegangen. Die Bamberger stellten einen Bittgang auf den Michaelsberg an, um einen guten Bischof vom Herrn zu erbitten. Es war der Sonntag vor Weihnachten. Ihr Gebet wurde erhört. Durch Heinrich IV., von dem sonst viel Böses kam, erhielten sie jetzt einen Oberhirten, der alle seine Vorfahren an Heiligkeit weit übertraf. Heinrich IV. ernannte seinen Kanzler Otto zum Bischof von Bamberg und belehnte ihn mit Ring und Stab. Die Meisten von den Anwesenden waren über diese Wahl hocherfreut, und als der Graf Beranger von Sulzbach sich über den erwählten Bischof unehrerbietig äußerte, erhielt er vom König selbst eine Zurechtweisung.

Otto konnte dieser seiner Erhebung sich nicht widersetzen, so sehr er es auch mißbilligte, daß ihm das Bisthum durch den König verliehen wurde. Er gelobte indessen, das Bisthum nur dann zu verwalten, wenn er zuvor durch den apostolischen Oberhirten nach den Kirchengesetzen investirt und consekrirt worden wäre. Noch vierzig Tage blieb er am Hofe Heinrichs. Am Vorabende vor Mariä Lichtmeß 1103 wurde er durch die Bischöfe von Augsburg und Würzburg als erwählter Bischof feierlich in Bamberg eingeführt. Ob-

gleich es kalte Winterszeit und Alles mit Schnee bedeckt war, hielt er dennoch seinen Einzug barfuß. Als er nach der Feierlichkeit im Dome in die bischöfliche Wohnung kam, waren seine Füße vom Froste ganz wund geworden, so daß das Blut von ihnen herabträufelte. Er stellte sie in kaltes Wasser, um sie wieder zu beleben und sich vor den übeln Folgen dieses Frostes zu verwahren. Allein es blieb ihm deßungeachtet für sein ganzes Leben ein äußerst schmerzliches Fußleiden, das der Heilige mit bewunderungswürdiger Geduld ertrug, und durch das er sich nie von seinen oberhirtlichen Arbeiten abhalten ließ.

Der vom König ernannte Bischof ließ sich weder die bischöfliche Weihe ertheilen, noch nahm er etwas vor, das ihm nicht schon als Priester zustand. Vor allem lag ihm daran, dem Oberhaupte der Kirche anzuzeigen, was geschehen war, und sich demselben in Demuth zu unterwerfen. Er schrieb darum an den Papst Paschalis II.: „... Weil das Fundament aller kirchlichen Würde und Verpflichtung auf Christus dem Felsen, auf Petrus seinem Jünger und auf dessen Nachfolgern beruht, darum hab ich es für eine Thorheit erachtet, von dieser Ordnung, von dieser Richtschnur, die allen Reichen, allen Hirtenämtern und Vollmachten in der Kirche zu Grunde gelegt werden muß, irgendwie abzuweichen. Unter Euch, heiligster Vater, und unter unserer heiligen Mutter, der römischen Kirche, beuge ich in Demuth meinen Nacken. Zu Euch flehe ich um Hilfe und Rath in meinen Angelegenheiten. Mehrere Jahre lebte ich im Dienste meines Herrn, des Kaisers, und ich fand Gnade in seinen Augen. Allein die Verleihung eines Bisthums durch des Fürsten Hand schien mir verdächtig; darum hab ich's zweimal ausgeschlagen, da er mir ein Bisthum antrug. Nun hat er

mich zum dritten Male für eines, und zwar für das Bisthum Bamberg bestimmt; allein ich werde es durchaus nicht behalten, wenn es nicht Eurer Heiligkeit gefällt, selbst mich zu investiren und zu weihen. Was Eure Weisheit bezüglich meiner beschließen möge, wolle mir durch die Botschafter berichtet werden, damit ich die Reise zu Eurer Heiligkeit nicht vergeblich unternehme. Der Allmächtige erhalte Euer Wohlsein!"

Die Reise nach Rom wurde noch drei Jahre lang aufgeschoben. Es war dieß eben die Zeit, in der Heinrich V. seinem Vater den Gehorsam aufkündete und mit Hilfe der Bayern und Sachsen die Regierung des Reiches an sich riß (1104). Otto hielt sich in diesen Wirren an den päpstlichen Legaten, an den Bischof Gebhard von Constanz. Jetzt schrieb er nochmals an den Papst und machte sich, wie es scheint, nach Absendung seines Briefes sogleich auf die Reise nach Rom. Wir heben hier wieder einige Stellen aus diesem Schreiben aus, die uns einen Blick in die damaligen Zustände gewähren. „Endlich hat sich Gott wieder seiner Kirche erbarmt, er leitet das Schiff der Kirche, und das Licht der himmlischen Wahrheit leuchtet wieder dem Abendlande. Jetzt möchte ich vor Allem Eurer Heiligkeit zu wissen thun, daß ich bisher in allen Stücken Eurem Legaten, dem Bischof Gebhard von Constanz gehorcht und nach seiner Anweisung theils gehandelt habe, theils zu handeln entschlossen bin, wenn mir Gott das Leben schenkt. Zu den Füßen Eurer Heiligkeit hingeworfen, bitte ich um gnädiges Gehör. Die ganze Welt liegt im Argen. Man traut kaum mehr einem Menschen, kaum mehr einem Orte. Darum bin ich in großer Beängstigung bezüglich der bevorstehenden Consekration. In diesen Zweifeln und Aengsten, in diesen bestürmenden

Sorgen einem Schiffbrüchigen vollkommen ähnlich, rufe ich mit dem Apostelfürsten, dessen Stelle Ihr vertretet, zu Euch: „Herr, rette mich!“ Denn wahrhaftig! auf Euch allein schauen meine Augen in dieser Stunde und bei dieser Macht der Finsterniß. Euch den schuldigen Gehorsam zu leisten bin ich ganz bereit. Mit Euch zu stehen oder für Euch in's Gefängniß zu gehen, ist mein Entschluß. Auf Eure Autorität verlange ich mit ganzer Seele mich zu stützen. Befehlet, was ich thun solle. Befehlet Ihr, daß ich zu Euch komme, so werde ich in schuldiger Ehrerbietung und Unterwerfung vor den Augen Eurer Majestät mich stellen. Meine Habe ist zwar durch Raub und Brand verzehrt worden; allein mich treibt das Verlangen, Euch zu sehen und von Euch die Gnade der Weihe zu erlangen. Wolle also Euere väterliche Liebe mir durch ein Gegenschreiben kund geben, auf welchem Wege ich sicher zu Euch gelangen könne, und wo ich die Weihe, um die ich demüthig bitte, von Euch erlangen werde. Ich bitte darum so inständig, diese Gnade (nämlich die Weihe) von Eurer Heiligkeit zu erhalten u. s. f.“

Otto war viele Jahre im Dienste des excommunizirten Königs gestanden, hatte an dessen Hofe, wenn auch makellos, doch im Umgang mit dem Könige gelebt und besorgte nicht ohne Grund, daß auch er den kirchlichen Strafen verfallen sei. Nun wünschte er nichts sehnlicher, als eine Gewißheit, daß er im Verbande mit der Kirche und ihrem Oberhaupte stehe. Das Bisthum hatte er von Anfang nicht gewollt, und auch jetzt war er bereit, jeden Augenblick es dem Papste zu Füßen zu legen. Das Heil seiner Seele galt ihm unendlich mehr, als die Ehre aller Bisthümer der ganzen Welt. Er ging also nach Rom, warf sich dem Stellvertreter Christi zu Füßen und legte unter vielen Thränen

die Insignien seines Bisthums vor dem Papste nieder, sich des Hirtenamtes unwürdig bekennend. Der Papst nahm ihn mit väterlicher Liebe auf, billigte es, daß er dem Bisthum entsage, und sprach ihn von aller Verbindlichkeit gegen dasselbe frei. Jetzt war Otto vollkommen beruhiget, und voll Freuden rief er aus: „Nun kann ich dir, o Herr, um so freier dienen, nachdem du mir eine so schwere Bürde abgenommen hast."

Voll Freuden über die wieder erlangte Aussöhnung mit dem Oberhaupte und über die gewonnene Freiheit wollte Otto wieder von Rom abreisen. Allein sogleich am folgenden Tage sendete der Papst Gesandte an ihn, die ihm befahlen, dem Papste nach Anagni zu folgen und daselbst die weitern Bestimmungen des heiligen Vaters zu vernehmen. Die Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit des edlen Priesters hatte dem Oberhirten außerordentlich wohlgefallen. Keiner schien ihm für das erledigte Bisthum geeigneter, keiner würdiger, als derjenige, der demselben mit solcher Freudigkeit entsagt hatte. Der Papst übertrug ihm also, so sehr er sich auch dagegen sträubte, das Bisthum Bamberg, ermuthigte ihn durch Verheißung des göttlichen Schutzes und versprach ihm zugleich, sein treuer Gönner und Beschützer in allen Stürmen von Seite der Welt und ihrer Gewalthaber zu bleiben. Am heiligen Pfingstfeste empfing Otto aus den Händen des heiligen Vaters die bischöfliche Weihe. Zugleich erhielt er das Pallium.

Der Bischof hielt sich noch den ganzen Sommer und Herbst in Italien auf, war höchst wahrscheinlich bei der großen Synode zu Guastala, die vom Papste Paschalis gegen Ende des Jahres gehalten wurde, mit den Gesandten des Königs Heinrich V. gegenwärtig und zog dann über die

Alpen durch Kärnthen seiner Heimath zu. Das Weihnachtsfest feierte er in Regensburg. Daselbst hielt gerade damals Heinrich V. eine Reichsversammlung mit den Bischöfen und Großen des Reiches. Bei dieser Versammlung redete Otto mit solcher Weisheit, daß alle Anwesenden einmüthig die Kirche glücklich priesen, der von Gott ein solcher Bischof geschenkt ward. Diese Versammlung war auch der Anlaß zur Stiftung des Klosters Prüfening. Von Regensburg begab sich Otto, für die vielen Mühseligkeiten seiner beschwerlichen Reise vom König reichlich beschenkt, in seine Bischofstadt Bamberg, um fortan den Hirtenstab zu führen, zur Freude und zum Troste des gläubigen Volkes.

Mit ausgezeichnetem Eifer nahm sich Otto jetzt seiner Kirche an. Vor Allem lag ihm der religiöse Unterricht seiner Gläubigen am Herzen. Er hatte zwar keine tiefe Gelehrsamkeit, allein er war ein erleuchteter Mann Gottes und ein ausgezeichneter Volksredner. Nicht leicht fand sich ein Mann, der mit solcher natürlicher Beredtsamkeit das Volk über die göttlichen Geheimnisse und über die kirchlichen Vorschriften belehren konnte, wie er. Alle waren voll Staunens, wenn sie ihn hörten. Seine Predigten waren eben so erschütternd für die Sünder als erbauend für die Frommen. Seine Stellung als Oberhirt hinderte ihn nicht, in der einfachsten, deutschen Sprache zum Volke zu reden. Immer fand er das rechte Wort, wie es die Zeit, der Ort und die Zuhörer erforderten.

Der eifrige Bischof war aber nicht bloß ein Mann des Wortes, sondern noch vielmehr ein Mann der Thaten. Seine Freigebigkeit gegen Arme und Nothleidende war unerschöpflicher, als seine Schätze. Für sich lebte er so eingeschränkt, wie der ärmste seiner Mitbürger. Den Seinigen

gestattete er das Nothwendige, aber einen Aufwand im bischöflichen Hause, der nur zur Zierde oder zum Ergötzen diente, gestattete er weder sich selbst, noch den Seinigen. Waren seine Gewande oder Schuhe zerrissen, so ließ er sie flicken und trug dann die geflickten statt der neuen. Als sich Einige darüber aufhielten und meinten, solche Armuth schicke sich für einen Bischof nicht, antwortete er: „Das Besitzthum des Bischofs besteht aus lauter Almosen von den Gläubigen. Es ist uns nicht erlaubt, dasselbe in Eitelkeit zu vergeuden."

Seine Einschränkung bezüglich der Nahrung geht über alle Vorstellung. Glaubwürdige Männer bezeugen, von ihm vernommen zu haben, so lange er Bischof gewesen, habe er nie bis zur Sättigung, selbst nie am Brode sich satt gegessen. Immer stand er beinahe ungespeiset vom Mittag- und Abendtische auf. Die zarten Speisen sendete er den Kranken; was er sonst am eigenen Munde absparte, theilte er unter die Armen und Bettler.

Einst war zur Zeit der Fasten großer Mangel an Fischen. Der Verwalter bekam dennoch einen sehr kleinen Hecht und bezahlte für denselben zwei Solidi. Der Fisch wurde köstlich zubereitet und dem Bischof vorgesetzt, mit der Bemerkung, es wäre dieß eine sehr theure Speise. Der Bischof fragte: Wie viel hat sie gekostet? Als man ihm den Preis sagte, nahm er die Schüssel sammt dem Fische, bot sie dem Verwalter und sprach: Ferne sey es, daß der arme Otto heute allein so viele Denare verzehre. Gehe hin, bringe diese theure Speise meinem Heilande, Christo dem Herrn. Du wirst ihn schon in irgend einem bettliegerigen Kranken finden. Ich bin gesund und kann mich an diesem Brode sättigen."

Aber auch außerdem lebte er in großer Abtödtung. Für gewöhnlich ließ er sich in seinem Gemach durch Priester geißeln, und gar oft bis auf's Blut. Auch der Vater im Himmel sendete ihm manche Geißelstreiche unmittelbar. Diese nahm er willig und die strafende Hand Gottes in Demuth küssend hin, und bewies in all seinen vielen Leiden eine bewunderungswürdige Geduld und Standhaftigkeit.

Eine solche Heimsuchung von der züchtigenden Hand Gottes, die den Bischof persönlich traf, ist uns aufbewahrt worden. Einst war der Heilige auf seinen Visitationsreisen nach Büchelbach gekommen. Daselbst sah er aus dem Verzeichnisse der Reliquien, daß die unansehnliche Kirche dieses Ortes an solchen Gnadenschätzen übermäßig reich sei. Auch meinte er, man achte hier diese heiligen Reliquien zu wenig. Darum wollte er einen Theil derselben nehmen und andern Kirchen zutheilen. Als er sich mit seinen Geistlichen zu dem Altare hinbegeben hatte, in welchem dieselben eingemauert waren, befahl er nach vorhergegangenem Fasten und Gebet, daß das Siegel abgelöst und der Schrein der heiligen Leiber geöffnet werde. Allein keiner von den Umstehenden getraute sich, dieses zu thun. Jetzt ergriff Otto selbst den Hammer, um den zinnernen Schrein zu öffnen. Bei dem ersten Schlag auf das Grab spritzte frisches Blut heraus, als wenn ein belebter Leib darinnen wäre. Augenblicklich warf der Bischof den Hammer weg. Alle warfen sich in Staunen und Furcht auf die Erde nieder und baten den Herrn um Verzeihung für dieses unternommene Wagniß. Die Eröffnung des Reliquienschreines unterblieb. Allein der Bischof hatte für sein Unternehmen zu büßen. Noch am selben Tage befiel ihn eine Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte. Otto ließ also seinen treuen Freund und Gewissensrath, den ehrwür-

digen Abt Wolfram vom Michaelsberg zu sich kommen, um unter seiner Leitung sich auf Tod und Leben vorzubereiten. Die großen Schmerzen seiner Krankheit deuteten nämlich auf eine nahe Erlösung aus diesem Elende. Als Wolfram erschienen war und bei ihm verweilte, eröffnete ihm der kranke Bischof sein Vorhaben, ins Kloster zu treten, das er schon lange in sich getragen, und das er jetzt durchsetze, wenn ihm Gott das Leben schenke. Zugleich bat er um das Ordenskleid und versprach in allen Stücken ausnahmslosen Gehorsam. Der kluge Abt nahm dieses Gelübde des Gehorsams an. Nach einigen Tagen ging es dem Bischof besser. Er verfügte über Alles, was er noch hatte und ließ sich ins Kloster bringen, um daselbst den Habit zu empfangen. Der Abt berieth sich darüber mit mehrern verständigen Männern. Alle erklärten einen solchen Schritt des Bischofs als ein Unglück für die ganze Kirche Gottes. Sein Wort, sein Beispiel, seine Wirksamkeit sei nothwendig, mit seinem Stillschweigen und seiner Ruhe im Kloster sei der Diözese nicht gedient. Man habe keinen Ueberfluß an solchen Bischöfen, wie Otto es sei. Darauf fragte der Abt den Bischof mit aller Ehrerbietung, ob er bereit sei, in allen Dingen ihm pünktlich zu gehorsamen. Der Bischof antwortete: Im Namen desjenigen, der für uns seinem Vater gehorsam geworden bis in den Tod, bin ich bereit, dir zu gehorsamen. Darauf sprach der Abt Wolfram: „Und im Namen desselben Herrn und Heilandes befehle ich Dir, heiligster Vater, unter der Last des bischöflichen Amtes auszuharren bis zu dem Tage, da Dich der Herr abberufen wird; und dieß befehle ich zur Verherrlichung und zum Wohl der Kirche, zum Troste der Hilflosen und Armen, zum Schutze der Wittwen und Waisen, daß Du nämlich thuest, wie Du bisher gethan, und

vollendest, was Du in gottgefälliger Wirksamkeit begonnen hast; dann wirst Du dafür das ewige Leben und hundertfältigen Lohn empfangen. Wo ist ein Mönch, der Dir in der Armuth und im Streben nach Vollkommenheit gleich käme?"

Von dieser Zeit an wurde das gesammte Einkommen des Bisthumes Bamberg zu Almosen und zu Spitälern für Arme und Fremdlinge verwendet. Alles Getreide und alle Lebensmittel, alles Silber und Gold, das man auffinden konnte, wurde durch die Hände der Armen in himmlische Schätze verwandelt. Aber nicht allein der gegenwärtigen Noth half er ab, sondern auch der zukünftigen. Er sorgte auch für die Nachkommen; darum verwendete er große Summen auf Wasserleitungen und Brücken, auf Errichtung und Befestigung der Mauern und insbesondere auf Kirchen und Klöster.

Wir beginnen die Darstellung seiner großartigen, erstaunenswürdigen Freigebigkeit mit dem, was der Heilige für Bamberg selbst gethan.

Seine erste Sorgfalt wendete er dem Dome Bambergs zu. Derselbe war vor seinem Bisthumsantritte (1106) durch Brand zerstört worden. Der Bischof hatte den Wiederaufbau begonnen. Bis zum Jahre 1111 dauerte der großartige Bau dieses herrlichen Tempels. Am 3. April dieses Jahres geschah die feierliche Einweihung. Es ist dieß eines der großartigsten Bauwerke romanischen Styles, welche das frühere Mittelalter errichtet hat. Das Schiff der Kirche ruhet auf 10 Pfeilern und mißt in der Länge 335 Schuhe; umschlossen von zwei Absiden und zwei Chören, mit fünfseitiger Grundform und reichumkränzten Rundfenstern. Das Mauerwerk besteht aus gehauenen Quadern. Die Umfaßmauern

sind mit halbkreisrunden Fenstern und dem romanischen Friese geziert. Zu beiden Seiten der Chöre stehen die vier Thürme empor, in Vierecke und Stockwerke abgetheilt. Die beiden Thürme am Georgenchor verbindet, wie am Dome zu Speier, in der Höhe ein offener, kleiner Säulengang. Vier Haupteingänge schmücken den Dom, das Hauptportal ist gegen Mitternacht. Das herrliche Gotteshaus erhielt wieder seine ursprüngliche Gestalt, nur der Georgenchor wurde erhöht. Auch mit prachtvollen Gemälden zierte Otto den neuen Bau, und damit nicht wieder ein ähnliches Unglück ihn verderbe, ließ der sorgfältige Bischof die Kirche und sämmtliche zu ihr gehörigen Gebäude mit Kupfer decken. Dieser Mutterkirche der ganzen Diözese, die schon durch die Freigebigkeit ihres Stifters, des heiligen Kaisers Heinrich, große Einkünfte zugesichert erhalten hatte, erwarb der Heilige einen bedeutenden Zuschuß von Gütern und Rechten, um ihren Bestand auf alle Zukunft zu sichern.

Sechs Jahre nach der Wiederherstellung des Domes, am 3 Jänner 1117, in der zweiten Stunde Nachmittags, wurde Bamberg durch ein schreckliches Erdbeben erschüttert. Die herrliche Basilika auf dem Michaelsberge stürzte zusammen. Daß bei dem Einsturze der Säulen und des ganzen Baues kein einziger Mensch Schaden litt, schrieb man dem Gebete des heiligen Bischofs zu. Während des Winters blieb der Schutt liegen. Nach der Osterfeier ließ Otto die kleinen und feuchten Zellen der Mönche niedereißen, für die Kirche und das ganze Kloster neue Fundamente graben, und dann den Bau weit herrlicher aufführen, als er zuvor gewesen. Als einst während des Baues das Geld ausgegangen war, begab sich der Baumeister Babo nach Potten-

stein zum heiligen Bischof, und klagte ihm seine Noth. Augenblicklich sendete Otto wieder hundert Mark Silber zur Vollendung des Baues und zur Fertigung der prachtvollen Gemälde für die Kirche. Die Einweihung des Gottesgebäudes verzögerte sich vier Jahre lang. Der heilige Bischof verschaffte diesem seinem Lieblingsorte prächtige Paramente und Kirchenschmuck. Zu diesen Kostbarkeiten gehört ein in Gold und Edelsteinen gefaßter Kreuzpartikel, der aus dem von König Bela aus Ungarn ihm geschenkten Golde war gefertiget worden. Das Klostergut vermehrte er durch Ankauf von Gründen, die er für fünfzig Pfund Silber erwarb. Auch übergab er demselben den Ort und die zwei Kirchen zu Albach, die ihm als väterliches Erbgut zugefallen waren. Zum Schutzherrn dieses Heiligthumes und aller Güter desselben stellte er den heiligen Erzengel Michael selbst auf.

Den Mönchen dieses Klosters war er nicht bloß ein fürsorgender Vater, sondern noch mehr eine zärtlich liebende Mutter. Die ältern Mönche behandelte er mit kindlicher Ehrfurcht, als wären sie seine Väter. Die jüngern liebte er wie seine Kinder. Mit Allen ging er so treuherzig um, als wäre er einer aus ihnen. Gar oft diente er, der Bischof, den Priestern am Altare, oder schon beim Anziehen der priesterlichen Gewande. Bald bot er ihnen die Stole, bald bereitete er ihnen den Kelch zu; ganz unerwartet war er statt des Sakristans zu Diensten. Alle Mönche des Klosters, vom Abte angefangen bis zum jüngsten Bruder, kannte er beim Namen. In diesem Kloster hatte er sich auch die zeitliche Ruhestätte für seinen Leib ausersehen. Vor dem Altare des heiligen Erzengels Michael wollte er begraben werden.

Auf demselben Berge erbaute der Heilige auch ein

Spital zur Aufnahme der Armen und der Fremdlinge, nebst einer Kapelle zu Ehren des heiligen Aegidius.

Das herrliche Gebäude auf dem Michaelsberge war endlich glücklich vollendet. Schon nahte der Tag, auf den die Einweihung festgestellt war. Allein auf einmal erkrankte der Bischof. Er war eben in Pottenstein. Die Kraft hatte ihn ganz verlassen, und die heftigsten Kopfleiden hatten ihn ganz herabgestimmt. An die Einweihung der Kirche am festgesetzten Tage war nicht mehr zu denken. Dem gläubigen Volke ging dieses Leiden seines innigst geliebten Bischofs sehr zu Herzen. Es nahm seine Zuflucht zu Gott, um durch Almosen und Gebet die Wiedergenesung des Oberhirten zu erflehen. Und Gott erhörte das Gebet der Gläubigen. Eines Tages, da Otto eben in seinen Schmerzen und in seiner Schwäche dalag, erblickte er auf einmal am hellen Tag den Erzengel Michael vor sich stehend und ihm Glück wünschend mit den Worten der Antiphon: „Freudig werden wir in das Haus des Herrn gehen.“ Kaum war der Engel verschwunden, so fühlte sich der heilige Bischof vollkommen gesund und kräftig, verkündete seinen Brüdern, was er gesehen und gehört hatte, und befahl, die Zubereitungen zur Einweihung der Kirche zu treffen. Am 30. August 1120 nahm der ehrwürdige Bischof die Weihe wirklich vor zu Ehren des heiligen Erzengels Michael und des heiligen Abtes Benediktus, auf deren Titel schon der heilige Heinrich die ursprüngliche Kirche hatte einweihen lassen.

Bald nach Vollendung des Klosters und der Kirche zum heiligen Michael erfolgte eine neue Gelegenheit, Barmherzigkeit zu üben und mit offener Hand ohne Aufhören mitzutheilen. Es kam ein ganz unfruchtbares Jahr. Noth und Mangel wurden allgemein. Selbst die Reichern und

Vornehmern konnten kaum mehr ihren Hunger stillen. Die Armen und die Bettler starben in Menge vor Hunger. Viele fand man verhungert auf den Straßen. Im Gefolge des Hungers war eine pestartige Krankheit, an der so Viele starben, daß die Meisten nicht mehr in den Gottesacker gebracht werden konnten. Man begrub die Leichen, wo man sie fand.

Der heilige Bischof begrub selbst viele der Verhungerten. Er bestellte Arbeiter, die große Gruben aufgraben mußten, in denen man die Leichen zu Hunderten der Erde übergab.

Während des Hungerjahres hatte der Bischof alle seine Speicher geöffnet. Man mußte unabläßig für die Armen Brod backen. Von allen Seiten kamen Hungrige in die Stadt, um vom Hungertode gerettet zu werden. Die Klöster hatten Anfangs mit freigebiger Hand ausgetheilt; jetzt war ihnen selbst der nothwendige Bedarf ausgegangen. Sie wendeten sich an den Bischof und erhielten das Nothwendigste.

Als endlich wieder die Zeit einer gesegneten Ernte kam, ließ der Bischof mehrere tausend Sicheln schmieden, und gab sie den Armen, die er das ganze Jahr ernährt hatte. Es war das Fest des heiligen Jakobus. Da redete der geliebte Vater also zu seinen Kindern: „Meine Kindlein! Die bösen Tage sind jetzt vorüber. Das mit Aehren gefüllte Feld gehört euch. Gehet hin in Freuden und im Frieden!“ Er gab jedem noch einige Zehner nebst der Sichel, damit sie etwas auf den Weg hätten. So that er jedesmal, wenn Theurung die Noth der Armen übergroß gemacht hatte, und so erwarb er sich unabläßig Schätze für den Himmel.

Zur Zeit der verheerenden Krankheit besuchte er alle Tage früh und spät die Spitäler und die Häuser der Armen. Immer brachte er selbst Nahrung mit oder ließ sie durch seinen Diener hintragen. Einmal fand er am Wege in einem Dorngestrüppe eine weibliche Leiche, an der schon die Raubvögel zu zehren begonnen hatten. Durch dieses Elend im Innersten gerührt, schlug der heilige Bischof an seine Brust und weinte über die Gottesstrafe, die er verdient zu haben bekannte. Nachdem er ein kurzes Gebet für die Verstorbene gesprochen hatte, ergriff er die Leiche und befahl seinem Diener, sie ihm tragen zu helfen. Dieser aber rief ganz erschrocken: „Doch nicht! beflecke doch nicht deine geweihten Hände! Ich will hingehen und Andere rufen, dann wollen wir sie schon begraben.“ Der Bischof entgegnete: Fern sei es von mir, daß ich mich scheuete, meine Schwester, die eine Tochter Adams, ja eine Tochter der Kirche ist, anzurühren. Ich will die Verstorbene selbst tragen und beerdigen, da ich sie hätte speisen sollen, als sie am Leben war. Du aber hilf mir, ich bitte dich; du wirst dafür gewiß von Gott den Lohn empfangen. Indessen erhob der Bischof den Leichnam, und der Diener mußte, so groß auch sein Eckel war, ihm helfen. Sie trugen den Leichnam in den Gottesacker und begruben ihn daselbst nach christlicher Sitte.

Auch außer dieser Zeit des Jammers nahm sich der heilige Bischof fortwährend mit ausgezeichneter Liebe der Kranken an. Er hielt sich immer ein Verzeichniß von allen Kranken der Stadt, um ja keinen derselben zu vergessen. Und wo er immer von einem Unglücke in einer Familie hörte, war er mit Hilfe bereit.

Noch weit mehr, als er persönlich wirken konnte, hat

der treue Diener Gottes durch die von ihm gestifteten Klöster nicht bloß für seine Zeit, sondern auch für eine lange Zukunft gewirkt. Neben seiner ausgezeichneten Thätigkeit und seinen vielen Opfern zum Heile seiner Untergebenen, zur Verherrlichung der Kirche Gottes und zum Troste der Armen und Kranken, gründete und ordnete der Heilige noch so viele Klostergemeinden, daß man meinen sollte, die Klösterstiftung sei seine einzige Lebensaufgabe gewesen.

Im Jahre 1108 wandelte der eifrige Diener des Herrn die alte Burg der fränkischen Herzoge, Aurach an der Saale, in ein Kloster um, und versah dasselbe mit reichlichen Einkünften. Um aber das Einkommen des Bisthums durch die dem Kloster gemachte Schankung nicht zu schmälern, so kaufte er für das Bisthum die Burg Pottenstein sammt ihren Besitzungen um siebzehn Pfund Gold und achthundert Pfund Silber, und ließ diesen Erwerb durch eine Urkunde vom Oberhaupte der Kirche für alle Zeiten sichern.

Im darauffolgenden Jahre 1109 erbaute er die jetzt noch stehende Kirche des heiligen Jakobus zu Bamberg, „außerhalb der Mauern," und gründete das schon erwähnte Kloster Prüfening bei Regensburg.

Das Bisthum Bamberg hatte von Anfang an auch Besitzungen in Kärnthen gehabt. Diese waren durch einen Aufstand und Einfall der Karniolen verloren gegangen. Der heilige Otto brach nach Kärnthen auf, gewann die Burg Arnoldstein wieder und schuf sie in eine Klosterabtei um, die er mit Benediktinern besetzte.

Eines der berühmtesten Klöster der Diözese Bamberg war Banz. Dasselbe war im Jahre 1058 gestiftet worden. Früher stand daselbst eine Burg der Grafen von Banz. Albarada, die Gemahlin Otto's, des letzten Grafen von

Banz, übergab nach dem Tode ihres Gatten und ihrer drei Söhne, als auch die Ehe ihrer Tochter Alberada mit dem Grafen Herman von Vohburg kinderlos blieb, die Burg sammt den Besitzungen dem Abte Egbert von Fulda, daß er es mit Benediktinermönchen besetze. Dieß geschah erst im Jahre 1071. Der Mönch Conrad, den die Stifterin selbst vorgeschlagen hatte, wurde Abt des neuen Klosters.

Wenige Jahre darauf, 1078, fiel Graf Hermann von Vohburg in einer Schlacht. Er hatte für Heinrich IV., seinen Anverwandten, die Waffen ergriffen und starb im Banne. Seine Gemahlin, Albarada, die Jüngere, wallfahrtete nach Rom, und erwarb sich vom Papste die Lossprechung ihres Gemahls vom Banne und die Erlaubniß eines kirchlichen Begräbnisses. Nach ihrer Rückkehr vermachte sie viele ihrer Erbgüter dem Kloster Banz, und lebte dann mit mehrern frommen Frauen in klösterlicher Zurückgezogenheit bis an ihr Ende. Sie hatte noch vor ihrem Tode dem Kloster schlimme Zeiten prophezeiet, die leider bald eintrafen. Das Kloster wurde geplündert, die Mönche wurden zerstreut und überall war ein Greuel der Verwüstung.

So traf es der heilige Otto, als er einst auf einer Reise nach Banz kam. Er fand nur noch einen einzigen frommen Mönch, der als Einsiedler lebte. Dieser erzählte dem Bischof von der ursprünglichen Stiftung des Klosters, von dessen Gütern und Zerstörung. Der Bischof fragte ihn, ob nicht noch Urkunden der Stiftung vorhanden seien. Der Mönch erklärte, er wisse nichts; allein es sei noch ein Gewölbe da, in welchem Schriften verborgen seien. Alles Uebrige wäre von den Verwüstern geraubt oder zerstört worden. Der Bischof fand wirklich die Stiftungsurkunde und mehrere Privilegien, die dem Kloster ursprünglich waren

verliehen worden. Sogleich faßte er den Entschluß, dieses Haus des Herrn wieder herzustellen. Vor Allem mußte er für das Kloster Mönche erhalten. Zu diesem Zwecke wendete er sich an das berühmte Kloster Hirschau, und erbat sich daselbst den Mönch Balduin als künftigen Abt und mehrere Brüder für die neue Pflanzstätte. Balduin wurde vom Bischof in Würzburg zum Abte geweiht. Otto befreite das Kloster von der angemaßten lästigen Schutzherrschaft des Grafen Rapotto von Wolfsmark, weihte die restaurirte Kirche sammt den fünf Altären im Jahre 1114 auf's Neue ein und bereicherte das Kloster mit vielen Geschenken. Das geistliche Leben blühte in dem neuen Kloster herrlich auf; ausgezeichnete Männer baten um Aufnahme, und beim Tode des ersten Abtes Balduin hatte die Zahl der Mönche schon vierzig erreicht.

Im Jahre 1119 kam Otto in die Oberpfalz zu dem Städtchen Auerbach. In der Nähe dieses Städtchens legte er in einer Waldgegegend den Grund zu dem später berühmten Kloster Michelsfeld. Das Kloster sammt der Kirche wurde in demselben Jahre gebaut und von ihm zu Ehren des heiligen Apostels und Evangelisten Johannes eingeweiht. Die in das Kloster berufenen Mönche lebten nach der Ordnung der Benediktiner von Clugny.

Zwei Jahre später, 1121, übergab der Markgraf Wipert von Osterland und Lusaz das von ihm erbaute und mit herrlichen Gütern bereicherte Kloster Regensdorf an den Bischof und die Kirche zu Bamberg. Dieß Kloster hieß früher Winzenburg, und liegt an der Unstruth in der Diözese Halberstadt in Thüringen. Es ist dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht und wurde von Otto mit Mönchen aus dem Kloster Hirschau besetzt.

Diese nach der strengen Regel lebenden Mönche führte der Heilige auch in das von ihm gestiftete Kloster Enzdorf ein. Dasselbe ist in der Regensburger Diözese gelegen, und wurde zu Ehren des heiligen Apostel Jakobus eingeweiht.

Im Jahre 1123 bestätigte Papst Calixt II. die von Otto gestifteten Klöster Regensdorf, Michelfeld, Enzdorf, Aurach, Prüfening. In der am 5. April dieses Jahres ausgestellten Urkunde ist den Bischöfen, in deren Diözesen Otto die Klöster stiftete, das Recht zuerkannt, die Aebte zu weihen: allein die Oberleitung dieser Klöster ist dem Otto und seinen Nachfolgern zugesprochen. Zugleich ist darin dem Bischof jede Verwendung dieser Klostergüter zu fremdartigen Zwecken, die Vergebung derselben an Laien, und überhaupt alle Verschleuderung derselben strengstens verboten.

Außer den genannten wurden noch mehrere Klöster von Otto oder auf seine Veranlassung gestiftet. So gründeten die Geschwister des heiligen Eberhard, Erzbischofs von Salzburg, das Kloster Biburg bei Abensberg im Jahre 1131, und der Bischof Otto bestätigte dieß unter der Schutzherrschaft des Bischofs von Bamberg stehende Kloster. In dieselbe Zeit fällt die Stiftung der Klöster Heilsbronn, Weissenohe, Allerspach, Münchsmünster, Windberg, Laukheim. Ueber fünf Diözesen, ausser der seinigen, verbreitete sich durch diese Stiftungen die segenreiche Wirksamkeit des heiligen Bischofs. In Franken und in Bayern erhielt durch ihn das Klosterleben eine Neugestaltung zum Bessern, die noch lange nachwirkte. Nebstdem gründete er noch fünf Hospitien oder kleinere Klöster, von denen einige, wie Aspach, in der Folgezeit zu herrlichen Abteien heranwuchsen.

Schon zu Zeiten des heiligen Otto gab es Leute, die nicht begreifen konnten, wozu denn die Klöster nützen sollten,

und warum der heilige Bischof auf Klosterstiftungen so unermeßliche Summen verwende. Als man ihn einst darüber fragte, gab er zur Antwort: „Die ganze Welt ist ein Verbannungsort. So lange wir in der Welt leben, sind wir Wanderer und ferne vom Herrn. Da brauchen wir Standquartiere und Herbergen. Leute, die sich über die vielen Herbergen beklagen oder gar sagen, es gebe deren zu viele, denken nicht, daß sie auf der Wanderschaft sind. Sie meinen, sie seien zu Hause. Würden sie von Räubern angepackt und ausgeraubt, geschlagen und verwundet, und müßten sie halbtodt liegen bleiben, dann könnten sie zu der Einsicht kommen, daß es besser ist, in der Nähe eines solchen Quartiers zu sein, als ferne davon. Ueberfiele sie plötzlich ein Uebel oder ein recht heftiger Schmerz, in dem sie hoffnungslos daliegen müßten, wie könnte ihnen Hilfe werden, wenn die Herberge erst in weiter Ferne stünde? Nun aber gibt es eine Menge solcher Verwundeter und Halbtodter an vielen Orten, und darum ist es besser, es gebe viele derartige Herbergen, als wenn es nur wenige gäbe. Denn wie sollten die wenigen Herbergen ausreichen für so viele Fremdlinge und Kranke? Zudem ist jetzt die letzte Stunde, und die Welt liegt im Argen. Viele aber wollen sich aus der Welt flüchten und gerettet werden. Um dieser willen, und weil die Welt überhaupt so überfüllt ist von Menschen, ist es ganz in der Ordnung, recht viele Klöster zu errichten. Im Anfange, als noch wenige Menschen auf der Welt waren, mußte für die Fortpflanzung und Vermehrung derselben gesorgt werden. Darum gab es dort keine Ehelosigkeit, sondern sie nahmen zur Ehe und gaben zur Ehe. Jetzt aber, am Ende der Zeiten, da die Menschen sich übermäßig vermehrt haben, ist die Enthaltsamkeit an der Zeit. Jetzt müssen

Alle, die es können, der Ehe sich enthalten und ganz für Gott leben. Die Enthaltsamkeit und andere Werke der Heiligung können in den Klöstern leichter geübt werden als außer denselben. Dieß ist mein Grund, warum ich die Klöster vervielfältige, und dieß ist meine Absicht."

„Betrachten wir die Klöster, die jetzt durch die Frömmigkeit und Freigebigkeit der Gläubigen sich mehren und gedeihen, von einer andern Seite, nämlich welchen Vortheil sie im Zeitlichen gewähren! Durch Gottes Güte sind ihre Speicher gefüllt, überfließend nach allen Seiten. Ihre Schafe bringen Lämmer und mehren sich auf ihren Weideplätzen. Ihre Rinder sind fett. Durch ihre vorsichtige Sorgfalt wird jedem Mauersturz vorgebeugt, und ihre Wiesen werden vor jeder abwendbaren Beschädigung verwahrt. In diesem Gedeihen können die Klöster den Bischöfen helfen, wenn sie in Noth kommen. Geht es aber den Klöstern selber schlecht, und sind sie in Armuth, dann sind sie meinen Nachfolgern eine nächste Gelegenheit zum Almosengeben. Da haben diese den schönsten Anlaß zur Wohlthätigkeit. Durch Begießung der von mir gepflanzten Reiser können sie für sich Bäume heranziehen, wie auch ich einige Pflanzungen Anderer gepflegt und groß gezogen habe. Leichter ist es, einen begonnenen Bau fortzusetzen, als da anfangen, wo noch gar nichts ist. Aller Anfang ist schwer. Kämen meine Nachfolger nicht dazu, einen Anfang zu machen, weil ihnen die Kraft oder der Muth fehlte, so mögen sie sich doch dazu verstehen, auf meinen Anfängen und Fundamenten im Namen des Herrn fortzubauen!"

So verantwortete sich der heilige Bischof denjenigen gegenüber, die für seine frommen Bemühungen und Opfer kein Verständniß hatten. Sein Wahlspruch war: „Alles

zur Ehre Gottes und zum Heile des Nächsten!" Die guten Früchte seiner Werke konnte er selbst noch schauen. Täglich sah man Wunder von Bekehrung in den gottgeweihten Häusern. Viele, die in der Welt einem jammervollen Untergange entgegen gingen, kamen in die Klöster und retteten darin ihre Seelen. Gerade diejenigen, die in ihrer Unwissenheit am weitesten sich verirrt hatten, wurden die ausgezeichnetsten Muster der Abtödtung, der Selbstbeherrschung und eines gottseligen Lebens. Durch geistliche Lesung, durch Psalmengesang, durch gemeinschaftliche Gebete und Gottesdienste erlangten die einfältigsten Menschen eine Einsicht in die göttlichen und menschlichen Dinge, die wir in den uns hinterlassenen Schriften derselben nur anstaunen können, und zugleich eine Entschiedenheit und Festigkeit des Willens, in der sie die unerreichbaren Vorbilder für alle Zeiten bleiben. Den Grund zu einer solchen Vollkommenheit des geistlichen Lebens hatte der heilige Bischof gelegt, der selbst die Sättigung mit Brod sich versagte, um solche Werke zur Ehre Gottes und zum Heile des Nächsten zu Stande bringen zu können.

Um das Jahr 1123 oder 1124 kam ein spanischer Bischof, Namens Leonhard, von einer fruchtlosen Missionsreise aus Pommern zurück und hielt sich einige Zeit in Bamberg auf. Derselbe hatte früher als Einsiedler gelebt, war wegen seiner ausgezeichneten Frömmigkeit zum Bischof gewählt und geweiht worden, wurde aber durch einen eingedrungenen Gegenbischof so bedrängt, daß er lieber seinem Bisthume entsagen und sich in die Einsamkeit zurückziehen, als zu einer Spaltung Anlaß geben wollte. In der Einsamkeit hörte er von den heidnischen Pommern und faßte den Entschluß, ihnen das Evangelium zu verkünden. Er war ein Mann von

ausgezeichneter Abtödtung, lebte nur von hartem Brode und Wasser und trug ein ärmliches Einsiedlergewand. So kam er zum Herzog Boleslaus von Polen und eröffnete ihm sein Vorhaben, den vom Herzoge unterjochten Pommern das Licht des Glaubens zu bringen und, wenn es Gott gefalle, sein Leben durch den Martyrertod dem Herrn zum Opfer zu bringen. Der Herzog war darüber sehr erfreut und gab ihm Begleiter und Dolmetscher mit.

Bernhard kam in seinem armseligen Gewande zu Fuß in das Land der Heiden. „Das Reich des Teufels werde nicht durch weltliche Macht, sondern durch die Demuth Christi zerstört" — diesem seinem Grundsatze gemäß wollte Bernhard in apostolischer Armuth sein Missionswerk beginnen. Allein die reichen Einwohner des Landes glaubten nicht, daß ein so armer Mann ihnen etwas Gutes bringen könne. Sie verspotteten ihn und befahlen ihm, das Land wieder zu verlassen. Bernhard ließ sich nicht abschrecken. Er predigte fort und hoffte, durch den Martyrertod seinen Glauben bezeugen zu können. Allein die Pommern scheuten sich vor einer solchen Grausamkeit; denn sie wußten, wie viel Unglück und Verderben ihre Nachbarn durch die Ermordung des heiligen Bischofs Adalbert über sie gebracht hatten. Sie vertrieben den Glaubensprediger aus dem Lande.

Diese seine fruchtlose Missionsreise erzählte er dem Bischof Otto und ermunterte ihn, das Werk der Bekehrung dieses Landes zu unternehmen, aber auf eine andere Weise, als er es begonnen. „Willst du unter diesem wilden Volke etwas ausrichten, so mußt du, geliebter Vater, Mitarbeiter und Diener mit dir nehmen, du mußt in einem Prachtgewande vor ihnen erscheinen, wenn du ihre harten Nacken unter das Joch Christi beugen willst. Von ihnen darfst du nichts

verlangen. Was sie dir geben, mußt du reichlich vergelten, um deine Ueberlegenheit über sie zu zeigen. Sie müssen sehen, daß du rein um Gottes Willen das Werk ihrer Bekehrung unternommen hast. So wirst du mit der Hilfe des Herrn dieses Volk in das Land der Verheißung einführen."

In derselben Zeit erhielt der heilige Otto auch vom Herzoge Polens eine Einladung zu diesem Missionswerke. Boleslaus, der Sohn des Herzogs Wladislaus, an dessen Hofe Otto in seiner Jugend gelebt hatte, bat ihn, den Westpommern das Evangelium zu verkünden. Ihr Fürst Wratislaus hatte ihm schon drei Jahre früher eidlich versprochen, das Christenthum in seinem Gebiete einzuführen; allein in ganz Polen fand der Herzog keinen Bischof und keinen Priester, der sich zu diesem Bekehrungswerke verstanden hätte.

Der heilige Otto bat den Papst Calixt II. um die Erlaubniß, sein Bisthum zu verlassen, wurde von demselben zum apostolischen Legaten ernannt und trat am 24. April 1124 seine Missionsreise an. Eine Menge Priester und Diener begleiteten ihn. Der prachtvollste Kirchenornat wurde mitgeführt. Eine Menge kostbarer Geschenke für die Vornehmen des Volkes waren bereit. Alles war von dem armen Missionär Bernhard, der jetzt im Michaelskloster zu Bamberg als Mönch lebte, so angeordnet worden.

Von Bamberg aus kam der Missionszug zuerst nach Polen. In Gnesen, der Hauptstadt dieses Landes, kam der Herzog Boleslaus und der ganze Hof dem heiligen Bischof barfuß entgegen. Hier schlossen sich mehrere Männer an, welche die Sprache der Pommern sprechen konnten und als Dolmetscher dienten. Mehrere Geistliche gingen mit. Die größten Dienste leistete dem heiligen Otto der Oberst Paulicius, der ausgezeichnet beredt und eben so religiös war.

Der Herzog von Pommern, Wratislaus, hatte seinem Versprechen gemäß den christlichen Glauben angenommen; allein er wagte es nicht, denselben öffentlich zu bekennen. Dieser freute sich auf die Ankunft des Bischofs Otto und ging ihm mit 500 Bewaffneten bis an die Grenze entgegen. Unter dieser Begleitung waren mehrere Christen. Diese nahmen den heiligen Missionär mit Freuden auf, und der Herzog übergab demselben sein ganzes Land, daß er es christlich mache.

Otto begab sich zuerst in die Stadt Pyriz. Durch den Oberst Paulicius hatte er sich ankünden und die versammelte Menge auffordern lassen, dem Götzendienste zu entsagen und die allein wahre, auf der ganzen Erde verbreitete christliche Religion anzunehmen. Die Erscheinung des Bischofes und seines Gefolges machte einen großen Eindruck auf die Menge. Viele waren schon früher Christen gewesen, hatten aber ihr Christenthum wieder vergessen und abgelegt. Der Bischof unterrichtete diese, und die immer Heiden gewesen waren, sieben Tage lang. Seine Liebe und Freundlichkeit gewann die Herzen Aller. Als er sah, daß schon Viele die nothwendige Erkenntniß des Heils erlangt hatten, ordnete er ein dreitägiges Fasten an, um die Gnade der Bekehrung für Alle zu erflehen. Darauf wurden die gläubig gewordenen Heiden getauft. Die Zahl derselben belief sich auf Siebentausend während der ersten zwanzig Tage. Vor seinem Abschiede belehrte Otto die Gläubigen noch über die sieben heiligen Sakramente, forderte sie auf zur andächtigen Anhörung der heiligen Messe und zum drei- oder viermaligen Empfang der Sakramente der Buße und des Altars während eines Jahres. Mit der größten Strenge untersagte er ihnen die Vielweiberei und die Tödtung der neugebornen Kinder.

Von Pyriz begab sich der heilige Glaubensprediger nach Kamin. Hier kam er am Feste des heiligen Johannes des Täufers an und blieb vierzehn Wochen lang. Es wurden Kirchen von Baumstämmen gebaut, und in denselben die heiligen Geheimnisse gefeiert. Die Einwohner waren schon vorbereitet durch die Nachrichten von Pyritz, und nur ein reiches, hochmüthiges Weib widersetzte sich der Ordnung des Heils. Als schon allgemein die christliche Lebensordnung eingeführt war, und der Tag des Herrn gefeiert wurde, befahl sie ihren Untergebenen, am Sonntage die Feldarbeit fortzusetzen, wie an andern Tagen. Sie ging selber mit an die Arbeit. Wie sie die Ihrigen Gott lästernd zur Arbeit anhielt und selber im Schweiße des Angesichtes sich abmühte, fiel sie plötzlich todt zur Erde. Dieser Vorfall wurde sogleich allgemein bekannt. Man sah darin eine Strafe Gottes für den hartnäckigen Widerstand, und Niemand wagte es fürderhin, sich der Predigt des Evangeliums zu widersetzen.

Vor allen andern Bewohnern Pommerns zeichneten sich die von Julin durch Gottlosigkeit und Grausamkeit aus. Auch in diese große Handelsstadt begab sich der heilige Otto. Daselbst bezog er ein Schloß des Herzogs, und zwar in Mitte der Nacht. Allein die von Julin wollten nichts von dem neuen Glauben wissen. Sie überfielen das Schloß und vertrieben den Bischof sammt seinem ganzen Gefolge aus der Stadt. Die Götzenpriester hetzten das Volk unabläßig auf, und die Glaubensprediger mußten sich entfernen.

Auf dem Wege nach Stettin, wohin sich der heilige Bischof jetzt begab, wurde er von einem wilden heidnischen Bauern überfallen, mit einem Holzblocke zu Boden geschlagen und in eine Pfütze geschleudert. Der Schlag war nicht tödlich gewesen. Otto erhob sich aus dem Unrath, in dem

er fast erstickte, dankte dem Herrn und sprach: „Gepriesen sei der Herr! Wenn's auch nicht weiter kommen sollte, so habe ich jetzt doch einen Streich erhalten um des Herrn willen." Auf diese Mißhandlung folgte eine freundliche Tröstung. Ein reicher und mächtiger Mann, Namens Nadamir, der aus Sachsen gebürtig und ein heimlicher Christ war, nahm den Bischof auf und führte ihn dann unter sicherem Geleite nach Stettin. Allein auch die von Stettin wiesen ihn sammt seiner Lehre ab. Als Grund ihrer Feindseligkeit gegen das Christenthum gaben sie an, die Christen seien nicht besser, als sie selber. Es gebe unter ihnen Diebe, Räuber und solche, die ihren Nächsten verfluchen. Erst als ihnen der Polenherzog dauernden Frieden und Verminderung der Abgaben zusicherte, versprachen sie, das Christenthum anzunehmen.

Unterdessen hatte sich eine vornehme Frau der Stadt, die früher Christin gewesen und von ihrem Manne zum Götzendienste gezogen worden war, mit ihren zwei Söhnen zum Christenthume bekehrt. Dadurch war der Grundstein zum Aufbau der Kirche Pommerns gelegt. Die beiden Söhne predigten die Lehre des Heiles, und Viele in der Stadt verließen ihre Götzen und ließen sich taufen. Der heilige Bischof zog an den Tagen, an welchen besonders viele Leute sich in der Stadt einfanden, im bischöflichen Ornate durch die Straßen, das Kreuz vorangetragen und von seinem ganzen Gefolge begleitet, und predigte auf dem Marktplatze vor dem versammelten Volke.

Zu gleicher Zeit kamen die an Boleslaus abgesendeten Männer mit der frohen Botschaft zurück, daß ewiger Friede und Verminderung der Abgaben von Boleslaus zugesichert sei. Die Leute erkannten es, daß sie diese Vergünstig-

ung der Fürsprache Otto's zu danken hatten, und wurden dadurch für das Christenthum besser gestimmt. Sie lernten einsehen, wie thöricht ihr Götzendienst, wie ohnmächtig ihre Götzen seien, und halfen selbst die heidnischen Tempel und



Götzenbilder zerstören. Die reichlichen Tempelschätze brachten sie dem heiligen Bischof zum Geschenke, allein dieser nahm keinen Hellerswerth an, nur den dreiköpfigen Götzen Triglar behielt er, um denselben als eine Merkwürdigkeit nach Rom zu senden. Alle andern Kostbarkeiten segnete er und gab sie

den Stettinern zurück. Statt etwas anzunehmen, erkaufte er mit seinem eigenen Gelde Gefangenen und Sklaven die Freiheit, und verschaffte durch diese seine Liebe und Freigebigkeit der Religion der Liebe und des Friedens den Eingang in die Herzen eines rohen und habgierigen Volkes.

Zu diesen allgemeinen Beweggründen, den christlichen Glauben anzunehmen, kamen noch besondere und ausserordentliche. Der gütige Gott hatte dem Apostel Pommerns die Gabe der Wunder verliehen. Zwei vornehme Frauen der Stadt waren von der schmerzlichsten Krankheit befallen und konnten nirgends Heilung finden. Der heilige Otto besuchte sie und verkündete ihnen die Lehre des Heiles. Im Vertrauen auf die Verheißung des Herrn, die er seinen Aposteln gegeben, sprach der Diener Gottes zu den Leidenden: „Wenn ihr glauben und die Taufe empfangen wollt, so werdet ihr nicht allein das volle Heil der Seele, sondern auch unversehrte Gesundheit des Leibes erhalten.“ Die Kranken glaubten, empfingen die Taufe und durch die Handauflegung des Bischofs die vollkommene Gesundheit.

Dieses Wunder wurde allgemein bekannt, und eine zahllose Menge bekannte den Glauben an Christus den Gekreuzigten und empfing die heilige Taufe.

Als die Einwohner von Julin hörten, welch eine freundliche Aufnahme das Christenthum in Stettin gefunden hatte, erwachte auch in ihnen das Verlangen nach der Lehre des Heiles. Der früher verstoßene Glaubensprediger wurde, als er wieder nach Julin zurückkehrte, wie ein Engel des Himmels aufgenommen. In kurzer Zeit wurden daselbst zweitausend einhundert sechsundfünfzig Heiden bekehrt und getauft.

Von Julin begab sich der Heilige in mehrere andere

Städte des Landes, nach Clonoda, Kolberg, Belgard, Grestiz, verkündete überall das Evangelium und taufte die Gläubiggewordenen. Dann besuchte er nochmal alle die Städte, in denen er den Glauben geprediget hatte, firmte die Getauften, verbot ihnen auf's Neue alle heidnischen Gebräuche, schärfte ihnen die Regeln des christlichen Lebens ein und belehrte sie, wie sie ihren Glauben durch ein neues Leben und durch die kirchlichen Uebungen offenbaren müßten. Am Freitag sollten sie sich der Fleischspeisen enthalten, am Sonntag von ihren Arbeiten ausruhen und zum Gebete und zur Anhörung des Gottesdienstes in der Kirche sich versammeln; die heiligen Feste sollten sie durch Fasten am Vorabende, durch Gebet und fromme Spenden feiern. Die Kinder sollten in weissen Kleidern von Pathen und nicht von den Eltern selbst zur Taufe gebracht werden. Den barbarischen Kindermord sollten sie verabscheuen, mit Blutsverwandten und Verschwägerten keine Ehe eingehen, die Vielweiberei gänzlich ausrotten, die Leichen der Gläubigen nicht neben die der Heiden begraben. In gesunden Tagen sollten sie zu den Priestern gehen, ihnen ihre Sünden beichten und von ihnen die heilige Communion empfangen. Mit Ungläubigen sollten sie keinen Umgang haben u. s. w.

Ueber die Gemeinden der größern Orte stellte der heilige Bischof Seelsorger auf, und über das ganze Gebiet setzte er den Priester Adelbert aus Polen als Bischof. Allein ehe noch Alles vollständig geordnet werden konnte, mußte der heilige Glaubensprediger wieder zu seiner Kirche nach Bamberg zurückkehren. Bamberg war durch einen furchtbaren Brand verwüstet worden. Nur die prachtvolle Domkirche und andere Kirchen waren verschont geblieben. Auf diese Nachricht reiste der heilige Bischof nach Gnesen, wo er sich

einige Tage beim Herzoge Boleslaus aufhielt und ihm über seine Missionsthätigkeit Bericht erstattete. Von da zog er durch Böhmen und kam von dort in das von ihm gestiftete Kloster Michelsfeld. Bis hieher ging ihm ein Theil der Geistlichkeit Bambergs und vieles Volk entgegen. Am 19. März 1125 kam er nach einjähriger Abwesenheit wieder bei seiner Gemeinde an. Bald darauf erfolgte das oben beschriebene Elend des Hungers und der Pest. In diese Zeit fällt auch die Gründung der Klöster Biburg, Ebrach und Allerspach.

Drei Jahre verweilte Otto bei seiner Kirche. Jetzt erfuhr er, wie der Feind auf den Acker des neubekehrten Pommerns Unkraut ausgesät hatte. Den fanatischen Götzenpriestern war es gelungen, viele von den Bekehrten wieder zum Götzendienste zu verführen. Viele wollten Christo und den Götzen zugleich dienen. In Stettin erbauten sie neben der Kirche des heiligen Adelbert einen Götzentempel. So schienen die Früchte der Mission gänzlich zu verderben.

Dieß Alles bestimmte den heiligen Bischof, sobald als möglich wieder nach Pommern zurückzukehren. Im Frühjahre 1128 begab er sich auf den Weg. Fünfzig Wagen mit Lebensmitteln, Kirchenparamenten und andern Kostbarkeiten zu Geschenken für die Gläubigen in Pommern waren in seinem Gefolge. Er zog durch Sachsen und Leuticien und traf in Demin den Herzog Wratislaus von Pommern. Diesen bewog er, einem Theile der gefangenen Leuticier die Freiheit zu schenken. Einen Theil kaufte er mit eigenem Gelde los. Diesen Freigelassenen, die sämmtlich Heiden waren, verkündete er das Evangelium. Sie nahmen es freudig an und wurden getauft.

Der Herzog veranstaltete einen Landtag zu Usedom. Die Vornehmen des Landes, die hier zusammenkamen, waren

theils Heiden, theils abgefallene Christen. Der Herzog stellte ihnen den heiligen Bischof vor und forderte sie auf, ihn zu hören und den von ihm mit so großer Liebe und mit so vielen Opfern verkündeten Glauben anzunehmen. Es waren eben die Tage des Pfingstfestes. Otto sprach nun selbst zu den Versammelten. Er verkündete ihnen die Lehre vom heiligen Geiste und seiner Herabkunft, von der Vergebung der Sünden, von den verschiedenen Gnadengaben. Seine Rede machte einen solchen Eindruck auf die Versammlung, daß die Abgefallenen sogleich wieder um die Aufnahme in die Kirche baten, und daß viele von den Heiden sich taufen ließen. In dieser Versammlung wurde zugleich ausgesprochen, daß in ganz Pommern das Evangelium ungehindert verkündet werden sollte.

Otto begab sich von da in die Stadt Wolgast. Hier waren die Leute von den Götzenpriestern ganz besonders feindselig gegen die Lehre des Heiles gestimmt worden. Der Herzog begleitete den Bischof selbst dahin, um ihn und seine Missionäre gegen Mißhandlungen zu schützen. Dieser Schutz war sehr nothwendig; denn die Bürger hatten den Beschluß gefaßt, jeden Missionär, der sich blicken lasse, zu tödten. Otto brachte es bald dahin, daß die Leute selbst ihre Götzentempel zerstörten und christliche Kirchen erbauten.

Noch leichter ging das Werk der Bekehrung in der Stadt Gutzkow, nur wünschten die Leute, daß ihr Götzen-Tempel erhalten und in eine christliche Kirche umgewandelt werde. Otto sah ein, wie durch eine solche Nachsicht die Gefahr des Abfalls nahe gelegt würde, und befahl die Zerstörung des Götzentempels. Das Volk war willig, riß den Götzentempel nieder und erbaute ein herrliches Gotteshaus. Otto nahm die Einweihung desselben mit der größten Feier-

lichkeit vor und erklärte den Gläubigen, wie sie selber Tempel Gottes seien, und wie sie sich jeder Verunreinigung dieses geistigen Tempels durch Werke der Sünde enthalten müßten. Die Vornehmen bethätigten ihren Glauben zunächst durch Losgebung der Kriegsgefangenen und der Sklaven.

Zu Stettin hielt sich der heilige Bischof drei Tage in der von ihm erbauten Peterskirche außer dem Thore auf. Der Herzog von Polen hatte die Stadt durch einen Kriegszug für den Abfall vom Glauben bestrafen wollen; allein Otto verschmähte eine solche Hilfe und nahm seine Zuflucht zum Gebete. Nachdem er drei Tage gebetet und gefastet hatte, zog er am vierten in seinem bischöflichen Ornate, umgeben von seinen Geistlichen, unter Vortragung von Kreuz und Fahnen in die Stadt ein und hielt eine Rede an das Volk. Die Götzenpriester hatten Häscher bestellt, die ihn mit ihren Lanzen durchbohren sollten, wofern er dem Volke sich zeigte. Allein als diese ihren Mord verüben wollten, erstarrten ihre Arme, und sie standen wie Statuen da. Dieß Wunder erschreckte Viele. Die Abgefallenen baten reumüthig um Wiederaufnahme. Schon konnte es der heilige Bischof wagen, einen dem Götzendienste geweihten Nußbaum gegen den Willen des Eigenthümers niederzuhauen. Otto stand sichtbar unter dem Schutze des Herrn. Als man daranging, den prachtvollen Baum niederzuhauen, und der erboste Eigenthümer eine Streitart schwang, um dem heiligen Bischof den Kopf zu spalten, ward der Streich abgewendet, und die Axt senkte sich so tief in einen Balken ein, daß sie der Mörder nicht mehr herausziehen konnte. Die Volksrache hätte diesen Gottlosen zerrissen, wenn er nicht durch Otto's Fürbitte wäre gerettet worden.

Die Stadt Julin war zum Bischofssitze bestimmt worden.

Auch in diese Stadt kehrte Otto zurück, um die Abgefallenen wieder zu gewinnen. Allein hier war die Macht der Heiden zu groß und das Leben zu üppig, als daß der Erfolg ein ersprießlicher hätte sein können. Das Bisthum wurde schon 1170 vom Papst Innocenz II. nach Kammin verlegt, und die Stadt Julin ist zerstört worden und von der Erde verschwunden. Otto besuchte noch alle von ihm gestifteten Gemeinden, stärkte die Wankenden im Glauben, ermunterte die Starken zum Ausharren, wirkte überall außerordentliche Wunder und kehrte am Vorabende vor St. Thomas wieder nach Bamberg zurück.

Nach seiner Rückkehr von der Missionsreise lebte der heilige Otto nur mehr zehn Jahre. Er gründete noch mehrere Klöster und verwendete alle seine Kräfte auf die Förderung der Kirche Gottes in seiner Diöcese.

Im Jahre 1133 kam König Lothar auf seiner Rückreise von Rom, wo er den rechtmäßigen Papst Innocenz II. auf den päpstlichen Stuhl gesetzt und den Gegenpapst vertrieben hatte, nach Bamberg. Hier erschien vor ihm der Schwabenherzog Konrad, legte den Königstitel ab und unterwarf sich auf Zureden des heiligen Bernhard dem König Lothar.

Der Heilige ließ noch alle seine späteren Stiftungen durch den Papst Innocenz II. bestätigen, schrieb an alle Aebte der von ihm gestifteten Klöster Worte ernster Ermahnung und besuchte die näher gelegenen Klöster selbst. Jetzt rückten die letzten Tage seiner zeitlichen Wirksamkeit heran. Der Heilige hatte das siebzigste Jahr schon erreicht. Auf einmal überfiel ihn ein schmerzliches Leiden. Er ertrug es mit bewunderungswürdiger Geduld und empfahl seine Seele dem Herrn und seinen heiligen Patronen. Kamen seine

Priester und Mönche zu ihm, voll Mitleiden mit dem leidenden Oberhirten, so tröstete er sie äußerst liebevoll. Ungeachtet seiner großen Schmerzen legte er sich des Tages nicht in's Bett, sondern saß in seinem Stuhle und sang die Psalmen zum Troste für sich und zur Erbauung für seine Umgebung. Selbst die letzte Oelung ließ er sich sitzend ertheilen.

Schon nahte das Fest der heiligen Apostel Petrus und Paulus. Otto wußte, daß jetzt der Ruf des Herrn an ihn ergehen werde. Er ließ darum den Dekan der Domkirche, Engelbert, seinen Nachfolger, zu sich kommen. Als derselbe nebst mehreren Aebten und Priestern vor ihm erschienen war, sprach er zu ihnen: „Heute ist der himmlische Geburtstag meines Herrn, des Apostelfürsten Petrus. Ich bitte euch, bringt ihm Alles, was mir Gott geschenkt hat, als Opfer dar, daß er und sein Mitapostel Paulus, der Lehrer der Heiden, mir die Pforten des Himmels öffnen und mich recht bald in die himmlische Stadt einführen mögen. Um den Ort meiner Ruhe, den Berg meines Patronen, des heiligen Erzengels Michael, nehmt euch als um meinen Lieblingsort mit Liebe an, sorget in allen Dingen für sein geistiges und für sein zeitliches Wohl zum Troste für meine Seele. Ihr wißt, wie armselig und elend und wie so ganz von allem klösterlichen Leben verlassen dieser Berg war, als ich ankam. Ihr wißt, welche geistigen Fortschritte derselbe durch Gottes Gnade unter meiner Dienstleistung gewonnen hat, so daß er jetzt unter allen Klöstern der Nachbarschaft allgemein als das Muster und als die Perle gilt. Wolle Gott geben, daß ihm dieser Name bis an's Ende unversehrt bleiben möge! Möge Allen, die ihm in Treue und Ehrfurcht zugethan bleiben, Friede und Segen werden vom Herrn hier und in Ewigkeit. Uebrigens empfehle ich euch und die ganze Herde,

die mir übergeben ward, dem obersten Hirten. Er wolle euch unversehrt bewahren und mich schauen lassen in der Ruhe ewiger Klarheit."

Darauf gab er ihnen den Segen und entließ sie mit Thränen väterlicher Liebe. Nachdem er noch die heilige Wegzehrung empfangen hatte, verharrte er im heiligen Gebete, um vom Herrn wachend erfunden zu werden, und ihm auf seinen Ruf und sein Anklopfen mit Freude die Thüre öffnen zu können.

Die Nacht brach an. Der Leib des heiligen Bischof war schon bereits erstorben, allein sein Geist lebte wunderbar auf. Mit ganzer Seele merkte er auf das Lob Gottes, das die Geistlichen in seiner Gegenwart um Mitternacht dem Herrn darbrachten. Mit aufgehobenen Händen und zum Himmel gewendeten Augen sprach er nach jeder Lektion, welche gelesen wurde, ganz kräftig: Deo gratias! Die erste Stunde nach Mitternacht war vorüber, das Fest Pauli Gedächtniß war angebrochen. Es war Freitag den 30. Juni 1139. In dieser geheiligten Stille der Nacht, in der Umgebung seiner Brüder gab der heilige Bischof seinen Geist auf, um für alle Ewigkeit in der himmlischen Wohnung Christum zu schauen und zu genießen. Die Kunde von seinem Hinscheiden durchlief eiligst seine ganze Diöcese und alle von ihm gestifteten Klöster. Die Trauer und der Jammer um den gemeinsamen Vater der Armen war allgemein.

Der Leichnam des Heiligen wurde einbalsamirt und, wie es sein Wille gewesen, auf dem Michaelsberge zur Erde bestattet. Der Bischof Embriko von Würzburg hielt die Leichenrede. Unzählige Menschen waren zusammengeströmt. Die Priester trugen den heiligen Leichnam. Als sie vor der innern Thürschwelle der Kirche die Worte sangen: „Nimm mich auf, o Herr!" war das Weinen und Jammergeschrei so groß,

daß die Träger der Leiche ihre heilige Last hinstellen und mitweinen mußten. Das Grab des heiligen Bischofs wurde durch zahllose Wunder verherrlicht und prangt noch hinter dem Kreuzaltare der Kirche am Michaelsberg. Der Grabstein zeigt sein ehrwürdiges Bild.

---

133. Die selige Jungfrau Herluka.
† 1142.

Das Leben dieser Heiligen hat derselbe fromme und gelehrte Priester Paul von Bernried geschrieben, von dem wir auch eine Lebensgeschichte des heiligen Papstes Gregorius VII. besitzen. Der Ort ihrer Geburt ist unbekannt, scheint jedoch in der Nähe des Bodensees zwischen Villingen und Hirschau gewesen zu sein; denn die Aebte Wilhelm von Hirschau und Deocar von St. Georg bei Villingen waren in ihrer Jugend ihre Seelenführer.

Von frühester Kindheit auf ward ihr das Glück einer sorgfältigen christlichen Erziehung zu Theil. Als sie die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte, wollte sie die Wege der Welt wandeln. Davor wurde sie verwahrt durch eine langwierige Krankheit, die ihr Gott zum Heil ihrer Seele sendete. Hier lernte sie einsehen, wie eitel alles weltliche Thun und Treiben sei. Allein nachdem sie genesen war, wendete sie sich wieder den weltlichen Eitelkeiten zu. Jetzt wurde sie mit einem Augenleiden heimgesucht, das gänzliche Erblindung zur Folge hatte.

Einer inneren Mahnung folgend opferte Herluka, nachdem sie ihren Sinn gründlich geändert und auch das Gewand gottgeweihter Jungfrauen angezogen hatte, zu Ehren des heiligen Martyrers Cyriakus eine Wachskerze. Auf die Fürbitte dieses Heiligen erlangte sie auf dem einen Auge wun-

derbare Heilung. Bis an ihr Lebensende hatte sie so scharfes Auge, wie man es an Solchen, die an beiden Augen sehen, nicht leicht findet.

Von nun an wendete sie all ihre Sorgfalt armen, verlassenen Kindern zu. Wie eine Mutter reinigte sie ihnen die Köpfe, versorgte sie mit Wäsche und verschaffte ihnen das nothwendige Gewand und Brod.

Um diese Zeit wurde sie mit der Gemahlin des Pfalzgrafen Mangold, Namens Adelhaid, bekannt. Diese führte auf ihrem Schlosse Moropolis ein heiliges Leben und wollte an Herluka eine Genossin ihrer Andacht und ihrer Werke der Barmherzigkeit haben. Sie nahm die fromme Jungfrau zu sich auf ihr Schloß. Hier beteten sie oft ganze Nächte gemeinschaftlich.

Dieß segensvolle Wirken der Dienerin Gottes war dem Satan zuwider. Er suchte es auf alle mögliche Weise zu hintertreiben. Als scheußliches Gespenst störte er die Betenden in ihrer Andacht. Einmal löschte er das Kerzenlicht aus. Herluka zündete es wieder an und flehte zu Gott um Schutz wider dieses Trugbild. Augenblicklich verschwand der Arge mit einem solchen Gekrache, daß man meinte, das ganze Schloß stürze zusammen. Allein das war eitler Lärm. Als es Tag geworden war, sah man, daß Alles unversehrt, und nicht einmal ein Ziegel auf dem Dache verrückt war. Nur Herluka behielt ein Denkzeichen. Ihr schwoll in derselben Nacht ein Knie auf und verursachte ihr lebenslänglich viele Schmerzen. Dieß und viele andere Leiden ertrug sie mit bewunderungswürdiger Geduld.

Sie stand aber auch mit den Seligen des Himmels in einem besonders freundlichen Verkehr. Einst hatte eine Dienerin der Gräfin eine Ungeschicklichkeit begangen und fürchtete

harte Strafe. Aus ungeeignetem Mitleiden wollte Herluka der Magd durch eine Nothlüge hinaushelfen. Darüber erhielt sie durch eine himmlische Erscheinung scharfe Zurechtweisung. Die heilige Felicitas erschien ihr und sprach: „Du hast übel gethan, daß du deine Lippen mit einer Lüge beflecktest. Den Umgang mit Männern zu meiden, ist nicht das Einzige, was einer Jungfrau ziemt; sie muß auch aus Kräften jeder Lüge sich enthalten. Wo die Wahrheit verletzt wird, hat die leibliche Unversehrtheit wenig Werth."

Solche himmlische Erscheinungen und Ansprachen wurden ihr häufig zu Theil. Nach dem Tode der Adelhaid schaute sie diese ihre Herrin in der Herrlichkeit des Himmels. Allein ihr Glanz war lange nicht so prachtvoll wie derjenige, in dem ihre Schwestern Wielika und Hiltiburgis strahlten, die in klösterlicher Abgeschiedenheit sich ganz ihrem Herrn und Heiland geweiht hatten. Der Verkehr mit der Welt hatte der Adelhaid einige Makeln angehängt, die selbst ihre himmlische Glorie minderten.

Nachdem Herluka Jahre lang mit Adelhaid auf ihrem Schlosse Gott gedient und Barmherzigkeit geübt hatte, mußte sie eine adeliche Familie auf einer Reise gegen den Lech hin begleiten. In dem alten Epfach am Leche hielt man sich eine Zeit lang auf. Dieser Ort hat den heiligen Laurentius und den Bischof Wikterp zu Patronen. Wikterp war ehedem Bischof von Augsburg, und sein Leichnam ruhte damals noch unter dem Altare des der Mutter Gottes geweihten Kirchleins. Hier blieb Herluka. Ihre Herrschaft begab sich wieder zurück in die Heimat. „Bleibe hier, meine Tochter, ich werde dir alle Hindernisse aus dem Wege räumen." Diese Worte vernahm sie im Geiste von dem heiligen Bischof Wikterp. (Siehe I. Th. S. 141—144.)

In Epfach schloß sie sich an eine fromme Frau an, die Duda hieß, und unter der Leitung ihres gottseligen Oheims, des Sigibod von Raitenbuch, ein heiliges Leben führte. Diese nahm sie mit mütterlicher Liebe auf und sorgte für sie als ihre geistliche Tochter. Als einst Herluka etwas verdrossen aus der Kirche kam und die Scheiter auf dem Herde etwas unfreundlich hin und her legte, fragte Duda sie gar liebevoll und freundlich: „Wo bist du denn gewesen, und woher kommst du?" Auf die Antwort: „In der Kirche bin ich gewesen, und aus der Kirche komme ich", entgegnete Duda: „Das glaube ich nicht, denn wärest du in der Kirche gewesen, und kämest du aus der Kirche, dann hättest du eine weit lieblichere Frucht des Gebetes mitgebracht."

Einst wurde ihr gezeigt, welch eine schreckliche Beleidigung des Herrn es sei, wenn das hochheilige Opfer in unwürdiger Weise dargebracht werde. Sie sah den leidenden Heiland aus allen seinen Wunden bluten, mit schmerzlich betrübtem Antlitze; und der heilige Wikterp, der die Erscheinung begleitete, erklärte ihr, das sei der Ausdruck jener Beleidigung, die dem Herrn durch gottlose Priester in Darbringung des heiligen Meßopfers angethan werde. Damals gab es nämlich viele Geistliche, welche mit Verachtung der kirchlichen Gesetze in verbotener Ehe lebten und deßungeachtet das priesterliche Amt verwalteten.

Der Blick in den schauerlichen Zustand der Verdammten und in die Glorie der Seligen war ihr gegönnt. Oefters that sie Aussprüche, die ganz deutlich zeigten, daß sie davon genaue Kunde habe. So sagte sie: Kein Feuer in der Hölle brennt schmerzlicher, als das Feuer der Exkommunikation. Und öfters erklärte sie, die himmlische Freude sei so groß, daß sie jeden Augenblick bereit stehe, jedes Todesleiden

der Martyrer auf sich zu nehmen, um aufgelöst zu werden und bei Christo zu sein.

Außerordentlich war die ihr von Gott verliehene Gnade, Seelen für Christus zu gewinnen. Den Herrn der Familie, in deren Gefolge sie nach Epfach kam, gewann sie so für das Streben nach christlicher Vollkommenheit, daß er Gott gelobte, mit seiner frommen Gemahlin Hedwiga ein Leben der Abtödtung und des Gebetes in vollkommener Entsagung zu üben. Juta, eine ganz weltlich gesinnte Tochter dieser frommen Eheleute, wurde durch die Ermahnungen und das Gebet der Seligen aus der Welt herausgerissen und für ein strenges Büßerleben im Kloster gewonnen. Diese Juta starb dann im Rufe der Heiligkeit und wurde im Kloster Wessobrunn begraben. Herluka schaute ihre heilige Seele in der himmlischen Verklärung.

In dem heiligen Erzmartyrer Laurentius verehrte sie ihren vorzüglichsten Beschützer und Fürsprecher. Gar oft wurde sie einer Erscheinung von ihm gewürdiget. Fast regelmäßig begleitete er sie auf dem Hingange zum Tische des Herrn. Unter seiner Leitung besuchte sie im Geiste die heiligen Stätten in Rom. Von diesen ausgezeichneten Gnadenerweisungen redete sie jedoch mit Niemand außer ihrem späteren Seelenführer, Paul von Bernried, dessen Ankunft in Epfach sie jedesmal schon lange vorher im Geiste schaute und auch ihren Hausgenossen ankündigte.

In Epfach blieb die Selige 36 Jahre lang. Ihr Beispiel und ihre Ermahnungen bewogen Viele zur Lebensbesserung. Viele Mädchen wurden durch sie bestimmt, ihre Jungfräulichkeit unversehrt für ihren himmlischen Bräutigam zu bewahren und in der Welt ein klösterliches Leben zu führen. Sie selbst stand unter der sichtbaren Leitung des genannten

eifrigen Priesters Paul von Bernried, und ward unsichtbar geleitet und zurechtgewiesen vom heiligen Laurentius und vom heiligen Wikterp.

Nach dieser langen, segensreichen Wirksamkeit in Epfach wurde die Heilige aus dieser ihrer zweiten Heimat vertrieben. Barbaren sollen sie verjagt haben. Nun wendete sie sich nach Bernried am Würmsee. Hier war im Jahre 1120 vom Grafen Otto von Valley und seiner Gemahlin Adelhaid ein Chorherrenstift gegründet worden. Papst Calixtus II. hatte die Stiftung am 12. Februar 1122 bestätiget. Dieß war schon seit Jahren die Zufluchtstätte für den Priester Paul. Dieser hatte sich den Haß seiner Mitbrüder, der Kanoniker in Regensburg, zugezogen, und war von ihnen wegen seiner Rechtgläubigkeit und seines unbescholtenen Wandels verfolgt worden. Sie hielten es nämlich allesammt mit dem kirchenfeindlichen Kaiser Heinrich IV. und waren Gegner des für kirchliche Zucht und Ordnung eifernden Papstes Gregor VII. Paul war ein Freund dieses Papstes und von strengen Sitten. Deßhalb hatte er sich von Regensburg flüchten müssen. In Bernried war er freundlich aufgenommen worden. Hier lebte er in Gemeinschaft mit frommen, gewissenhaften Priestern, suchte durch Wort und Beispiel die verirrten und verweltlichten Geistlichen für ein frommes Leben zu gewinnen und war ein fester Anhalt für Wankende. An ihn schlossen sich die Besseren an. Auch frommen Laien der Umgebung ward er ein Lehrer und Führer.

Unter der Leitung dieses treuen Dieners Gottes setzte Herluka in Bernried ihr strenges, beschauliches Leben nur mehr eine kurze Zeit fort. Sie lebte in einer engen Zelle, unweit der Kirche, bis zum Jahre 1142, in dem sie starb. Ihr Leichnam wurde in der Klosterkirche zu Bernried begraben.

Drei Jahre nach ihrem Tode beschrieb Paul ihr Leben. Die Gläubigen hatten sie schon während ihres Lebens um ihrer Heiligkeit willen geehrt. Nach ihrem Tode empfahlen sie sich ihrer Fürsprache am Throne Gottes. Diese Verehrung besteht noch bis auf den heutigen Tag. Im Jahre 1653 wurde die Klosterkirche in Bernried neu erbaut. Als man im Jahre 1763 in derselben ein neues Pflaster legte, fand man zu beiden Seiten des Chores gemauerte Grüfte. In der einen, auf der Evangelienseite, waren die Gebeine des seligen Stifters, Otto von Valley, in der andern, auf der Epistelseite, die Ueberreste der seligen Herluka aufbewahrt. Diese Ueberreste wurden vom Staube gereiniget, in blecherne Särge eingeschlossen und wieder in die Grüfte gelegt. Ein einfaches Kreuz in einem Steine des Kirchenpflasters bezeichnet die Stelle ihrer Gruft.

---

134. Der selige **Berthold**, Abt zu Garst.

(Den 27. Juli.) † 1142.

Im Jahre 1082 gründete der Markgraf Ottokar von Steiermark das Kloster Garst an der Ens. Anfangs waren in der neuen Stiftung Weltgeistliche unter einem Vorstande. Der erste dieser Vorstände hieß Eberhard. Nach dessen Tod gingen einst die Geistlichen mit einander an den Fluß hin, um sich zu baden, und die meisten derselben ertranken in dem angeschwollenen Wasser. Dadurch war Ottokars Stiftung gänzlich vereitelt. Dieß ging ihm sehr zu Herzen, denn er war ein gar frommer, friedenliebender Fürst, wünschte das Heil seiner Untergebenen aus allen Kräften zu fördern, und hielt fest an dem rechtmäßigen Oberhaupte der Kirche,

Paschalis II. Als der fromme und heilige Erzbischof Konrad von Salzburg wegen seiner Treue gegen die Kirche sich flüchten mußte, nahm ihn Ottokar gar liebevoll auf, hielt ihn sehr in Ehren, und erklärte dadurch vor aller Welt, daß er das heillose Unternehmen Heinrichs V. höchlich mißbillige, was damals keiner von den Großen zu erklären den Muth hatte.

In der Kirche zu Garst war die fromme Gattin des Markgrafen begraben. Ottokar ließ für ihre Seele alljährlich Seelengottesdienste halten, und lud eine Menge von Geistlichen dazu ein. Bei einem solchen Anlasse eröffnete der edle Markgraf einst den versammelten Geistlichen seinen Plan, an diesen heiligen Ort, den er dem Dienste Gottes und seiner heiligen Mutter gewidmet hatte, Ordenspriester zu berufen, die in Zukunft den Gottesdienst besorgen und dem Heile der Gläubigen dienen würden.

Darauf begab sich der Markgraf in das Kloster Göttweih. Dieses Kloster war im Jahre 1083 durch den Bischof Altman von Passau unter dem Schutze des Markgrafen Leopold des Schönen von Oesterreich als ein Chorherrenstift gegründet worden. Leopold war aber der Vater von Ottokars Gemahlin Elisabeth. Bischof Ulrich von Passau hatte dieses Stift in ein Benediktinerkloster umgewandelt und Mönche aus dem berühmten Kloster St. Blasien dahin berufen. Dieß Kloster stand eben in seiner schönsten Blüthe. Ottokar erbat sich den Prior des Klosters Göttweih, den frommen W i r n t o, als Abt aus, und führte denselben nebst mehreren Ordenspriestern nach Garst. Der ehrwürdige Bischof Ulrich billigte diese Wahl, und weihte den Wirnto als ersten Abt des neugegründeten Klosters. Von den noch übrigen Geistlichen zu Garst begaben sich einige anderswohin, andere aber mußten bleiben und auf Befehl des Markgrafen den

Ordenshabit anziehen. Einer derselben, Namens Eberhard, der sich gegen diese gewaltthätige Zumuthung am meisten gewehrt hatte, wurde in der Folge der eifrigste Mitarbeiter des Abtes bei Einführung der klösterlichen Ordnung und bewahrte bis zu dessen Tode sein größtes Vertrauen.

Durch Ueberlassung einer größern Anzahl von Brüdern an den Markgrafen war das Kloster Göttweih zum Theil verödet worden. Man nahm wieder seine Zuflucht zu St. Blasien, und erbat sich nebst andern den vortrefflichen Berthold, der damals Bibliothekar und Leiter des Chorgesanges im Kloster war. Dieser wurde nun an der Stelle des nach Garst abgesendeten Wirnto Prior der Genossenschaft. Als bald darauf Wirnto nach dem Willen des Bischofs Ulrich die Abtwürde des Klosters Fornbach übernehmen mußte, kam Berthold wieder nach Garst und wurde an Wirnto's Stelle Abt zu Garst.

Dieser ehrwürdige Abt Berthold stammt höchst wahrscheinlich aus Oberschwaben, und zwar, wie aus seinem Wappen zu schließen, von einem hochadeligen Geschlechte. Die Leitung des Klosters Garst übernahm er im Jahre 1111 und führte sie einunddreißig Jahre lang, bis zum Jahre 1142. Berthold führte strenge Zucht und Ordnung ein, wie er es in St. Blasien war gewöhnt worden. Dessenungeachtet vermehrte sich von Jahr zu Jahr die Zahl derjenigen, die um Aufnahme ins Kloster baten. Und so groß auch die Zahl der treuen Diener Gottes wurde, so hatten sie doch nie einen Mangel. Ausser den Verwaltern der Oekonomie sah man nie einen der Brüder ausser dem Kloster. Berthold war von Allen als gemeinsamer Vater kindlich geliebt; und wer die väterliche Liebe je mißbrauchte, der erfuhr bald den Ernst und die Zurechtweisung des Vorstandes. Seinem Scharf-

blicke entging auch das Geringste nicht, das wider die Ordnung geschah, und immer ahndete er sogleich was strafbar war, damit es um so leichter abgestellt werden konnte.

Um die Ruhe des Klosters in keiner Weise stören zu lassen, erbaute er die Herberge für die Fremden und Gäste abgesondert vom Kloster. An Gästen aber fehlte es nie. Unzählige kamen, um bei dem erleuchteten Abte sich Rath und Trost zu erholen. Und Alle wurden nicht bloß liebreich aufgenommen, sondern auch gastfreundlich bewirthet. Der Abt aß immer nur von einer Speise und Brod. Wurden ihm bessere Speisen vorgesetzt, so vertheilte er sie unter die Brüder, oder er ließ sie den Aussätzigen und den Kranken zusenden. Nie gestattete er, daß man für ihn ein besonderes feines Brod backen durfte. Er wollte vor dem letzten Bruder keinen Vorzug haben. Alle sollten die nothwendige Sättigung haben, das war sein Wille, und wo der Vorrath nicht auszureichen schien, da geschah öfters wunderbare Vermehrung, wie man es insbesondere an Fischen und am Weine öfters erfahren hat.

So saß er einst zu Pechlarn in Unterösterreich mit mehreren Gästen bei Tische. Es waren nur wenige Fische zubereitet, und Jedermann glaubte, sie reichten lange nicht für die Hälfte der Gäste hin. Der fromme Abt theilte an die Gäste aus. Jeder erhielt ein größeres Stück, und dennoch blieb immer derselbe Vorrath in der Schüssel. Alle sättigten sich und staunten über diese wunderbare Vermehrung der Fische. Der Abt selber aß nichts davon. Immer genoß er nur von der ganz gemeinen Kost, wie sie auch für die Diener und Knechte des Klosters zubereitet wurde.

Seine Sehnsucht nach der himmlischen Heimath war so groß, daß er sich selten eine Ruhe gönnte. Immer war er

mit geistigen Betrachtungen und mit Lesung beschäftiget. Immer bereitete er sich durch Gebet auf die Heilung der vielen vom Satan geplagten Menschen vor, die täglich zu seinem Kloster gebracht wurden. Nie zog er sein Ordensgewand aus. Die kurze Zeit seiner nächtlichen Ruhe brachte er auf seinem Lager zu. Man konnte nicht sagen, daß er sitze, noch auch daß er liege. Wo nämlich der Schlaf ihn überwältigte, da gab er in derselben Stellung, in der er eben war, sich dem Schlafe hin. Außerdem brachte er viele Zeit im Beichtstuhle zu, um die reumüthigen Sünder auf den Weg der Buße zu leiten.

Im Winter blieb er nie in einem geheizten Zimmer, und wenn er manchmal mit Andern an den Feuerherd sich setzte, so stellte er zwischen sich und das Feuer immer einen Schirm, so daß er von der Wärme des Feuers nichts empfand. Dieß that er aber nur aus Abtödtung. Bei seinem strengen Fasten wurde er durch die Kälte oft so abgemagert, daß man nur mehr Haut und Bein an ihm sehen konnte. Hatte er bei Tisch ein wenig gegessen, so befiel ihn der Schlaf. Wenn dann der Prior mit den Füßen ein wenig Geräusch machte, fuhr er auf, nahm seinen Löffel zur Hand und that, als wenn er unausgesetzt gegessen hätte.

Als der gottselige Berthold nach Garst kam, standen die finanziellen Verhältnisse des Klosters sehr schlecht. Aus Liebe zu dem ehrwürdigen Abte vermachten Große und Kleine dem armen Kloster so viele Güter, daß es in kurzer Zeit sehr wohlhabend wurde. Schon Anfangs hatte der Abt es als Klostergesetz ausgesprochen: „Jedem, der um etwas bittet, muß willfahren werden, wenn das Kloster es hat und geben kann.“ Diese Regel wurde nun heilig gehalten, und jede Verletzung derselben vom Abte mit aller Strenge bestraft.

Einst kam ein armer Mann zum Kloster und bat den Abt um drei Zehner. Der Abt trug nie Geld bei sich. Er hatte zwar einen Geldbeutel, aber in demselben waren nur einige Gedenkpfennige an einzelne Verstorbene. Er befahl also dem Schaffner, daß er dem armen Manne drei Zehner gebe. Dieser erklärte, es sei jetzt kein Geld vorräthig, er könne nichts geben. Der Abt befahl es ihm nochmal, und vernahm dieselbe Weigerung wieder. Dann sprach er: Das will ich nicht hören, daß meine Kasse ohne Geld sei. Gebt mir die Schlüssel! Er befahl nun den Brüdern nachzusehen, ob es wirklich sich so verhalte. Diese fanden einen ehernen Topf voll Zehner, den der Schaffner verborgen hatte. Augenblicklich befahl der Abt, all dieß Geld sammt dem Topfe in die Ens zu werfen, wo sie am tiefsten war. Die Brüder machten Gegenvorstellungen und meinten, man sollte doch so viel von dem Gelde behalten als nothwendig wäre, um den täglich ankommenden Armen zu helfen. Allein der Abt blieb bei seinem Beschlusse und sprach: „Werft es in die Ens, denn es ist Lügengeld und könnte Niemanden einen Nutzen bringen.“ Dann setzte er den geizigen Schaffner ab und übergab sein Amt einem Andern.

Ein andermal kam ein Bettler und bat um Almosen. Der Abt befahl dem Bruder Bäcker, er solle dem Armen Brod geben. Dieser sagte, es sei keines vorhanden. Nun sendete der Abt den Mönch Erchanger in die Pfisterei, daß er nachsehe, ob es wirklich so sei. Dieser fand darin dreißig Brode. Jetzt rief der Abt sämmtliche Brüder zusammen, bestrafte in ihrer Gegenwart den ungehorsamen und lügenhaften Bruder durch Stockschläge mit eigener Hand, und befahl, die verheimlichten Brode in den Fluß zu werfen.

Das Kloster hatte auch in der Entfernung einzelne

Hospizien, in denen sich Laienbrüder unter der Leitung von je zwei Ordenspriestern aufhielten. Diesen Hospizien wendete der Abt die größte Aufmerksamkeit zu. Alle Geschenke und Gaben, die ihm fromme Büßer brachten und zu seinen Füßen oder auf den Altar niederlegten, sendete er an diese Hospizien, ohne sie auch nur anzurühren. Solche Büßer kamen aber tagtäglich. Auch diejenigen, welche eine größere Wallfahrt unternahmen, begaben sich jedesmal zuerst in das Kloster, um sich dem frommen Gebete des Abtes zu empfehlen und seinen Segen auf ihre Wanderung mitzunehmen. Was er immer zu thun haben mochte, jedes Mal verließ er augenblicklich sein Geschäfte, wenn ihm gemeldet wurde, daß Beichtkinder seiner harreten. Oft verschob er um ihretwillen die heilige Messe weit über die gewöhnliche Zeit, denn er hatte Mitleid mit den armen Menschen, die nicht selten mehrere Stunden weit hergekommen waren, um Vergebung und Trost zu erlangen.

Die Beichtkinder forschte er nicht bloß über ihre Sünden aus, sondern er wollte sich auch überzeugen, ob sie in den Glaubenswahrheiten gehörig unterrichtet waren. Fehlte es in dieser Beziehung, so entließ er das Beichtkind nie, ehe er ihm die nothwendigen Kenntnisse beigebracht hatte. Jedesmal ließ er solche Unwissende das Vater unser beten, und wenn sie dabei stockten, so gab er nicht nach, bis sie es vollständig beten und ihm auf seine Fragen richtig antworten konnten.

Auch wenn Arme zu ihm kamen um Almosen zu erhalten, unterrichtete er sie in den Glaubenswahrheiten, und nie entließ er einen Bettler, ehe derselbe das Vater unser ausdrücklich und verständlich beten konnte. So verband er geistliches Almosen mit dem leiblichen. Bei solchen Belehr-

ungen offenbarte er eine bewunderungswürdige Milde und Sanftmuth.

Der gütige Gott hatte seinem treuen Diener die Gabe verliehen, das Innere der Menschen zu durchschauen, so daß man ihn nicht leicht täuschen konnte. Dieses erfuhr der Prior des Klosters Kremsmünster, der verkleidet zu dem frommen Abte kam und ihm die Beicht ablegte. Als derselbe seine Beicht vollendet hatte und schon fortgehen wollte, ganz erfreut darüber, daß er nicht erkannt worden sei, rief ihm der Abt nach: „Herr Prior, laßt Euch die Zucht und Ordnung in Eurem Kloster recht sehr angelegen sein!“ Der Prior war sehr erstaunt darüber, daß ihn der Abt kannte, denn er hatte ihn früher nie gesehen, und auch dießmal sich in keiner Weise selbst verrathen.

In gleicher Weise durchschaute er seinen Neffen, der auch Berthold hieß und in das Kloster eingetreten war. Derselbe war ein sehr unruhiger Kopf und that sich auf seine Verwandtschaft mit dem Abte viel zu gut. Er hielt sich nicht strenge an die Regel und machte dem Abte viel Verdruß. Unzählige Male wies ihn der Abt bald mit Liebe, bald in heiligem Ernste zurecht; allein Alles schien vergeblich zu sein, denn der Mann konnte, wenigstens im Kloster seines Oheims, sich nicht bessern. Voll innigsten Mitleidens entließ ihn der fromme Oheim und sendete ihn nach Göttweih, wo dieselbe strenge Zucht herrschte wie in Garst, und wo er unter dem Vorwande der Verwandtschaft sich nichts herausnehmen konnte. Beim Abschiede sprach er noch zum Neffen: „Gehe nun, mein Bruder! Du hast mir viel Unruhe und Plage verursacht. Auch Du wirst Unruhe haben und nie ohne Widerwärtigkeiten sein.“ Die Voraussagung ging in Erfüllung. Dieser Berthold lebte noch lange und

war immer im größten Elende. In Göttweih wurde er entlassen, dann irrte er armselig in der Welt umher, ohne je wieder in ein Kloster einzutreten, und endlich starb er im Elende.

Eines Tages sagte der fromme Abt voraus, es werde nächstens ein Mensch kommen, den sie aufnehmen und dadurch von dem Tode retten müßten. Als die Brüder ihn fragten, wer denn dieser Mensch wäre, antwortete er ihnen nur: Es ist ein des Erbarmens würdiger Mensch in seiner äußersten Noth, dessen man sich aus Liebe annehmen muß. Am andern Tage kam ein Soldat auf seiner Flucht zum Kloster hergelaufen. Er hatte durch Raubanfälle und Grausamkeit aller Art sein Leben verwirkt, war von Häschern verfolgt, und das Todesurtheil war schon über ihn ausgesprochen. Sein Name war Leo. In seiner Todesangst warf er sich den Brüdern zu Füßen und bat, daß man ihn aufnehmen und mit dem Ordenshabit bekleiden wolle, sonst sei er ein Kind des Todes. Man ging zum Abte und fragte, was zu thun sei. Dieser befahl, ihm sogleich das Haupt zu scheeren und ihn als Mönch zu kleiden, denn das Kloster sei ein geheiligtes Asyl für jeden reumüthigen Sünder. Dieß geschah. Leo bekehrte sich von ganzem Herzen zu Gott, dankte unabläßig für die ihm zu Theil gewordene Rettung, und war Allen ein Beweis für die göttliche Wahrheit, „daß des Menschen Sohn gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren war." Als die Häscher ins Kloster kamen und seine Auslieferung verlangten, beriefen sich die Brüder auf das Asylrecht, und verwahrten ihren lieben Mitbruder vor jeder Gefahr.

Ein Anderer, Namens Embicho, hatte früher Kriegsdienste geleistet, und dann zur Zeit des Friedens sich auf

das Raubhandwerk verlegt. Einst wurde er bei einem Raubanfall, den er mit mehreren Spießgesellen auf vorüberziehende Kaufleute gemacht hatte, schwer verwundet und halbtodt ins Kloster gebracht. Hier erlangte er unter der liebreichen Pflege der Brüder durch Gottes Barmherzigkeit die Gesundheit wieder. Mit der leiblichen Heilung begann auch die Heilung seiner Seele. Es erwachte in ihm ein Verlangen, nach dem Vorbilde dieser Brüder dem Herrn zu dienen. Den mächtigsten Eindruck machte auf ihn die väterliche Liebe des frommen Abtes, der ihn in seinem Elende immer besuchte und ihm zu Herzen redete. Sobald er wieder aufstehen konnte, eilte er zu dem heiligen Manne Gottes, warf sich ihm zu Füßen und bat ihn um Aufnahme unter seine lieben Kinder. Er wolle von ganzem Herzen seinem Gott dienen, so lange ihm das Leben noch geschenkt sei. Die Brüder hörten von diesem Bittgesuche des Räubers. Alle waren dagegen, denn sie fürchteten, es könnten noch Vergütungen vom Kloster gefordert werden, weil Embicho durch seine Raubanfälle viel Ungerechtigkeit verübt hatte. Allein der Abt ließ sich nicht irre machen. Sein Grundsatz war, keinen abzuweisen, der redlichen Sinnes im Ernste um Aufnahme bat. Er beruhigte die widersprechenden Brüder durch freundliche Worte, so daß Alle in die Aufnahme des Unglücklichen einwilligten.

An diesem Räuber offenbarte sich die unendliche Erbarmung des Herrn, die nicht den Tod des Sünders, sondern seine Bekehrung und sein Leben will, in außerordentlicher Weise. Embicho erwies sich der gnadenvollen Berufung des Herrn getreu und machte ausgezeichnete Fortschritte in der Heiligung. Mit größter Freude hätte er die Mühe der Studien auf sich genommen und mit den Knaben die An-

fangsgründe der Wissenschaften gelernt, um dann als Mönch an der Rettung der Seelen zu arbeiten, allein es fehlten ihm dazu die nothwendigen Talente. Dafür aber hatte er den inneren Lehrmeister, den heiligen Geist, der ihn in seiner Demuth leitete und ihn himmlische Weisheit lehrte. Der erleuchtete Abt vertraute ihm die Besorgung der Kranken an. Diese übernahm er mit innigster Freude, und mit einer Liebe und Aufopferung, der nichts zu schwer wird, verpflegte er die Kranken, als pflegte er Christum seinen Heiland. Wo er immer ihnen eine Erleichterung verschaffen konnte, that er es mit einer Freudigkeit, die Alle bewunderten. Er trug das Holz selbst auf seinen Schultern aus dem Walde, um das Krankenzimmer gehörig wärmen zu können. Während dieses Hin- und Hergehens betete er unabläßig. Hatte er den Kranken die Speisen gebracht, so betete er, während er vor ihnen stand und die Speisen zerschnitt, das Vater unser. Nie verkostete er etwas von dem, was er den Kranken zu bringen hatte. Was übrig blieb, das brachte er den Schulknaben des Klosters, die daselbst in den Wissenschaften unterrichtet wurden. Da fragte er sie jedesmal, ob sie ihm nicht einen Psalm singen möchten. Waren sie dazu bereit, so sang er mit voller Stimme und von ganzem Herzen mit; dann zerlegte er ihnen die Speisen und betete während dessen das Vater unser.

Weil man in jener Gegend Mangel an Oel hatte, so war es dem ganzen Convente erlaubt, die Speisen mit Fleischfett zu würzen. Um nicht als Sonderling zu erscheinen, verkostete auch Embicho von solchen Speisen, allein er begnügte sich immer mit ganz einfacher, ungewürzter Kost.

So diente dieser fromme Bruder zwei Jahre lang in aller Demuth und im Geiste der Buße dem Herrn in den

Kranken. Der Herr aber wollte seine Barmherzigkeit an dem aufrichtigen Büßer noch ganz besonders verherrlichen, und sendete ihm eine Krankheit. Während derselben ließ sich Embicho nicht bewegen, im Bette niederzuliegen. Aus Abtödtung, um es sich nicht zu bequem zu machen, saß er fortwährend auf seiner Lagerstätte. Tag und Nacht unterredete er sich ohne Aufhören mit Gott, mit glühender Andacht fortwährend betend. Als die Krankheit bedenklicher wurde, bat er, daß man den ehrwürdigen Abt zu ihm rufe. Der Abt kam mit mehreren Brüdern. Da richtete sich der Kranke auf und sprach mit innigster Rührung zu seinem geistlichen Vater: „Der Herr vergelte Euch, mein Herr und Vater, all das Gute, das Eure väterliche Liebe bis auf diese Stunde mir erwiesen hat. Jetzt trägt das gute Werk, das Ihr an mir begonnen habt, seine Früchte. Jetzt muß ich noch die letzte Wegzehrung empfangen, um die ich demüthig bitte, dann werde ich dahin wandern, wohin ich nach dem Willen des Herrn gehen soll.“ Der gütige Abt tröstete ihn gar liebreich und ermunterte ihn, von der Erbarmung des Herrn noch eine längere Lebensdauer zu hoffen. Uebrigens werde er immer ihm beistehen, wann die letzte Stunde kommen sollte. „Jetzt ists die Zeit, entgegnete Embicho, in der das Nothwendigste geschehen muß, denn ich weiß gewiß, daß ich bald von hinnen scheiden werde.“ Darauf nannte er noch einige Mönche, die ihm bald auf demselben Wege folgen würden, und sprach zum Abte: „Ermahnet sie doch, ich bitte, daß sie sich vorbereiten mögen, denn sie werden mir bald nachfolgen.“ Als ihm der Abt dieses ausreden wollte, erklärte er mit heiligem Ernste: „Ich weiß recht gut, was ich rede. Sieben Mönche werden ohne Verzug sterben. Vier werden Eurem Tode vorangehen, und drei werden Euch

folgen." Und so geschah es wirklich. Alle starben bald nach Embicho, und zwar genau in der Reihenfolge, wie er sie angegeben hatte. Dem Abte aber sagte er noch: „Für Euch ist ein herrlicher, prachtvoll gezierter Thron bereitet." Nachdem er dieses gesprochen hatte, empfing er noch die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung. Dann verschied er selig im Herrn aus diesem Orte der Verbannung.

Einen Andern, Namens Siboto, hatte der fromme Abt von Kindheit auf im Kloster erzogen. Derselbe war wohlgesittet und von ganzem Herzen fromm. Als er schon die Jahre männlicher Reife erreicht hatte, war er unschlüßig, ob er nicht das Schwert ergreifen und sich dem Kriegsdienste widmen sollte. Der fromme Abt rieth ihm davon ab. Auf dessen Mahnung hin verließ Siboto die Welt, trat als Mönch ins Kloster ein und fühlte sich darin ganz glückselig. Allein bald begann er zu kränkeln. Er fühlte gewaltige Beängstigungen und das Herannahen seines Endes. Nun ließ er seinen geliebten Abt zu sich kommen, besprach sich mit ihm über die Angelegenheiten seiner Seele und bat ihn um die letzte Wegzehrung. Der Abt erfüllte alle Wünsche seines geliebten Sohnes und bereitete ihn zum Sterben vor. Da sprach dann der Kranke, von der Theilnahme und Liebe seines Vaters in Christo innigst gerührt, zum Abte: „O wie glücklich sind diejenigen, die Dir, ehrwürdiger Vater, gehorchen, die auf Deinen Wegen wandeln, Deinen Willen lieben und Deine Gebote nicht vernachläßigen! Glücklich sind sie, denn sie werden ganz gewiß die Freuden der ewigen Glückseligkeit genießen. O wie herrlich ist Dein Thron, welch eine Pracht und Glorie umgibt ihn und erwartet Dich dort!" Der demüthige Abt unterbrach ihn scheltend und sagte: „Schweige doch, Bruder, Du weißt ja nicht was Du redest."

Siboto antwortete darauf: „Ich will schweigen, aber ich weiß doch, was ich rede, und ich sage die Wahrheit: Ueber Alles schön ist Dein Thron.“ Nach diesen Worten gab der Frühvollendete, dem der Herr noch in diesem Leben einen Blick in die ewige Herrlichkeit gegönnt hatte, seinen Geist auf.

Wo die Kraft der heiligen Liebe und väterlichen Fürsorge auf dem gewöhnlichen Wege nicht ausreichte, da wirkte der Herr durch seinen treuen Diener auf wunderbare Weise, was zum Heil und Frieden des Klosters und der Gläubigen



diente. So trieb er den Fluß, der durch Ueberschwemmung das Kloster zu verderben und die ganze Umgegend zu verwüsten drohte, durch sein Gebet in sein Ufer zurück. So

vermehrte er den Vorrath von Fischen, wo die Menge der ankommenden Gäste gesättigt werden sollte. Unzählige Kranke und vom bösen Geiste Gepeinigte heilte er durch sein Gebet, oder einfach durch das Zeichen des heiligen Kreuzes, womit er sie bezeichnete. Oft wurden durch seine bloße Gegenwart Wunder gewirkt, über die er dann selber staunte. Da ward er denn tiefinnerlich ergriffen, und rief unter vielen Thränen auf zum Herrn: „Was thust Du doch, o mein Heiland! Ich bin ja nur ein Sünder und bin es nicht werth, daß Du um meinetwillen Wunder wirkest.“ Immer befahl er, daß man über solche Wunder schweige. Viele derselben wurden erst nach seinem Tode bekannt, und der gleichzeitige Beschreiber seines Lebens sagt: „Es leben noch Viele, welche die Wunder des Heiligen bezeugen können.“

Nicht lange vor seinem Tode war der Abt Gottfried von Admont gefährlich erkrankt. Er ließ nun den Abt von Garst bitten, daß er für seine Seele nach ihrem baldigen Hinscheiden die Gottesdienste halten und sie dem Herrn empfehlen wolle. Berthold tröstete die weinenden Bothen von Admont uud sprach zu ihnen: Kehret zurück im Frieden. Mit euerm Herrn geht es schon besser, und er wird bald vollkommen genesen. Ich lasse ihn bitten, daß er zu mir kommen und mir denselben Liebesdienst erweisen möge, wann meine Seele, was bald geschehen wird, dahin geschieden ist.“ Der Abt von Admont erholte sich darauf vollkommen und konnte die Bitte des gottseligen Berthold wirklich erfüllen.

Vor seinem Hinscheiden ließ der ehrwürdige Abt alle seine Brüder vor sich versammeln. Da hörte er noch die Beicht eines jeden einzelnen und gab ihnen die entsprechende Buße. Dann bat er alle insgesammt, sie möchten ihm doch um der Liebe Christi willen verzeihen, wenn er je einen

irgendwie beleidigt habe. Alle weinten und schluchzten, denn der nahe Verlust eines so lieben Vaters ging ihnen tief zu Herzen. Dieser aber tröstete sie liebreich und sprach: „Die Zeit, von hinnen zu scheiden, ist gekommen, sie läßt sich nicht mehr aufschieben. Schon lange habe ich mich nach dieser Stunde gesehnt, mit Verlangen ihrer geharrt. Das soll euch nicht betrüben. Bedenket wohl, daß ich euch nie verlassen, daß ich ewiglich in Treue und Liebe um diesen Ort mich annehmen werde. Dem Leibe nach müssen wir uns trennen; im Geiste werd' ich immer bei euch sein. Ich sage euch noch: Dieser Ort wird nie von Widerwärtigkeiten verschont bleiben. Es wird dem Anschein nach abwärts gehen, und die Zahl der Brüder wird geringer werden; aber durch die Erbarmung des Herrn wird das Kloster wieder sich erheben und neue Würde erlangen."

Darauf baten ihn die Brüder, er möchte ihnen noch einen Rath geben, welchen aus ihnen sie zu seinem Nachfolger erwählen sollten. Zugleich versprachen sie, seinem Rathe zu folgen. Der ehrwürdige Abt bezeichnete ihnen den frommen und treuen Eberhard als denjenigen, den sie wählen möchten, und sprach: Folget ihr in eurer Wahl meinem Rathe, so werdet ihr sehen, daß ihr wohlgethan, und ihr werdet euch freuen. Folget ihr nicht, so wird bald offenbar werden, daß ihr übel gethan. Wählt ihr diesen Eberhard, so wird die Ehre des Herrn an diesem Orte bleiben, und eure Stellung wird, so lange er am Leben bleibt, nicht wanken. Er hat zwar einen geringen Fehler, indem er nicht wohlberedt ist, allein die göttliche Vorsehung wird in ihrer Freigebigkeit dieß reichlich ersetzen, und da er sonst vor Gott bewährt erfunden worden ist, so wird der Mangel an Beredtsamkeit wenig schaden."

Während der Abt so redete, kniete Eberhard zu den Füßen desselben. Unbekümmert um Alles, was in Betreff des Nachfolgers gesprochen wurde, hielt er die kalten Füße des geliebten Vaters in seinen Händen und an seiner Brust, um sie zu erwärmen. Nachdem die Uebrigen sich entfernt hatten, sprach Eberhard zum Abte: „Was habt ihr doch gethan, ehrwürdiger Vater, indem ihr mich ihnen angerathen? Wie konntet ihr dieses thun? Ist dieß der Dank für die vielen Mühseligkeiten und treuen Dienste, deren ich mich gegen euch beflissen? Habe ich das verdient? Ihr begebet euch zur Ruhe, und mich wollt Ihr in ein ganzes Meer von Mühseligkeiten versenken. Ihr geht hin zu Christus, und mir wollt Ihr eine Last auflegen, unter der selbst diejenigen gebeugt werden, die im Stande sind, den ganzen Erdkreis zu tragen. Ich hoffte für meine treue Liebe und gänzliche Hingabe einen bessern Lohn." Unter solchen Reden und Vorwürfen bat der demüthige Eberhard den geliebten Vater, er möchte doch erwirken, daß er von diesem bittern Kelche verschont würde.

Indessen blieb der treue Sohn fortwährend bei seinem geliebten Vater in Christo, und pflegte ihn mit kindlicher Liebe. Der Kranke hatte mehrere Tage fast nichts mehr genossen. Eberhard goß ihm einst einen erfrischenden Saft in den Mund, um ihm eine Erleichterung zu verschaffen. Darauf sprach der todtkranke Abt: „Ach, daß du dieß gethan! Noch bis zur Kettenfeier des heiligen Petrus hätte mein Büßerleben dahier gedauert. Jetzt kann ich diese Zeit nicht mehr ausfüllen, sondern werde auf die Liebeserquickung hin bald aufgelöst werden." Und wirklich erschien die Stunde der Auflösung sehr bald. In der Nacht vor dem Feste des heiligen Pantaleon, kurz vor dem nächtlichen Chorgesang,

wurde die Genossenschaft zusammengerufen. Der ehrwürdige Abt stimmte in der Versammlung seiner lieben Brüder die Litanei an, und sang mit bis zu seinem seligen Hinscheiden. Er wollte noch seine Hand erheben, vermochte es aber nicht mehr. Im Frieden ward sein Geist entrückt in die Hände seines Herrn, den 27. Juli 1142.

Nach dem Tode des treuen Dieners Gottes sendete man nach Admont, und bat den Abt Gottfried, daß er nach dem Willen des Seligen die Begräbniß und den Seelengottesdienst desselben feiern wolle. Der Abt erschien. Als man den Leichnam des Seligen zum Grabe trug, schwebte der Sarg über der Tragbahre in der Höhe, so daß die Träger nur die Last der Tragbahre fühlten. Während man mit der Leiche zum Grabe ging, kam ein Mann daher, der vom heftigsten Zahnweh geplagt war. Er rieb sich mit dem Bahrtuche das Kinn und ward augenblicklich von seinen Schmerzen befreit. Des Klagens und des Weinens bei seinem Grabe war fast kein Ende, denn Alle bejammerten den Verlust eines Heiligen. Dieser aber blieb, seinem Versprechen getreu, ein mächtiger Beschützer seiner geliebten Kinder und Brüder. Als solchen erwies er sich ganz besonders gegen seinen vertrautesten Mitbruder Eberhard. Die Brüder hatten denselben nicht zum Abte gewählt. Dieß war dem Eberhard ein großer Trost. Er hatte nur mehr das eine Verlangen, seinem Vater und Lehrer bald nachfolgen zu dürfen. Um dieß Eine flehte er unabläßig am Grabe des Seligen. Eines Tages erschien ihm der Selige und befahl ihm, sich bereit zu halten, denn seine Erlösung sei nahe. Nach dieser Vision fing Eberhard zu kränkeln an. Er legte sich auf das Lager des seligen Abtes und erwartete sein Ende. Eines Tages sah er im Geiste den Heiligen in der Klosterkirche am Altare

des heiligen Petrus das heilige Meßopfer darbringen. Augenblicklich erhob er sich von seinem Lager und eilte zur Kirche. Bei der Klosterpforte von den Umstehenden gefragt, wo er hineile, sagte er: Wißt ihr denn nicht, daß der heilige Abt eben jetzt das heilige Meßopfer darbringt? Ich eile hin, um ihm bei der Messe zu dienen. Darauf wurde er wieder in seine Zelle gebracht, und in kurzer Zeit ward er vereiniget mit seinem lieben Vater und Freund in der Anschauung Gottes durch einen seligen Tod.

Am Grabe des seligen Berthold geschahen vom ersten Tage an eine Menge Wunder an Kranken und vom bösen Geiste Geplagten. Ein Augenzeuge und Zeitgenosse des Seligen hat dieselben getreulich aufgeschrieben. Die Verehrung des treuen Dieners Gottes ward bald eine allgemeine im ganzen Bayerlande, zu dem man damals noch das Kloster Garst rechnete. Diese Verehrung werden wir am besten dadurch an den Tag legen, daß wir dem frommen Beispiele dieses unsers edeln Landsmannes nachzufolgen uns Mühe geben.

(Butler. Rader.)

135. Der selige Rupert, Abt von Ottobeuren.

(Den 15. August.) † 1145.

Während der Befeindung und Bestürmung der Kirche durch die weltliche Macht verfiel allenthalben, wo nicht ausgezeichnete Männer das Regiment im Geiste der Kirche führten, die klösterliche Zucht an den geheiligten Stätten. So war es auch im Anfang des 12. Jahrhunderts in Ottobeuern dahin gekommen, daß man einen Abt von ferne her berufen mußte, der im Kloster wieder neues Leben und einen bessern

Geist erwecken sollte. Der Schutzherr des Klosters, Rupert von Ursin, hatte Kunde erhalten von der gottgesegneten Wirksamkeit des Abtes Wilhelm von Hirschau und von der Blüthe der von ihm gestifteten Klöster. Er wendete sich an eines derselben, an St. Georgen im Schwarzwald, das gerade damals den größten Ruhm hatte, und erbat sich einen Abt für sein Kloster. Auf vieles Bitten erhielt er den bisherigen Prior des Klosters, den frommen und gelehrten Rupert. Derselbe war schon ein Greis von 80 Jahren, trat aber mit jugendlicher Kraft das ihm zugewiesene Amt an im Jahre 1102. Er führte die Klosterordnung des seligen Wilhelm von Hirschau in dem ihm übergebenen Kloster ein und stellte die verfallene Klosterzucht wieder her. Aus andern Klöstern berief er ausgezeichnete Männer, die mit ihm vereint an der Verbesserung getreulich mithalfen. Durch seinen heiligen Wandel bewog er viele Adeliche, sich dem Klosterleben zu weihen. Auch nahm er, wie es die Ordnung von Hirschau vorschrieb, gottesfürchtige Laienbrüder auf, die durch Gebet und Arbeit im Kloster dem Herrn zu dienen entschlossen waren. Den frommen Wünschen gottesfürchtiger Jungfrauen zu entsprechen, errichtete er auch ein Frauenkloster, in dem eine grosse Anzahl derselben ein gottgeweihtes Leben führte und das Volk durch heiligen Wandel erbaute. So wurde das in der letzten Zeit fast gänzlich zerfallene Heiligthum wieder hergestellt und verbreitete einen reichen Segen über die ganze Umgegend. Auch das äußere Heiligthum, die Kirche des Klosters, ließ der fromme Abt sogleich in den ersten Jahren neu aufbauen. Im Jahre 1126 den 1. Nov. wurde dieselbe vom Bischof Herimann von Augsburg und vom Bischof Ulrich von Konstanz eingeweiht. Allen war der fromme Abt Vorbild und Lehrer; Alle liebten und verehrten ihn als einen

Heiligen. Ein und vierzig Jahre lang stand er noch seinem Amte vor. Nach dem er noch die Früchte des göttlichen Segens und seiner treuen Mühen und Arbeiten in dem herrlichen Aufblühen seines Klosters Jahre lang geschaut hatte, verschied er selig im Herrn, im 121. Jahre seines Lebens, am 15. August 1145. Sein Leichnam wurde in der Klosterkirche begraben, und sein Grab durch viele Wunder verherrlichet.

(M. Feuerabend. Pl. Braun.)

---

136. Der selige Konrad, Erzbischof von Salzburg.

(Den 7. April.) † 1147.

Nach dem Martyrertode des Erzbischofs Thiemo war Salzburg über 5 Jahre ohne rechtmäßigen Oberhirten. Erst im Jahre 1106 erhielt man sichere Nachricht von seinem Tode, und erst jetzt konnte nach den Kirchengesetzen wieder ein neuer Bischof erwählt und über die verlassene Kirche gesetzt werden. Die Wahl traf Konrad I.

Dieser Konrad war aus dem edlen Geschlechte der Abensberger, stammte von den Fürsten von Scheyern ab und war demzufolge mit den Stammvätern unsers königlichen Hauses verwandt. Sein Großvater war jener Babo, der von seinen zwei Frauen 32 Söhne und 8 Töchter erhalten und die Söhne dem Kaiser Heinrich dem Heiligen zu Diensten gestellt hatte. Einer dieser Söhne hieß Wolfram. Dieser Wolfram war der Vater des Erzbischofs Konrad. Nebst diesem hatte der Vater noch zwei Söhne, der eine hieß Otto, der andere Wolfram, wie der Vater. Diese zwei Brüder theilten das väterliche Erbe unter sich und schlossen den Konrad aus. Konrad widmete sich dem geistlichen Stande und wurde Kaplan am Hofe Heinrichs V. Dieser hatte nemlich

schon bei Lebzeiten des Vaters sich zum Könige von Deutschland wählen lassen. Schon in dieser Stellung zeichnete sich Konrad durch seinen sittlichen Ernst und durch seine Weisheit aus. Man sah ihm an, daß er zu höheren Dingen berufen sei. Er soll schon vor jener Zeit dem Orden der regulirten Chorherrn angehört und als solcher sich immer zu einem strengen Leben bekannt haben. Die Stiftung von mehreren Klöstern unter der Regel des heil. Augustin, die durch ihn geschehen, spricht für diese Meinung. In dieser Zeit wurden die Chorherrenstifte zu Berchtesgaden, Baumburg, Höglwörth gegründet: und zwar ersteres durch die Grafen von Sulzbach, letzteres durch die Grafen von Plain.

Konrad wurde am 21. Oktober 1106 vom Papst Paschalis II. zum Bischof geweiht und mit dem erzbischöflichen Pallium beschenkt. Seine erste Sorge nach Besitznahme der erzbischöflichen Stadt ging auf Wiederherstellung seiner Domkirche, die unter der Herrschaft des Berthold ganz verkommen war, und auf Verbesserung des vielen Unheils, das in der letzten Zeit war angerichtet worden. Dann baute er eine neue Wohnung für den Erzbischof und überließ die bisherige, die in das St. Peters-Kloster eingebaut war, dem Abte von St. Peter, der eine ganz beschränkte Wohnung hatte.

In dieser Zeit begann die heillose Feindseligkeit des jungen Königs Heinrich V. gegen den Papst Paschalis II. Heinrich V. zog mit einem ungeheuren Heere von 30,000 Mann zu Pferd und noch weit mehr zu Fuß nach Italien. Alle Städte, die dem Kaiser nicht huldigen wollten, wurden erstürmt. So rückte das Ungewitter immer näher auf Rom zu. Der Papst blieb in der Stadt, fest entschlossen, von den kirchlichen Gesetzen keinen Finger breit zu weichen. Heinrich V. foderte durch seine Gesandten, daß ihm das Recht,

die Bischöfe mit Ring und Stab in ihr Amt einzusetzen, zugestanden werde. Der Papst konnte ihm dieses nicht zugestehen und schlug einen Ausweg ein, den er später als einen falschen erkannte und verwarf. Indeß war König Heinrich V. in Rom eingezogen. Während er und der Papst mit einander verhandelten, erhob sich zwischen dem Gefolge Heinrichs V. und den Römern ein blutiger Kampf. Der Papst und die Kardinäle wurden gefangen genommen, und gegen diese Gewaltthat erhob ein einziger Mann im deutschen Heere seine Stimme. Es war dieß der Erzbischof Konrad von Salzburg. „Es ist eine unerhörte Vermessenheit, so sprach er, den obersten heiligsten Bischof gefangen zu nehmen und den heiligsten Tempel der ganzen Welt durch sakrilegische Gewaltthaten zu schänden. Haben wir denn gar keinen Sinn mehr für das Heilige? Ist alle Achtung vor göttlichem und menschlichem Rechte dahin?" Während er also sprach, schwang ein verwegener Mensch, Namens Heinrich Kopf, das Schwert über den Erzbischof und drohte, ihn nieder zu hauen, wenn er noch weiter rede. Allein Konrad stand da wie eine Säule aus Erz und rief: „Schlage zu, schlage zu! Hier meine Kehle! Hier meine Brust! Für die Gerechtigkeit, für die Kirche, für meinen Vater und Oberhirten bin ich bereit, tausendmal zu sterben. Schon längst hab ich mein Leben dem Herrn geweiht; kann ich es für seine Ehre und zum Schutze der Kirche dahingeben, so ist es mir ein Gewinn, den ich nur wünschen kann. Lieber will ich sterben, als mit eigenen Augen so viel Böses schauen. Fahre fort in deinem Frevel, Gottloser, führe den Mord an mir aus, den du schon begonnen! Gott wird Rächer sein. Die Nachwelt wird reden von diesem ruchlosen Verbrechen, von der Fesselung des Oberhauptes der Kirche, von der Nieder-

metzelung des Bischofes von Passau, von der Schändung alles Heiligen."

Erschüttert durch diesen Muth und durch diese Sprache des Erzbischofs zog jener Verwegene sein Schwert zurück. Allein der Papst wurde bis in die Nacht im Gefängnisse gehalten und dann in das Lager des Kaisers abgeführt.

Unter allen Deutschen standen nur der Erzbischof Konrad und Herzog Welf I. von Bayern auf Seite des Papstes. Sie brachten endlich eine Vereinigung zwischen Beiden zu Stande. Alles Geschehene sollte vergessen, die Gefangenen sollten freigegeben, und sowohl dem Papste als dem König seine Rechte gewahrt werden. Heinrich V. wurde im Vatikan vom Papste zum Kaiser gekrönt und kehrte wieder nach Deutschland zurück.

Allein die Vereinigung zwischen dem Kaiser und Papste hatte keine feste Grundlage, und darum konnte kein Friede werden. Der Kaiser schaltete jetzt mit tyrannischer Gewalt über die Kirche und ihre Güter. Wer sich ihm früher widersetzt hatte, mußte jetzt seinen grimmigen Zorn fühlen. Gegen Keinen aber war er so erbittert, als gegen den Erzbischof Konrad. Seine kräftige Verwendung für den Papst in Rom konnte er ihm nicht verzeihen. Zugleich wußte der Kaiser nur zu gut, daß Konrad seine Grundsätze und sein Verfahren bezüglich der kirchlichen Aemter und Güter verabscheue. Noch größer wurde des Kaisers Zorn, als Konrad seine Suffraganbischöfe, Heinrich von Freising und Hugo von Brixen, weil sie zum Kaiser hielten, mit päpstlicher Vollmacht absetzte. Jetzt, im Jahre 1116 brach offene Verfolgung wider Konrad aus. Alle Günstlinge des Kaisers stürmten auf den ehrwürdigen Oberhirten los. Er mußte sich flüchten und fand nirgends einen sichern Aufenthalt. Zuerst wan-

derte er in den Gebirgen seiner Diöcese umher, dann kam er in das Kloster Admont. Hier wurde er sechs Monate lang in einer Höhle verborgen gehalten. Dann wohnte er sechzehn Wochen lang im Keller des Klosters, und bei einer Anschwellung des Wassers im Keller stand er einen ganzen Tag lang bis an's Kinn im Wasser.

Nach unsäglichem Elend, das er auf seiner Flucht bisher ausgestanden, kam Konrad zum Markgrafen Ottokor nach Steiermark, von dem er liebevoll aufgenommen wurde. Derselbe hatte kurz vorher das Kloster Garst bei Steyer gegründet. In diesem Kloster nahm der ehrwürdige Erzbischof seine Wohnung. Der fromme Abt Berthold nahm ihn mit aller Liebe auf und behandelte ihn mit tiefster Verehrung.

In Salzburg hatte sich während der Verbannung Konrads wieder jener Afterbischof Berthold eingedrängt, der daselbst schon während der Verbannung des seligen Erzbischofs Gebhard so viel Unheil angerichtet hatte. Auch dießmal fand er wieder einen Anhang, denn der Schlechte findet überall auf Erden und zu allen Zeiten wieder Schlechte.

Als endlich durch den Wormser Vertrag im Jahre 1122 zwischen Kirche und Staat der Friede geschlossen war, konnten die getreuen Bischöfe wieder in ihre Kirchen zurückkehren. Jener Berthold wurde durch den Markgrafen Leopold von Steiermark verjagt, und der ehrwürdige Erzbischof Konrad hielt nach siebenjähriger Verbannung wieder seinen feierlichen Einzug in seine Bischofstadt. Eine zahllose Menschenmenge hatte sich zu dieser Festlichkeit versammelt, und Alles war voll Jubel und Freude.

Nach seiner Rückkehr war der eifrige Oberhirt vor Allem bemüht, das Leben seiner Domgeistlichkeit zu ordnen,

damit von dem Leuchter aus das Licht eines guten Beispieles sich verbreite über die gesammte Geistlichkeit. Er bestimmte eine Zahl derselben, die nicht überschritten werden sollte. Vier und zwanzig Geistliche wurden zur Besorgung des feierlichen Gottesdienstes und als die nächsten Gehilfen des Oberhirten angestellt. Diesen gab er die Regel des heil. Augustin, nach welcher sie ein gemeinsames Leben führen mußten. Der erste Vorstand dieser Genossenschaft war Hartmann, der nachmalige Bischof von Brixen.

Dann gründete und ordnete der eifrige Oberhirt mehrere Nonnenklöster in der Stadt, von denen das Kloster der Benediktinerinen das berühmteste geworden. Es stand da, wo jetzt das Kapuzinerkloster steht. In demselben war ein reges Leben des Geistes und ein eifriges Streben nach christlicher Vollkommenheit. Es war dieß das erste Kloster in dieser Gegend, in dem strenge Clausur gehalten wurde. Die Nonnen kamen in keine Berührung mit der Welt. Nur durch ein Gitter konnten sie mit Auswärtigen reden. Nur durch eine sogenannte Winde konnte ihnen etwas übergeben werden. An den höchsten Festtagen allein war es ihnen erlaubt, dem feierlichen Gottesdienste in der Domkirche beizuwohnen. Ausserdem hatten sie ihre Andachten und Gottesdienste im eigenen Kloster. Dieses Kloster bestand bis zum Jahre 1583.

Dem eifrigen Oberhirten war die Sorge für die Seelen der ihm untergebenen Diözesanen die Hauptsache. Die Seelsorge in der Stadt Salzburg war bisher dem Kloster St. Peter ganz überlassen. Die Mönche dieses Klosters hatten zugleich auch das Recht, den Bischof zu wählen. Dieses war ihnen zwar in den Zeiten Heinrichs IV. sehr verkümmert worden, allein sie hatten doch immer einen be-

deutenden Einfluß auf die Wahl geübt. Nun hatte der Erzbischof Konrad 24 Kanoniker an seiner Kirche angestellt. Sie waren die nächsten Hilfspriester des Oberhirten. Ihnen übertrug er die Seelsorge über die immer volkreicher werdende Stadt. Sie bildeten zugleich seinen Rath. Ihnen sollte eben darum in Zukunft auch das Recht zustehen, den Erzbischof zu wählen. So ordnete es der eifrige Oberhirt im Jahre 1139. Die Mönche von St. Peter waren damit vollkommen zufrieden. Ihre nächste Bestimmung war doch, dem Dienste des Herrn, der Betrachtung und dem Gebete zu obliegen, und die jüngern Diener der Kirche heranzubilden. Ausserdem wurde ihnen noch eine beschränkte Seelsorge in der Stadt bewilligt. Diese Anordnung des Erzbischofs wurde unter seinem Nachfolger Eberhard durch den Papst Eugen III. bestätiget.

Um diese Zeit (1130) drohte wieder ein unheilvolles Schisma, alles Gute, was in kurzer Zeit war neubegründet worden, gänzlich zu verderben. Nach dem Tode des Papstes Honorius II. wählte ein Theil der Cardinäle den ehrgeizigen, üppigen Peter Leo, der sich dann Anaklet II. nannte, zum Papste. Die andern Cardinäle wählten den ehrwürdigen Cardinal Gregor, der als Papst den Namen Innozentius II. annahm. Durch die Bemühungen des heil. Bernard, der eben damals als das größte Licht in der ganzen Christenheit leuchtete, und des Kaisers Lothar von Deutschland, der Heinrich V. auf dem Throne gefolgt war, wurde Innozentius II. allmählig als der rechtmässige Papst anerkannt.

Der ehrwürdige Erzbischof hatte gerade während dieser Zeit seine größte Aufmerksamkeit den Klöstern zugewendet. Am meisten lag ihm das Kloster Admont, das ihm während der Verbannung eine Zufluchtstätte gewesen und in jenen

Wirren sehr herabgekommen war, am Herzen. Für dieses Kloster hatte er an Wolwold einen vortrefflichen Abt erhalten. Derselbe war früher Kanoniker am Dome zu Freising und dann Abt des bald darauf nach Scheyern verlegten Klosters Usenhofen (Eisenhofen) gewesen. Von seiner Stelle durch ungerechte Gewalt vertrieben, hatte er dann als einfacher Mönch im Kloster St. Georg im Schwarzwald gelebt. Dieser Wolwold und sein Nachfolger Gottfried, der ebenfalls aus dem Kloster St. Georg berufen wurde, hoben das Kloster Admont unter dem Beistande des Erzbischofs zu einem solchen Flor, daß man unter dem Abte Gottfried dreizehn Mönche von Admont als Aebte in andere Klöster senden konnte.

In der Stadt Salzburg gründete der ehrwürdige Bischof mehrere Spitäler zum Unterhalte armer und kranker Leute und baute die Kirche zum heil. Laurentius, die später die Magdalena-Kirche genannt wurde, und die Johanniskirche. Dann erbaute er die Kirche und das Kloster St. Zeno bei Reichenhall und übergab es den Kanonikern nach der Regel des heil. Augustin. Auch stellte er das von Odilo und Thassilo gegründete und von den Ungarn zerstörte Benediktinerkloster Herrenchiemsee wieder her und setzte den gottseligen Hartmann, nachmaligen Bischof von Brixen, als Abt des Klosters ein. Kurz vorher hatten Wolfram von Tegernwank und seine Gemahlin Emma zur Gründung des Klosters Raitenhaslach bei Burghausen den Anfang gemacht. Konrad trug das Seinige bei, um diese Stiftung in's Werk zu führen, und übergab das Kloster dem neugegründeten Orden der Norbertiner. Der erste Abt dieses Klosters war Geron aus dem Kloster Salmansweiler in Schwaben. Die Vollendung dieses dem heil. Pancratius geweihten Klosters fällt in die Jahre

1143—1146. Ausserdem gründete oder vermehrte und verbesserte er die Klöster Ranshofen bei Braunau, Reichersberg am Inn, Weyarn an der Mangfall.

Durch sein Ansehen förderte der ehrwürdige Erzbischof das gemeinsame Leben der Geistlichen nach der Regel des heil. Augustinus in ausgezeichneter Weise, und dieß nicht allein in seiner Diözese, sondern in ganz Deutschland vereinigten sich an vielen Orten die Weltgeistlichen zum gemeinsamen Leben und Arbeiten im Weinberge des Herrn.

Zwei und vierzig Jahre hatte der Diener des Herrn sein bischöfliches Amt verwaltet. Leiden und Gefahren hatte er im Anfange seines Hirtenamtes in Menge zu erdulden. Die letzten Zeiten waren im Frieden dahin gegangen. Das waren Zeiten zur Vollführung des geistigen Baues der Kirche Gottes gewesen. Nun kam das Ende. Am 9. April des Jahres 1147 wurde der ehrwürdige Erzbischof aus diesem zeitlichen Elende in die ewige Freude abgerufen. Sein würdiger Nachfolger, der selige Erzbischof Eberhard gibt ihm folgendes Zeugniß: „Er konnte in Wahrheit mit Nehemias sagen: „Gedenke meiner, o Herr, in deiner Güte, und lösche nicht aus meine Erbarmungen, die ich geübt am Hause meines Gottes und an seinem Dienste." 2 Esdr. 13, 14. Dieser Schriftstelle fügt er noch zum Ruhme des Seligen bei, es sei beinahe kein Gotteshaus, kein Mönchs- und Nonnenkloster in seiner ganzen Diözese gewesen, das nicht durch seine frommen Hände wäre erbaut oder verbessert worden. „Er war ein Liebling Gottes und der Menschen, und sein Andenken ist im Segen." Er ward von Gott auserseben und gesendet, die Kirchenprovinz Salzburg, auf der so viele Greuel der Verwüstung lagen (unter dem Gegenbischof Berthold), wieder zu reinigen; und in ihm hat uns der Herr errichtet eine

Macht des Heiles und des gesammten klösterlichen Lebens. Der berühmte Baronius nennt ihn den Vertheidiger der Kirche, den Wiederhersteller der heiligen Zucht, das Vorbild heiligen Lebens aus früherer Zeit, kurzweg einen Heiligen. Als Heiliger wurde er auch von der frühesten Zeit an dargestellt. Insgemein hat er den Titel eines Seligen. Sein Leichnam wurde in der Metropolitankirche vor dem Altare der heil. Ehrentrudis begraben.

(Ex Mezger, hist. Salisb. et Rader.)

137. Der selige Wilhelm, Pilger.

(20. April.) † 1147 ungefähr.

Nicht weit von Bogen am linken Donauufer steht auf einer freundlichen Anhöhe ein ehemaliges Prämonstratenser-Kloster, Namens Windberg. Die ersten Anfänge dieses Klosters fallen der Sage nach schon in die Karolinger-Zeit. Zur Zeit, als Ludwig das Kind im deutschen Reiche herrschte, kam ein frommer Mönch aus dem Sachsenland, Namens Winith, in diese Gegend und erbaute auf der Anhöhe, die man damals den Slavenberg nannte, ein Kirchlein. Derselbe hatte nemlich den Entschluß gefaßt, dem Herrn eine Kirche zu erbauen, und war im Traume gemahnt worden, an den großen Donaustrom hinzuwandern und daselbst sein Gelübde zu lösen. In der Donaugegend angekommen, traf er seinen Bruder, der ehedem in Kaiser Ludwigs Heere gedient hatte und von den Hunnen war gefangen fortgeführt worden. Vereint mit ihm vollbrachte Winith das gelobte Werk, und von da an erhielt der über Waldungen hervorragende und mit dem Kirchlein gezierte Hügel den Namen Winithberg und später Windberg.

Ueber zweihundert Jahre später kam in dieselbe Gegend ein anderer Pilger, Namens Wilhelm. Nach langer Wanderung und einer gefahrvollen Schiffahrt fand er hier, aus langwieriger Gefangenschaft und aus Todesgefahren befreit, eine freundliche Ruhestätte. Der edle Graf Albert von Bogen und seine fromme Gemahlin Hedwig nahmen den Pilger liebreich auf und versahen ihn mit dem nothwendigen Lebensunterhalt. Wilhelm lebte nun in der Nähe von Bogen als Einsiedler und ergab sich ganz den Uebungen des Gebetes und der Betrachtung. In seinem innigen Verkehr mit Gott wurde ihm der Blick in die Zukunft geöffnet. Er schaute die vielen Drangsale, welche durch Heinrich des IV. unheilvolle Regierung über ganz Deutschland verhängt wurden, und sagte sie voraus. Insbesondere verkündete er den schlimmen Ausgang des ungerechten Krieges gegen die Sachsen, den Heinrich IV. in seinem Uebermuthe unternahm.

Aber auch die Gabe der Krankenheilung ward ihm zu Theil. Als Graf Albert an einer todesgefährlichen Krankheit darniederlag und schon den Tod erwartete, ward ihm auf Wilhelms Gebet das Leben wieder geschenkt, und ihm zugleich die Zeit seines später erfolgenden Todes angekündet. Wilhelm starb noch vor Albert. Nach seinem Tode erschien der Selige dem Albert und gemahnte ihn, er möchte über der Stätte, wo sein Leichnam begraben liege, eine Kapelle erbauen. Albert that nicht blos dieses, sondern er übergab auch die Kirche und das Schloß auf dem Winithberge sammt dem umliegenden Gebiete dem heiligen Norbert, der in dieser Zeit zu Regensburg durch seine apostolischen Predigten das Volk zur Busse und Lebensbesserung aufforderte. Im Jahre 1125 wurde auf Alberts Kosten das neue Kloster erbaut.

Das Todesjahr des seligen Wilhelm ist nicht genau anzugeben. Er starb am 20. April und genoß von Anfang an der Verehrung der Gläubigen.

(Rader und Sulzbacher-Kalender.)

138. Der selige Otto, Graf von Riedenburg.

† 1150.

Otto, ein Urenkel des Grafen Babo von Abensberg, war Graf von Riedenburg und Schutzherr der Stadt Regensburg. Er brachte es zu Stande, daß in das von seinen Ahnen gestiftete Kloster Waldersbach am Regen Mönche aus dem vom heil. Bernard erneuerten Orden der Cisterzienser kamen. Zugleich beschenkte er das Kloster mit seinen Gütern. Endlich entsagte er der Welt ganz und begab sich selbst ins Kloster, um unter der weisen Leitung der Jünger des heil. Bernard ein gottseliges Leben zu führen und seine Lebenstage selig zu enden. Im Kloster lebte Otto in der größten Armuth. Er begnügte sich mit dem armseligsten Gewande und übte strenges Fasten. Auf solche Weise der Welt und all ihren Eitelkeiten absterbend, erlangte der edle Greis einen hohen Grad der Vollkommenheit und beschloß sein Leben noch vor dem seligen Heimgang des heil. Bernardus, um das Jahr 1150 selig im Herrn. Das Martyrologium der Cisterzienser gedenkt seiner als eines seligen Dieners Gottes und treuen Jüngers des heil. Bernardus.

(Rader.)

139. Die selige Bertha von Biburg bei Abensberg. † 1151.

Die Geschwister des heiligen Erzbischofs Eberhard von Salzburg, Konrad, Erbo und Bertha, gründeten unter der Leitung des heiligen Bischofs Otto von Bamberg das ehedem so berühmte Kloster Biburg bei Abensberg. Es war dieß ein Doppelkloster für Mönche und Nonnen, die in strengster Geschiedenheit lebten. Mit dem Nonnenkloster stand eine Herberge für arme, verlassene Leute in Verbindung, welche von den Nonnen verpflegt wurden. In dieses Kloster trat Bertha, Eberhards Schwester, ein. Sie hatte zum Bau desselben thätig mitgewirkt, hatte selbst Steine zum Bau hergetragen und Alles gethan, um recht bald eine Stätte zu erlangen, an der sie ganz ungestört dem Herrn dienen konnte. Das vollendete Kloster wurde im Jahre 1133 von den Bischöfen Heinrich von Regensburg und Otto von Passau eingeweiht, und zwei Jahre darauf bestätigte Papst Innozenz II. die Stiftung.

In diesem Kloster lebte die selige Bertha die ganze Zeit, während ihr Bruder Eberhard Abt über die Mönche war. Unter der Leitung ihres gottseligen Bruders machte Bertha grosse Fortschritte in der christlichen Vollkommenheit. Vorzüglich wird ihre Liebe zu den Armen und ihre Barmherzigkeit gegen alle Nothleidenden gerühmt. Die edle Tochter des Grafen von Hilpoltstein scheute sich nicht, die armen Kranken mit eigener Hand zu pflegen. Nachdem ihr Bruder im Jahre 1147 Erzbischof in Salzburg geworden war, dauerte ihr Leben nur mehr 4 Jahre. Sie starb eines seligen Todes im Jahre 1151. Ihr Leichnam wurde in der Kirche des Klosters zur Erde bestattet. Ueber ihrem Grabe steht die Inschrift:

„Im Jahre Christi des Erlösers 1151 ist verschieden „die heilige Bertha, seligen Andenkens, die Stifterin „dieses Ortes.“

(Rader.)

140. Der heilige Makarius, Abt des Schottenklosters in Würzburg.

(24. Jäner.) † 1153.

Der fromme Eifer und die unermüdete Thätigkeit der irländischen Mönche, die den Namen Schotten führten, wurde bald weit und breit bekannt. Ausser ihrem Gebete und dem Abschreiben der Bücher verlegten sie sich ganz besonders auf den Unterricht der Jugend in der christlichen Religion und auf die Verkündung des göttlichen Wortes. Deßhalb wurde in Regensburg nebst dem Weih-Peterskloster noch eines bei St. Jakob für irländische Mönche gestiftet. Bei dieser Stiftung betheiligten sich besonders die Grafen: Friedrich von Frontenhausen, Otto von Riedenburg und sein Bruder Heinrich, Luitgardis, die Gemahlin des Grafen Friedrich von Bogen, Gundakar und Wernher von Laber. Sie übergaben dem Kloster große Landgüter und Rechte. Der Bischof Hartwich weihte das Kloster sammt der Kirche zu Ehren des heil. Jakobus ein im Jahre 1120. Der erste Abt desselben war Mauritius. Er wurde als solcher durch Papst Calirt II. bestätiget.

Bald darauf wurde auch in Wien ein Schottenkloster gegründet und mit Mönchen von St. Jakob aus Regensburg besetzt. Dieses bestand aber nur bis zum Jahre 1413, wo die Schotten entfernt, und das Stift Einheimischen übergeben wurde.

In dieselbe Zeit fällt auch die Stiftung des Schottenklosters in Würzburg. Bischof Embriko von Würzburg traf einmal auf einer Reise mit einem schottischen Mönch zusammen und gewann den frommen Jünger des heil. Benedikt sehr lieb. Als nun dieser dem Bischof rieth, er sollte auch in Würzburg ein Schottenkloster errichten, war Embriko dazu vollkommen bereit, weil ja auch Kilian, der erste Apostel Frankens und zumal Würzburgs, von dieser Nation gewesen war. Der Bischof war ohnehin entschlossen, ein Gott wohlgefälliges Werk zu unternehmen, um dem Herrn seinen Dank für eine große Hilfe darzubringen. Heinrich V. hatte nämlich dem Bischof von Würzburg sein weltliches Gebiet gewaltsam entrissen. Auf die Bitten Embriko's hatte Kaiser Lothar das geraubte Gebiet wieder zurückgegeben. Zum Danke dafür erbaute Embriko das Kloster St. Jakob außer der Stadt, berief mehrere schottische Mönche in dasselbe und setzte den heiligen Makarius als Abt über sie im Jahre 1139.

Makarius war ehevor Mönch zu St. Jakob in Regensburg gewesen. Er war ein heiliger Mann, unabläßig dem Gebete ergeben, und in ausgezeichneter Weise das Fasten übend. Nie aß er Fleischspeisen, nie trank er Wein. Einst wurde er am Feste des heiligen Michael vom Abte Piligrin bei St. Burchard mit mehreren Andern zu Tische geladen. Niemand wußte, daß er keinen Wein trinke; er wollte es auch nicht offenbaren. Man setzte ihm Wein vor. Makarius bezeichnete den vorgesetzten Wein mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und trank. Den Anwesenden war dieß auffallend; denn sie hatten nie gesehen, daß er sonst sein Getränk (nämlich Wasser) mit dem Kreuze gesegnet hatte. Sie fanden Gelegenheit, sein Getränk zu verkosten, und sahen, daß es reines Wasser war.

Die Jahrbücher der Benediktiner erwähnen aber auch einer Verwandlung des Wassers in Wein, deren Zeuge der Abt Piligrin gewesen. Wegen dieses Wunders übergab der Bischof dem frommen Abte ein Kanonikat an seiner Kirche, und vermachte seinem Kloster mehrere Güter. Auch der Abt Piligrin übergab dem Kloster eine Wiese und trat ihm eine Fischergerechtsame ab. Die Schankungsurkunde des Bischofs ist im Jahre 1140 ausgefertiget. Bischof Embriko hatte große Vorliebe für das von ihm gegründete Kloster. Er bestimmte, daß seine Leiche in dasselbe getragen und eine Nacht lang darin aufbewahrt werden sollte. Daselbst sollte man den Leichengottesdienst halten und dann erst die Leiche in die Domkirche begraben. Diese Sitte, die Leichen der Bischöfe von Würzburg zuerst nach St. Jakob zu bringen und dort die Exequien zu halten, blieb bis auf die letzten Zeiten.

Als das Kloster gegründet und die klösterliche Ordnung im rechten Geleise war, unternahm der heilige Abt eine Wallfahrt nach Rom, um für seine Kirche Reliquien und Abläße zu erhalten. Damals saß Eugen III., ein Schüler des heiligen Bernard, auf dem päpstlichen Stuhle. Eugen nahm den frommen Pilger freundlich auf und bewirthete ihn. Als sie einst bei Tische saßen, ward der fromme Abt auf einmal ganz aufgeregt und rief aus: „Mein Gott, verschone die Armen, damit der Glaube des Volkes nicht wanke!" Der Papst fragte ihn, was ihm denn fehle, und was diese Rede bedeute. Makarius war betroffen und wollte nicht antworten. Als der Papst nochmal fragte, erzählte der Abt, soeben sei in Würzburg der Thurm seines Klosters eingefallen, und er sei äußerst bekümmert um seine Brüder. Die Gefährten des Abtes merkten sich Tag und Stunde, in der er dieses angekündiget hatte, und es traf Alles genau ein.

Nach seiner Rückkehr von Rom kam ein Weib zu dem heiligen Abte, erzählte ihm unter Jammer und Thränen von der Krankheit ihres Mannes und bat ihn, daß er ihn gesund mache. „Das kann nur Gott allein, sprach der fromme Abt; bete zu Gott, und ich will auch beten, daß ihn Gott gesund mache." Die Frau zog ein mit Wasser gefülltes Krüglein hervor und bat den Heiligen, daß er dieß Wasser weihe. Makarius that es. Das Weib eilte mit dem Wasser nach Hause und gab es ihrem Manne zu trinken. Sobald dieser es getrunken hatte, wurde er augenblicklich gesund.

Der heilige Abt starb im Jahre 1153. Bei seinem Hinscheiden vernahm man die lieblichsten Lobgesänge der heiligen Engel. In der Jakobskirche wurde er begraben. Auf seinem Grabmale stand geschrieben: „Hier liegt Makarius, der erste Abt dieses Ortes, durch den der allmächtige Gott Wasser in Wein verwandelt hat." An seinem Grabe geschahen viele wunderbare Heilungen, besonders an Fieberkranken. Der Abt Johannes von St. Jakob litt die heftigsten Gichtschmerzen. Einst, im Jahre 1263 schleppte er sich mühsam zum Grabe des Heiligen, betete daselbst und erlangte augenblicklich die vollkommene Gesundheit wieder.

(Mabillon. Lechner. Hund.)

---

141. Der selige Ulrich, erster Abt von Kaisheim.

(Den 11. April.) † 1155.

Im Jahre 1133 gründete der Graf Heinrich von Lechsgmünd, mit Einwilligung seiner Gemahlin Luitgardis und seiner Söhne Volkrad, Heinrich und Konrad, auf seinen Gütern in dem Walde Haidwang das Kloster Kaisheim. Dasselbe war für den kurz vorher, im Jahre 1098, gestifteten

Orden der Cisterzienser bestimmt. Die neue Stiftung wurde zwei Jahre darauf von Bischof Walther zu Augsburg auf einer Diöcesan-Synode bestätiget.

Zehn Jahre früher war zu Lützel im Bisthume Basel, im Elsaß, ein Kloster dieses Ordens gestiftet worden. Dasselbe stand in ausgezeichnet gutem Rufe. Darum wünschte der Stifter von Kaisheim, von daher Mönche für seine neue Stiftung zu erhalten. Er sendete seinen Sohn Heinrich nach Lützel, mit der Bitte, der Abt möchte einige Mönche mit einem Vorstande nach Kaisheim senden, um daselbst das klösterliche Leben zu begründen. Der Abt willigte in dieß fromme Verlangen ein und sendete zwölf Mönche, unter ihnen einen als Abt, nach Kaisheim. Dieser Abt nun ist der selige Ulrich.

Diese Fremdlinge wurden mit freudiger Liebe aufgenommen und in ihre Stätte eingewiesen. Sie waren insgesammt von dem ernsten Geiste durchdrungen, der ihren Ordensstifter Robert beseelt, und der sich im heiligen Bernard bis zur höchsten Heiligkeit verklärt hatte. Diese Mönche waren schon auffallend durch ihr weisses Gewand, noch mehr aber durch ihren ausgezeichnet reinen, himmlischen Wandel. Abt Ulrich war ein treues Abbild des heiligen Bernard, voll Innigkeit und Andacht, der Welt ganz abgestorben und nur für den Himmel lebend. Wie in Clairvaux bebauten auch hier die Mönche das Feld mit eigener Hand, kultivirten den Boden im Schweiße ihres Angesichtes und betrachteten unter den härtesten leiblichen Arbeiten unabläßig die himmlischen Geheimnisse. Dann aber sangen sie zu bestimmten Stunden das Lob Gottes in ihrer Kirche mit einer Innigkeit und Zerknirschung, die auf Alle einen wunderbaren Eindruck machte, welche sie sehen oder hören konnten. Selbst die Hart-

herzigsten wurden erweicht, wo sie Zeugen dieser unablässigen Bußübung und dieser herzlichen Andacht sein konnten. Ueberall erblickte man die äußerste Armuth und dennoch die höchste Zufriedenheit. Die Zellen und sämmtliche Gebäude waren ganz armselig bestellt; der Gottesdienst aber wurde mit solcher Würde und Feierlichkeit begangen, daß auch die Lauesten zur Andacht erhoben wurden.

Der Ruf von der Heiligkeit des frommen Abtes und seiner Genossen verbreitete sich weit und breit. In Vielen wurde das Verlangen rege, in Vereinigung mit diesen treuen Dienern Gottes nach derselben Heiligkeit zu streben. Viele kamen und baten um Aufnahme in den neuen Orden.

Die Genossenschaft vermehrte sich von Jahr zu Jahr. Manche brachten auch zeitliches Gut mit, das sie dem Kloster übergaben. Mehrere Adeliche wollten an den Verdiensten der frommen Mönche dadurch Theil nehmen, daß sie Gründe zu demselben stifteten, damit desto Mehrere aufgenommen werden konnten, die ganz von der Welt getrennt einzig dem Herrn zu dienen entschlossen waren. Einige von den Mönchen übten zugleich die Seelsorge. So wurde die neue Pflanzung ein großer Segen für die ganze Umgegend.

Durch die vielen frommen Gaben und durch die dem Orden eigene Sparsamkeit ward der gottselige Abt bald in den Stand gesetzt, statt der bisherigen kleinen und ärmlichen Kirche ein größeres und dem herrlichen Gottesdienste mehr entsprechendes Gotteshaus zu erbauen. Dieß brachte er noch zu Stande. Die vielen Mönche hatten nun einen würdigen Tempel, und die Menge der Gläubigen, die zu den frommen Männern ihre Zuflucht nahm, freute sich des herrlichen Hauses des Herrn, in das zu allen Zeiten der Eintritt offen stand.

Nun war das geistliche Leben der neuen Stiftung fest geordnet, und auch die zeitlichen Verhältnisse im besten Stande. Der gottselige Abt hatte zwanzig Jahre lang das Geistliche und das Zeitliche geleitet und überwacht, in allen Stücken ein Vorbild für seine Gemeinde. Da kam für ihn das Ende seiner Mühen. Er starb am 11. April des Jahres 1155 im Rufe der Heiligkeit, und wird im ganzen Benediktiner-Orden als ein Seliger verehrt.

(Braun. Lechner.)

142. Der selige Walto, Abt von Wessobrunn.

(Den 27. Dezember.) † 1155.

Das Kloster Wessobrunn war im Jahre 753 von Herzog Thassilo II. gegründet worden. Daselbst lebten bis zu seiner Zerstörung durch die Hunnen im Jahre 955 Benediktiner-Mönche. Als es wieder hergestellt war, wurde es mit Kanonikern unter einem Propste besetzt. Im Jahre 1053 wandelte es der achte Propst, Adalbero, wieder in ein Benediktinerkoster um. Er nahm selbst den Ordenshabit und lebte nach der Regel des heiligen Benedikt. Die meisten seiner Brüder folgten ihm, und Bischof Embriko von Augsburg bestätigte diese Umänderung.

Fast 100 Jahre nach dieser Umgestaltung lebte in Wessobrunn ein sehr heiliger Abt, Namens Walto oder Balto. Derselbe war ausgezeichnet in der Abtödtung und Selbstverläugnung und ein Vorbild aller christlichen Tugenden. Im Jahre 1129 wurde er zum Abte erwählt. Einst war die Noth des Klosters so weit gekommen, daß man nicht einmal mehr Wein zum Messelesen anschaffen konnte. Der fromme Abt sandte einen Diener zum Wesso-Brunnen (Wesso

war jener Begleiter des Herzogs Thassilo, der diesen Brunnen entdeckt hatte), daß er daselbst Wasser schöpfe und in einem Gefäße ihm bringe. Als der Diener das Wasser brachte, segnete es der heilige Diener Gottes, und augenblicklich ward es in Wein verwandelt. Alle erkannten den Wein als vortrefflich, und nun konnten die Priester wieder das heil. Opfer darbringen. Das Gefäß, in welchem das Wasser in Wein verwandelt wurde, hat man in Wessobrunn zum ewigen Gedächtnisse dieses Wunders aufbewahrt und ist jetzt in Landsberg.

Der ehrwürdige Abt stand seiner Gemeinde 26 Jahre vor. Er hatte in jenen kriegerischen Zeiten viele Drangsale zu leiden; aber immer war er heiter und voll Ergebung in den göttlichen Willen. Im Jahre 1155 am Feste des heiligen Evangelisten Johannes verschied er sanft und selig im Herrn. Sein Leichnam wurde Anfangs am Eingange der St. Nikolai-Kapelle zur Erde bestattet. Dann aber hat man ihn erhoben und in der Klosterkirche hinter dem Altare begraben. Ueber das Grab wurde ein großer Stein gelegt, und um diesen zündete man lange Zeit an allen Feiertagen acht große Kerzen an. Dieß zum Zeichen der Verehrung des gottseligen Abtes. (Rader.)

---

143. Die selige Stilla mit ihren Gefährtinen.

(Den 15. Juli.) † circa 1158.

An die Lebensgeschichte des heiligen Bischofs Otto (S. 75) reihet sich das Leben einer gottseligen Jungfrau, die als eine Verwandte desselben gilt und in seine Hand das Gelübde ewiger Keuschheit ablegte. Es ist dieß die selige Stilla, die Tochter des Grafen Zelchus von Abenberg und Vohburg, die Enkelin des Grafen Wolfram II. und einer Gräfin von Vohburg.

Dieser Wolfram II. war ein Bruder des heiligen Erzbischofs Konrad von Salzburg.

Auf einem Hügel über dem Städtchen Abenberg steht eine Burg gleichen Namens. In dieser Burg lebte das Geschlecht der Grafen von Abenberg, das mit den Stammvätern unseres bayerischen Regentenhauses verwandt war. Hier ward auch die selige Stilla geboren. Sie hatte noch zwei Brüder, Namens Rapoto und Konrad.

Diese zwei Brüder gründeten in Verbindung mit dem heiligen Bischof Otto von Bamberg die Cisterzienser-Abtei Heilsbronn, nicht sehr ferne von ihrer heimathlichen Burg. Im Jahre 1131 war das Kloster ausgebaut, und im darauffolgenden Jahre wurde es vom Bischof Otto eingeweiht. Graf Rapoto schenkte dem neuen Kloster am Tage der Einweihung bedeutende Güter. Er hatte seit längerer Zeit im Kloster Ebrach als Mönch ein heiliges Leben geführt und wurde nun zum ersten Abt des neuen Klosters Heilsbronn erwählt und geweiht. In der Confirmationsbulle der Stiftung, die Papst Eugen III. im Jahre 1147 ausstellte, wird des frommen Stifters Rapoto erwähnt. So lange das Kloster bestand, wurde alljährlich am 22. Mai ein Jahrtag für ihn gehalten. Die neugegründete Wohnstätte eines göttlichen Friedens ward durch einen Familienbeschluß des gräflichen Hauses als künftige Ruhestätte für die Leiber aller Glieder dieses Hauses bestimmt.

Die beiden Brüder hatten noch einen Plan, der aber durch sie nicht zur Ausführung gekommen ist. Sie wollten auch in der Nähe ihres Stammschlosses, auf dem freundlichen Hügel, ihrer Burg gegenüber, ein ähnliches Werk aufführen, wie es ihnen mit Gottes Hilfe in Heilsbronn gelungen war. Dieser Hügel steht ganz frei im Vordergrunde. Hinter

ihm erhebt sich eine Waldkette, die den Hügel weit überragt und ihm als eine Schutzwehr gegen die Stürme dient. Bei näheren Nachsuchungen fanden aber die Brüder den Boden zu spröde und zugleich Mangel an dem nothwendigen Wasser für eine Klostergemeinde. Darum standen sie von ihrem Plane ab und wendeten all ihre Kraft und ihr Vermögen dem geliebten und freundlich aufblühenden Kloster Heilsbronn zu.

Indessen hegte die fromme Stilla den sehnlichsten Wunsch, ihren Brüdern in Begründung eines gottgefälligen Werkes nachzufolgen. Sie wollte eine Zufluchtsstätte für fromme Jungfrauen errichten, in der dieselben, fern von dem Geräusche und den Gefahren der Welt, in Arbeit und Gebet Gott dienen und das Heil ihrer Seelen sichern könnten. Den von den Brüdern zum Klosterbau auserſehenen und dann wieder aufgegebenen Ort behielt sie immer im Auge. Allein es war ihr nicht gegönnt, ihren Wunsch vollkommen in's Werk zu setzen. Nur der Anfang dieses Unternehmens, die Gründung eines Kirchleins an der auserlesenen Stelle, war ihr möglich. In demselben Jahre, als die Brüder die Vollendung ihres Klosters Heilsbronn sahen, stand auch das Kirchlein der frommen Stilla vollendet da (1132). Im Jahre 1136 wurde es von ihrem Vetter, dem heiligen Bischof Otto von Bamberg, zu Ehren des Apostels Petrus feierlich eingeweiht. Auf den Rath des ehrwürdigen Bischofs gelobte Stilla ewige Jungfrauschaft und empfing aus seiner Hand den Schleier. Aus diesem Grunde wird die selige Stilla, obgleich sie nie in einem Klosterverbande lebte, immer im Ordenskleide abgebildet.

Von dieser Zeit an lebte Stilla ein klösterliches Leben. Sie wählte in ihrer väterlichen Burg für sich ein ganz enges Stübchen als ihre Zelle und widmete all ihre Zeit dem Ge-

bete und der Betrachtung. Noch immer hegte sie die Hoffnung und den Wunsch, neben dem geliebten Kirchlein ein Kloster erstehen zu sehen; allein ihr frühzeitiger Tod verschob dieß Werk auf lange Zeit. Der einzige Ort, an dem man sie jetzt noch außer ihrer Zelle finden konnte, war ihr liebes Peterskirchlein. Zu diesem begab sie sich täglich, aber immer in Begleitung der frommen Jungfrauen, die als dienende Fräulein in der Burg sich befanden und unter der Leitung ihrer Gebieterin ein gottseliges Leben führten. Diese traten ganz in die Fußstapfen ihrer frommen Gräfin und wurden ihre Nachfolgerinen im Gebete und in heiliger Zucht. Die Geschichte hat uns die Namen von drei derselben aufbewahrt. Sie heißen Gerwerra, Widerbring und Widikuna. Auch sie hatten, der Sage zufolge, das Gelübde ewiger Keuschheit abgelegt und starben des Martertodes, um nicht gegen ihr Gelübde zu sündigen.

Einst hatten sich diese Fräulein mit ihrer Gebieterin gar lange Zeit im Kirchlein verweilt. Die fromme Stilla kränkelte schon und hatte eine Ahnung von ihrem nahen Tode. Eben hatte sie sich mit dem Gedanken an ihr nahes Hinscheiden recht vertraut gemacht, und nun auf dem Rückwege besprach sie sich mit ihren Gefährtinen über diesen Gegenstand ihres Nachdenkens. Die drei Fräulein wurden darüber sehr traurig und entgegneten ihr, sie würden Gott unabläßig bitten, daß er ihnen ihre Gebieterin noch viele Jahre schenken und den Zeitpunkt recht weit hinausschieben möge, wo sie zur Ruhe würde bestattet werden im Kloster zu Heilsbronn. „Zu Heilsbronn?“ fragte Stilla in großer Aufregung und sprach dann: „Das wird wohl nie geschehen!“ Darauf ging sie stillschweigend mit ihren Begleiterinen den Burgweg hinauf zu ihrer Zelle.

Stilla hatte eine unaussprechliche Vorliebe für den heiligen Ort, an dem sie das Gelübde der Jungfrauschaft in die Hände des Bischofs abgelegt, an dem sie schon so viele selige Stunden in Gebet und Betrachtung zugebracht hatte, und wo nach ihrer festen Ueberzeugung noch ein Kloster ge-



gründet werden sollte. Es war ihr nämlich durch göttliche Mittheilung kund geworden, daß einst noch werde ausgeführt werden, was sie so sehnlichst wünschte. Sie sprach es auch vor ihrem Tode noch aus, daß einst neben dem Peterskirchlein ein Kloster erstehen werde. Ihr einziger Wunsch

auf Erden war nur mehr dieser, daß ihr Leichnam an dieser heiligen Stätte begraben werde.

Als Stilla mit ihren Fräulein in der Zelle angekommen war, redete sie diese also an: „Nicht wahr, ihr lieben Jungfrauen, ihr versprecht mir, getreu und fest zu halten, um was ich euch in dieser ernsten Stunde bitte?“ Die Jungfrauen erklärten, daß ihnen der Wille ihrer Gebieterin heilig sein werde. Jetzt streifte Stilla den Handschuh von ihrer Hand, überließ ihn den Winden, die am Schlosse vorüberbrausten, und sprach: „Nun seht, wohin die Winde den Handschuh tragen werden, dort will ich einst begraben sein.“ Und im Augenblicke flog der Handschuh wie eine weisse Taube gegen das Peterskirchlein hin und ließ sich neben demselben nieder. „Ja, so sei es!“ rief die fromme Stilla, da sie sah, daß durch eine wundervolle Fügung ihr Wunsch als Gottes Wille erkannt worden war. „Dort, wo ich mir so oft Ruhe und Trost erfleht, dort in jenem Kirchlein will ich einst ausruhen von diesem Leben und harren auf den Ruf des Herrn zur Auferstehung des Fleisches. Daß dieser mein Wille erfüllt werde, darauf haltet, meine Freundinen, eures Versprechens eingedenk, wenn euch meine Ruhe im Grabe heilig ist.“

Bald darauf starb die fromme Stilla. Das Jahr kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Einige setzen ihren Tod schon in das Jahr 1140, Andere bis in das Jahr 1158 oder 1160. Alles war darauf abgesehen, ihre Leiche im Kloster Heilsbronn beizusetzen. Da erinnerten sich die drei Fräulein des ausdrücklichen Willens ihrer dahingeschiedenen Gebieterin und des Versprechens, das sie ihr gegeben. Unverzüglich baten sie um Gehör beim gräflichen Familienrathe und sprachen vor demselben den letzten Willen

der Verstorbenen bezüglich ihres Begräbnißortes aus, mit der flehentlichsten Bitte, es möchte doch dieser Wille, der durch göttliches Wunder war bekräftiget worden, erfüllt werden.

Die Herrschaft war in großer Verlegenheit. Bei der Gründung des Klosters Heilsbronn war ausgemacht worden, daß daselbst die Begräbnißstätte für alle Glieder der gräflichen Familie von Abenberg sein sollte. Gegen dieses Hausstatut wollte man nicht handeln. Zugleich wollte man aber auch den letzten Willen der Seligen ehren. Nun kam man überein, die Entscheidung hierüber solle Gott überlassen werden, und zwar in folgender Weise.

Am frühesten Morgen des Begräbnißtages, da der ganze Schloßhof und die Anhöhe um das Schloß mit Armen und Bedrängten angefüllt war, die ehedem von der frommen Stilla waren unterstützt und getröstet worden, und die jetzt um ihre Wohlthäterin weinten, ward ein Wagen mit zwei glänzend weissen Stieren bespannt, vor das Schloß geführt, und die Leiche der Verstorbenen auf diesen Wagen gelegt. Niemand sollte die Thiere antreiben, Niemand sie leiten, und wo sie mit der theuren Last stehen blieben, da sollte die Ruhestätte der Entschlafenen sein. So war es ausgemacht worden. Kaum war die Leiche auf den Wagen gelegt, zogen die Stiere, ohne daß Jemand sie antrieb, den Wagen an und brachten ihn, ohne daß Jemand sie leitete, zum Peterskirchlein, wo sie stehen blieben.

„Das ist unverkennbar Gottes Wille!“ So rief die ganze Menge, die staunend und betend dem Gespanne gefolgt war, und die Leiche wurde im Kirchlein begraben. Dreimal hatten die Stiere auf dem Wege angehalten, jedesmal waren sie wieder von selbst weiter gegangen. Zum Andenken an

diesen wunderbaren Leichenzug hat man an den drei Stellen, wo die Stiere ausruhten, Denksteine gesetzt, die immer wieder durch neue ersetzt wurden und wirklich noch jetzt zu sehen sind.

Hier ruhet der Leichnam der seligen Stilla bis auf den heutigen Tag. Ihre segensvolle Wirksamkeit hatte mit ihrem Tode nicht geendet. Bedrängte aller Art wanderten zu ihrem Grabe, um ihre Fürbitte anzurufen. Fünfundfünfzig Wunder werden aufgeführt, die in den ersten Zeiten an ihrem Grabe gewirkt wurden. Erst im Jahre 1488 wurde neben der Peterskirche ein Nonnenkloster erbaut, das den Namen Marienberg erhielt. Dasselbe bestand bis zum Anfange unseres Jahrhunderts, wo es der allgemeinen Säkularisation erlag.

(Sulzbacher Kalender und Bolland.)

---

144. Der ehrwürdige Otto der Große, Bischof von Freising.

(Den 23. September.) † 1158.

Eine der größten Zierden des Episkopates im zwölften Jahrhunderte ist der große Bischof der Kirche Freisings Otto. Aeltere Schriftsteller gaben ihm den Namen „selig" und „heilig", und das Martyrologium der Benediktiner führt ihn unter denjenigen auf, deren Gedächtniß alljährlich gefeiert wird.

Otto war der Sohn des heiligen Leopold, des Markgrafen von Oesterreich, und seiner Gemahlin Agnes. Diese war eine Tochter des bekannten Heinrich IV. Zuerst war sie mit Friedrich von Hohenstaufen, dem Heinrich IV. das Herzogthum Schwaben gegeben hatte, verheiratet gewesen. Aus dieser ersten Ehe war Konrad, der nachmalige König

Konrad III. und Friedrich, der Vater Friedrich's Barbarossa, geboren worden. Aus ihrer zweiten Ehe mit dem Markgrafen Leopold entsproßten 18 Kinder, unter denen der Bischof Otto das fünfte war. Dieser wurde am 5. Dezember 1109 geboren und von seinen frommen, gottesfürchtigen Eltern mit aller Sorgfalt auferzogen. Sobald er die nothwendige häusliche Erziehung in der Familie erhalten hatte, wurde er zur weiteren Ausbildung an das Kloster Neuburg bei Wien gebracht. Dasselbe ward von Leopold im Jahre 1114 gestiftet und an Weltgeistliche übergeben. In diesem Kloster machte Otto ausgezeichnete Fortschritte in den Studien. Durch seine innige Andacht und ernste Selbstverläugnung zeigte er eine besondere Vorliebe für den geistlichen Stand. Darum bestimmte ihn sein Vater nach dem Tode des ersten Propstes von Kloster Neuburg im Jahre 1122 zu dessen Nachfolger. Otto war damals erst 13 Jahre alt und sträubte sich gegen die Annahme einer solchen Stelle. Er wollte sich vorerst die nothwendigen Kenntnisse erwerben und begab sich noch in demselben Jahre an die Hochschule in Paris. Leopold setzte indessen einen Stellvertreter des Propstes über Kloster Neuburg. Wie kurze Zeit vor ihm die ausgezeichnetsten Bischöfe Deutschlands, Adalbero, Gebhard und Altmann, an dieser Schule sich für ihr hohes Amt vorbereitet hatten, so wollte auch Otto daselbst den ganzen Reichthum göttlicher und menschlicher Wissenschaft sich aneignen, um mit demselben in der Folgezeit herrlichen Gewinn schaffen zu können. Er erlangte eine vorzügliche Gewandtheit in der lateinischen Sprache, lernte das Griechische und studierte Philosophie und Theologie bei den ausgezeichneten Lehrern dieser Schule. Mit diesem wissenschaftlichen Streben vereinigte er einen glühenden Eifer für die Heiligung seines Innern durch

Uebung des Gebetes und der Abtödtung. Bei einer Reise in die Heimat erhielt er in Paris mehrere kostbare Reliquien. Aus Furcht, sie könnten ihm wieder genommen werden, getraute er sich nicht, die Namen derselben anzugeben, bis er sie nach Kloster Neuburg gebracht hatte. Hier entdeckte er seine großen Schätze und übergab sie dem Kloster. Dann kehrte er wieder zurück an den Ort seiner Studien. Hier erwarb er sich jene staunenswerthen Kenntnisse, die ihm später den Namen des Gelehrtesten unter den Bischöfen Deutschlands erwarben.

In seinem 17. Lebensjahre verließ er die Hochschule, um sein ferneres Leben jenem Kloster zu widmen, über das er schon vier Jahre früher als Vorstand gesetzt war. Auf seinem Heimwege kam er in das kurz vorher (1115) gestiftete Cisterzienser-Kloster Morimund. Fünfzehn edle Jünglinge waren in seiner Begleitung. Das neuaufblühende Leben des Geistes in diesem Hause des Herrn machte einen solchen Eindruck auf die edlen Jünglinge Deutschlands, daß sie sich allesammt entschlossen, in diesen Orden zu treten. Sie empfingen das Ordenskleid und legten ein Jahr später (1127) feierliche Profeß ab. Nachdem Otto sich im heiligen Leben des Ordens gründlich eingeübt hatte, begab er sich als Mönch nochmal auf die Schule nach Paris, um sich in der heiligen Wissenschaft noch mehr auszubilden. Er wußte es, daß ihm der Herr große Talente anvertraut hatte, und daß eine strenge Rechenschaft darüber seiner warte; darum wollte er in keiner Hinsicht etwas versäumen.

Vier Jahre nach der feierlichen Profeß des Otto (1131) starb der Abt seines Klosters Morimund. Otto hatte sich durch seine Frömmigkeit und durch seine ausgezeichneten Kenntnisse die Verehrung und Liebe aller seiner Mitbrüder er-

worden. Sie wählten ihn jetzt zu ihrem Abte und nöthigten ihn, diese Last auf sich zu nehmen. Sechs Jahre lang leitete er diese Klostergemeinde. Während dieser Zeit verwandelte sein Vater, der Markgraf Leopold, das von ihm gegründete weltliche Chorherrnstift Kloster Neuburg in ein regulirtes Augustinerkloster. Auch ließ er sich von seinem frommen Sohne Otto bewegen, den neugestifteten Cisterzienser-Orden, dessen begeistertes Mitglied dieser war, in seinen Landen einzuführen und das Kloster Heiligenkreuz zu gründen. Otto sendete ihm für das neue Kloster eilf Mönche unter dem Abte Gottschalk. Dieß geschah im Jahre 1134. Zwei Jahre darauf am 15. November 1136 endete Leopold sein mühevolles, heiliges Leben. Sein Leichnam wurde in der Gruft zu Kloster Neuburg zur Erde bestattet.

Im darauffolgenden Jahre (1137) wurde der bischöfliche Stuhl von Freising erlediget. Nun wurde Otto zum Bischof dieser Kirche ernannt. Im Jahre 1138 verließ er auf Befehl des Papstes Innocenz II. seine Abtei und trat sein Bisthum an. In demselben fand er nur Elend und Verwüstung. Sein Vorfahrer Heinrich I. hatte es mit dem excommunicirten Heinrich IV. und dann mit seinem Sohne gehalten, und allen Verbesserungsvorschlägen seines Erzbischofs, des ehrwürdigen Konrad von Salzburg, hartnäckigen Widerstand entgegengehalten. Jetzt waren die Besitzungen der Kirchen verwüstet, ihr Einkommen geschmälert, die bischöflichen Schlösser zu Ruinen geworden. Viele Klöster waren eingegangen. In den noch bestehenden war keine Zucht, keine Gottesfurcht, kein Halten der Regel mehr. All diesem Elend abzuhelfen und diesem Verderben zu steuern, erkannte Otto als seine Aufgabe. Er erkannte sich, wie er in der Stiftungsurkunde von Schäftlarn sich ausspricht, durch Gottes

Barmherzigkeit dazu auf den bischöflichen Stuhl berufen, daß er das Zerstörte wieder herstelle, den Samen des göttlichen Wortes ausstreue, den ausgestreuten hüte. Darum war er immer bemüht, die verkommenen Klöster zu verbessern, den Haushalt in denselben zu ordnen und ein gottgefälliges reges Leben in ihnen zu wecken und zu erhalten. Dem Kloster Weihenstephan gab er einen vortrefflichen Abt. Das schon seit den Ungarnzügen verwüstete Kloster Schäftlarn stellte er wieder her, die frühern Besitzungen desselben, die einer seiner Vorfahren an sich gerissen hatte, gab er dem neugegründeten Kloster zurück und erwarb demselben viele Freiheiten.

In der Nähe von Freising, da wo die Mosach in die Isar fließt, bestand zur Zeit Otto's ein Frauenkloster. Man kennt weder den Stifter desselben, noch die Zeit der Stiftung. Im dortigen Kirchlein wurden die Reliquien des heiligen Bischofs Marinus und seines Diakon Theklan verehrt. (Siehe I. Th. S. 226.) Dieß Frauenkloster verwandelte der ehrwürdige Otto in ein Kloster für Mönche im Jahre 1141. Er verschaffte demselben die nothwendigen Einkünfte und berief Prämonstratenser-Mönche aus dem Kloster Ursperg in Schwaben dahin. Als ersten Propst über die Klostergemeinde stellte er den Hermann auf. Papst Innocenz II. bestätigte diese Stiftung Otto's, nahm sie in seinen besonderen Schutz und ertheilte ihr alle Vorrechte und Freiheiten, die er dem Kloster Schäftlarn verliehen hatte, nämlich außer dem vom Bischofe gewährten Rechte der freien Prälatenwahl und der Befugniß, den Schirmvogt des Klosters, wann er dessen Rechte antaste, zu entfernen, auch noch das Vorrecht, zur Zeit eines Interdiktes in der Klosterkirche den Gottesdienst in der Stille zu feiern. — In demselben Jahre stellte er auch die Klöster

Schlehdorf und Schliers (Schliersee) wieder her. Letzteres war schon von Bischof Aribo gegründet worden. Die raubsüchtigen Ungarn hatten es, wie so viele andere Klöster des Landes verwüstet, und Herzog Arnulph hatte die Güter desselben an Laien vertheilt. Darum waren seit dieser Zeit nur zuweilen Geistliche an dieser gottgeweihten Stätte. Otto brachte es dahin, daß die dem Kloster mit Gewalt entwendeten Güter wieder an dasselbe zurückgegeben wurden. Durch ihn ward auch im Kloster Tegernsee wieder strengere Zucht eingeführt und ein wissenschaftliches Streben angeregt. Zur gründlichen Verbesserung der Klöster beantragte er eine Provinzialsynode, die 1146 zu Reichenhall unter dem Erzbischof Konrad von Salzburg gehalten wurde.

Während der ersten acht Jahre seiner eifrigen Bisthumsverwaltung schrieb Otto sein Chronicon, d. h. eine Weltgeschichte, von Erschaffung der Welt angefangen bis zum Jahre 1146 nach Christus. In derselben weiset er nach, wie die ewige Macht und Weisheit Gottes alle Ereignisse zum Heile der Völker und zur Verherrlichung des göttlichen Namens leitete.

Bald darauf betrat Otto eine neue Heldenbahn. Im Jahre 1145 war die Nachricht von der Eroberung Edessa's durch die Türken nach Deutschland gekommen. Im Auftrage des Papstes predigte der heilige Bernard am Rheine und in verschiedenen Gegenden Deutschlands den Kreuzzug. Auf dem Reichstage zu Speier nahmen die beiden Brüder Otto's, Kaiser Konrad (aus der ersten Ehe seiner Mutter Agnes mit Friedrich von Hohenstaufen) und Herzog Heinrich von Oesterreich, das Kreuz und rüsteten sich zu dem heiligen Kampfe. In Regensburg schloß sich ihnen Otto, der Bischof von Freising, an. Mit ihm traten die Bischöfe von Regensburg und Passau unter die Fahne der Kreuzfahrer. Man

erwartete Großes von diesem heiligen Unternehmen. Allein was gut begonnen hatte, wurde in seinem Fortgange durch Zwietracht und Eifersucht gestört und vereitelt. In Nikomedien konnten sich die Führer des Kreuzzuges über den einzuschlagenden Weg nicht vereinigen. Kaiser Konrad führte das Hauptheer durch das Land der Türken; der Bischof Otto, zum Führer des kleinern Heerestheiles erwählt, zog mit demselben längs der syrischen Küste hin. Beide Heere wurden vernichtet, nur Wenige kamen nach Jerusalem. Unter diesen war auch Otto, der all das Elend, das er auf diesem Kreuzzuge gesehen und erlitten hatte, mit aller Treue selbst beschrieb, nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war. „Der Kreuzzug diente weder zur Erweiterung der Grenzen, noch zur Ergötzung für den Leib, aber doch vielleicht zum Heile vieler Seelen." Dieß war es, womit der edle Bischof sich über die mißlungene Kreuzfahrt tröstete.

Mit ihm war sein Halbbruder, König Konrad III., aus dem gelobten Lande zurückgekehrt. Es war gegen das Ende des Jahres 1149. Die Mühseligkeiten des Kreuzzuges hatten die Gesundheit des Kaisers untergraben, die vielen Widerwärtigkeiten in der Heimath zerstörten sie gänzlich. Er starb 1152 zu Bamberg. Sein Leichnam wurde daselbst neben dem Heinrichs II. des Heiligen begraben. Sein Nachfolger ward Friedrich Barbarossa, der Sohn seines Bruders Friedrich, des Hohenstaufen. Otto von Freising, Oheim des neuen Königs, benützte diese Verwandtschaft zur Förderung der Kirche Gottes, zur Beseitigung von Feindseligkeiten, zur Stiftung des Friedens. Durch ihn ward ein unheilvoller Krieg von unserm Vaterlande abgewendet, indem er seinen Bruder Heinrich XI. (Jasomirgott) durch seine Bitten bestimmte, das Herzogthum Bayern abzutreten und sich mit

dem neubegründeten Herzogthume Oesterreich zufrieden zu geben (1156). In demselben Jahre hatte Otto wegen treuer Vertheidigung der kirchlichen Rechte viele Schmähung und selbst Mißhandlung zu erdulden. Am meisten kränkten ihn die Eingriffe seines Bruders Heinrich, dem er durch seine Verwendung beim Kaiser zum Herzogthume Oesterreich verholfen hatte, in die Rechte seiner bischöflichen Kirche. In dieser Zeit schrieb er sein Buch über die Thaten seines Neffen, Friedrich I. Am 28. Sept. des folgenden Jahres (1157) starb seine Mutter Agnes, die Großmutter Friedrichs Barbarossa.

Im Sommer des folgenden Jahres sollte Otto seinen Neffen Friedrich Barbarossa auf seinem Römerzuge begleiten. Allein seine Gesundheit war gebrochen. Er ahnte sein nahes Ende, nahm unter Thränen von seinem kaiserlichen Neffen Abschied, und begab sich, schon sehr leidend, nach Morimund, um dem dort gehaltenen Kapitel des Cisterzienser-Ordens beizuwohnen. Daselbst angekommen, empfing er die heiligen Sterbsakramente, befahl, seine Schriften frommen und gelehrten Männern zur Prüfung und Verbesserung zu übergeben, bat Alle um Verzeihung, die je durch ihn mündlich oder schriftlich wären beleidigt worden, und erklärte noch, daß er im Glauben der heiligen katholischen Kirche, der er sein Leben lang mit kindlicher Liebe ergeben war, auch sterben wolle. Eine Menge Bischöfe, Aebte und Ordensmänner waren um ihn versammelt, als er am 23. Sept. 1158 in einem Alter von 49 Jahren selig im Herrn entschlief. Sein Leichnam wurde im Kloster beerdigt. Im Missale der Cisterzienser wird er unter die Heiligen gezählt. Mehrere erzählen von großen Wundern, die nach seinem Tode auf seine Fürbitte gewirkt wurden.

(Wiedemann.)

145. Die selige Mechtildis, Abtissin zu Dießen und Edelstetten.

(Den 31 Mai.) † 1160.

Mechtildis (Mathildis) war im Jahre 1125 auf dem Schloß Andechs geboren. Ihre Eltern waren Berthold, Graf von Andechs und seine fromme Gemahlin Sophia von Ammerthal. Beide waren eben so durch ihre Tugend wie durch ihren Adel ausgezeichnet. Wenige Jahre nach ihrer Geburt stifteten ihr Vater Berthold und Otto von Wolfrathshausen ein Männer- und ein Frauenkloster zu Dießen am Ammersee, und besetzten es mit Mönchen und Nonnen aus dem Augustiner-Orden. In dieß Nonnenkloster zu Dießen wurde Mechtildis schon mit fünf Jahren zur Erziehung übergeben.

Schon von Kindheit an übte diese fromme Seele die strengste Abtödtung. Sie aß nie Fleisch, enthielt sich des Weines gänzlich und gebrauchte nie Bäder. Auch nahm sie nie eine Medizin. Sie war in allen Stücken pünktlich gehorsam und oblag dem Gebete und den frommen Uebungen mit Innigkeit und heiliger Freude. Ihre größte Erquickung war die heilige Kommunion, die sie sehr oft empfangen durfte. So erstarkte sie am Geiste, daß sie in den vielen Leiden und bei den schwersten Prüfungen und Versuchungen mit Geduld und Standhaftigkeit ausharren konnte. Nie hörte man von ihr eine Klage, nie gewahrte man an ihr ein Zeichen von Ungeduld.

Mit der größten Sorgfalt bewahrte sie ihr Gewissen rein von jeder Sünde. Was nur immer die Reinheit und Lauterkeit ihrer Seele trüben konnte, vermied sie mit zarter Gewissenhaftigkeit. Selbst mit ihren eigenen Brüdern redete

sie nur ganz kurz; allen Umgang mit Männern wich sie durchweg aus, und immer war sie in sich gesammelt und mit ihrem Gott beschäftiget. Nur wo sie gefragt wurde, redete sie; außerdem hielt sie das strengste Stillschweigen. Obgleich von vornehmem Stande, war sie doch, wie die letzte Magd im Kloster, mit den niedrigsten Arbeiten beschäftiget und hoch erfreut, wenn sie einer Mitschwester dienen konnte. Bei all dem war sie die lauterste Demuth.

Nach dem Tode der Oberin wurde sie, noch ganz jung, wider ihren Willen zur Oberin erwählt. Jetzt, da sie auf den Leuchter gestellt ward, wurden ihre Tugenden noch mehr offenbar und reizten ihre Untergebenen zur Nachahmung. Ueberall, im Chore und bei der Arbeit, war sie die Erste, und in Haltung der Regel ging sie Allen mit ihrem Beispiele voran. Sie verdoppelte ihre Gebetsübungen, fastete noch mehr als zuvor, war anhaltend im Wachen und voll Liebe gegen alle ihre Schwestern. Sie ließ sich nie „Frau,“ sondern nur „Schwester“ nennen, und unterschied sich von den Mitschwestern nur dadurch, daß sie das ärmlichste Gewand trug und die schlechtesten Speisen genoß.

Von der Gottseligkeit und segenvollen Wirksamkeit der frommen Mechtildis erhielt auch Bischof Konrad von Augsburg Kunde (1150—1167). Demselben lag sehr daran, das Kloster Edelstetten bei Ursberg zu heben. Dazu schien ihm die fromme Mechtildis das tüchtigste Werkzeug zu sein. Dieses Kloster war im Jahre 1126 durch Gisela, die Tochter des Grafen Wernher von Schwabeck und Balzhausen gestiftet worden. Nach dem Tode der Gisela drohte die ganze Stiftung zu zerfallen, und Bischof Konrad berief die Mechtildis als neue Oberin und Gründerin der Zucht nach Edelstetten. Sie weigerte sich ihr Kloster zu verlassen. Der

Bischof wendete sich in dieser Angelegenheit nach Rom. Papst Anastasius IV. erließ ein Breve an sie, worin er sie unter dem Gehorsam verpflichtete, das Kloster Edelstetten zu übernehmen. Mechtildis trennte sich unter vielen Thränen von ihren geliebten Schwestern. Auch diesen fiel ihr Abschied sehr schmerzlich.

In Edelstetten wurde Mechtildis gut aufgenommen und um das Jahr 1153 vom Bischof Konrad zur Abtissin geweiht. Sie war damals erst 28 Jahre alt. Durch ihr sanftes Wesen, durch ihre demüthige Liebe und durch ihre Freundlichkeit gewann sie bald das Herz ihrer Untergebenen. Ihr Beispiel war eine unablässige Predigt für die Schwestern. Diese schämten sich bald ihrer Lauheit und ihres Leichtsinns, wo sie die unermüdliche Andacht und den heiligen Ernst der neuen Abtissin kennen lernten und immer vor Augen sahen. Das ganze Kloster gewann bald eine ganz andere Gestalt. Einige Wenige, die gar keinen Klostersinn hatten, erhielten vom Bischof die Erlaubniß auszutreten. Die Uebrigen erklärten sich zu allen Verbesserungen bereit. Nun wurde, wie in Dießen, strenge Clausur eingeführt, und unter diesem Schutze konnte das wahrhaft klösterliche Leben erst recht gedeihen. Viele von den Schwestern wären bereit gewesen, noch weit größere Strenge zu übernehmen, als Mechtildis ihnen zum Gesetze machte. Die weise Abtissin überließ das Vollkommnere der freien Wahl der Stärkern; sie wollte nämlich den Schwächern nicht ein Joch auflegen, das sie nicht zu tragen vermochten. So ging die Verbesserung des Klosters unvermerkt und stille vorwärts, und alle Schwestern waren vollkommen zufrieden und vergnügt.

Die fromme Abtissin lebte noch sieben Jahre in diesem Kloster. Sie brachte, nachdem Alles in guten Gang ge-

bracht war, sehr viele Zeit in der Kirche zu. Da fand man sie gar oft in der Entzückung. Sie lebte fortwährend ein Leben der höchsten Contemplation. Bei all dem aber war sie voll Sorgfalt für ihre geliebten Schwestern. So strenge sie gegen sich war, so wollte sie doch, daß keine ihrer Untergebenen von dem etwas entbehren sollte, was die heilige Regel erlaubte. Wo immer einer derselben ein Leiden zustieß, da ging es ihr so zu Herzen, daß sie oft bittere Thränen vergoß. Der Armen außer dem Kloster, der Wittwen und Waisen nahm sie sich mit mütterlicher Liebe an, und spendete Almosen, so viel sie nur konnte.

Je mehr sie sich zurückzog und in der Verborgenheit lebte, desto mehr verbreitete sich der Ruf von ihrer Heiligkeit. Die köstliche Frucht eines treuen Ordenslebens reifte gar früh. Die gottselige Abtissin war kaum 34 Jahre alt, als sie von einer Krankheit überfallen wurde. Zugleich wurde ihr das nahe Ende geoffenbart. Jetzt wollte sie in ihr Mutterkloster Dießen zurück, um dort ihr heiliges Leben zu beschließen, wo sie durch die Gnade des Herrn es angefangen hatte. Sie erhielt dazu die Erlaubniß, ermahnte noch ihre Schwestern in Edelstetten zur Gottseligkeit, zur Liebe und Eintracht, und kam nach Dießen. Diesem Kloster vermachte sie noch, was ihr vom elterlichen Vermögen geblieben war. Dann empfing sie die heiligen Sterbsakramente und erwartete mit heiliger Sehnsucht ihre letzte Stunde. Diese kam am 31. Mai 1160. Ihr Leichnam wurde in der Klosterkirche zu Dießen begraben. In derselben werden ihre Reliquien noch öffentlich verehrt. Ihr Fest feiert man jedesmal am Montag nach dem Dreifaltigkeitssonntage.

(Braun.)

146. Der heilige Eberhard, Erzbischof von Salzburg.

(Den 22. Juni.) † 1164.

An dem Flüßchen Roth, oberhalb der Stadt dieses Namens, stand im eilften Jahrhunderte eine Burg, Namens Hilpoltstein. Dermalen ist es ein Städtchen und gehört zu Mittelfranken. Hier lebten die Grafen von Hilpoltstein. Von diesen Grafen stammt der Erzbischof Eberhard von Salzburg ab. Sein Vater war ein eifriger Christ, hatte aber fortwährend mit weltlichen Dingen sich zu befassen. Seine Mutter war eine ausgezeichnet fromme Dienerin des Herrn. Sie aß selten etwas anderes als Brod und Gemüse. Was sie durch ihr unabläßiges Fasten erübrigte, gab sie den Armen und den Kranken. Aber auch außerdem war sie ausgezeichnet freigebig und barmherzig. Ihre Frömmigkeit war eben so ernst wie ihre Abtödtung. Als ihr Gemahl auf seinem Gute eine Kirche zu Ehren der seligsten Jungfrau erbauen ließ, arbeitete sie selbst am Baue mit. Barfuß trug sie Steine zum Baue beinahe eine halbe Stunde weit her. Auf solche Weise gab sie ihrem zeitlichen Adel eine noch höhere Weihe im Dienste Christi. Ihre Untergebenen folgten dem frommen Beispiele der Gebieterin; eine Menge Frauen schlossen sich ihr an und trugen Steine zu dem heiligen Bau.

Diese gottselige Frau gebar 1090 einen Sohn, der ganz in die Fußstapfen der Mutter eintrat. Derselbe erhielt in der heiligen Taufe den Namen Eberhard. Die Mutter ließ sich dessen Erziehung über Alles angelegen sein, und als ihr Unterricht nicht mehr ausreichte, sendete sie den Knaben an die Schule von Bamberg, die Heinrich der Heilige mit dem Bisthume daselbst errichtet hatte. In dieser Schule war

Eberhard der willigste, lernbegierigste und frömmste Schüler. Schon in seinen frühesten Jahren erlangte er eine solche Festigkeit des Charakters, daß er an sittlichem Ernste und an geistiger Reife den besten Männern nicht nachstand. Die Gottseligkeit war es, was ihm eine solche Ueberlegenheit über seine Altersgenossen gab, daß sie ihn verehrten wie einen Lehrer. Bald hatte der Jüngling gründliche Kenntnisse in den Naturwissenschaften, in der Denk- und Sittenlehre erworben; denn sein lebendiger Geist achtete auf Alles und erfaßte auch das Schwerste mit erstaunlicher Leichtigkeit.

Diesem edlen Jüngling wendete der weise und fromme Bischof von Bamberg, der heilige Otto, seine besondere Aufmerksamkeit zu. Er stellte ihn als Kanoniker an seiner Kirche an. Allein in dieser Stellung blieb Eberhard nicht lange. Damals war Wolfrum Abt des Klosters auf dem Michelsberge. Schon längst war in dem vortrefflichen Jünglinge das Verlangen nach dem Klosterleben erwacht. Nun wollte er diesem Zuge seines Herzens folgen. Er bat um die Aufnahme in das Kloster und erhielt sie auch. So wollte der junge Mann das Himmelreich mit Gewalt an sich reißen. Allein jetzt sollte es ihm noch nicht gelingen. Der Propst an der Domkirche war mit diesem Schritte Eberhards nicht zufrieden. Er versammelte die sämmtliche Geistlichkeit des Domes, und zog unter dem Geläute aller Glocken auf den Michelsberg. Hier verlangte er mit Ungestümm, daß der Novize ausgeliefert werde, und schleppte denselben mit sich fort. Weil aber Eberhard schon nach Mönchs Weise das Haupt geschoren hatte, so konnte er nicht mehr mit der Domgeistlichkeit in den Chor gehen. Deßhalb schickte man ihn auf einige Zeit nach Frankreich (Paris), wo er in der

Wissenschaft und Vollkommenheit des christlichen Lebens solche Fortschritte machte, daß er bald allen Andern voran war.

Mit unvergänglichen Gütern des Geistes bereichert, kehrte der Jünger Christi wieder in seine Heimath zurück. Einige Zeit verweilte er bei seinen Eltern. Allein sein Sinn war fortwährend auf das gottgeheiligte Leben im Kloster gerichtet. Sein bisheriges Leben war eine ununterbrochene Vorbereitung für das Kloster. Endlich, nachdem er das 40ste Jahr erreicht hatte, konnte er seinen Entschluß ausführen. Der heilige Bischof hatte kurze Zeit vorher (1109) das Kloster Prüfening bei Regensburg gestiftet, und in demselben den ehrwürdigen Erminold als Abt eingesetzt. In diese heilige Einöde ward nun Eberhard vom Geiste Gottes geführt (1130). Obgleich der letzte unter den Brüdern, war er doch in den Uebungen des Lebens der Buße und Gottseligkeit unter Allen der erste. Er kasteiete seinen Leib durch Fasten, lag unabläßig dem innerlichen Gebete ob, und war der eifrigste in den gottesdienstlichen Uebungen. Kein Wort der Unzufriedenheit ward von ihm gehört; dem armen Jesus wollte er als Armer nachfolgen. Sein zeitliches Vorbild war der Abt Erbo, der nach dem Tode des heiligen Erminold als Abt über das Kloster gesetzt war, und der im Geiste des Elias oder des Johannes die geistliche Gemeinde leitete.

Derselbe Geist, der den ehrwürdigen Eberhard leitete, hatte auch seine in der Welt lebenden Geschwister ergriffen. Getrieben von diesem Geiste stifteten seine zwei Brüder, Konrad und Erbo, und seine Schwester Bertha auf ihren Erbgütern ein Kloster (1133). Es ist dieß das Kloster Biburg in der Nähe von dem Städtchen Abensberg. Der Bischof von Bamberg war der Schutzherr dieser Güter, und

bestätigte die Stiftung. Zum Abt des neugegründeten Klosters wurde der ehrwürdige Eberhard bestimmt. Er wollte aber dieses Amt durchaus nicht annehmen und verschob die Abtweihe fünf Jahre lang. Er wollte nur die klösterliche Ordnung an dieser neuen Pflanzstätte begründen, den Bau vollenden und dann in gänzlicher Abgeschiedenheit als Einsiedler leben. Die Demuth hat keine Gränzen; selbst das Leben nach dem Gelübde genügt ihr nicht, sie ist unersättlich wie ihr Gegentheil, der Hochmuth.

Nach fünf Jahren mußte Eberhard mit seinem Bischofe, dem heiligen Otto von Bamberg, nach Rom reisen. Auch Eberhard, der Nachfolger des heiligen Otto auf dem bischöflichen Stuhle zu Bamberg, war in dem Gefolge des Bischofs. Dieser Eberhard war mit unserem Heiligen in innigster Freundschaft verbunden. Ihn baten die Mönche in Biburg, er möchte doch bewirken, daß ihr bisheriger Vorstand sich zum Abte weihen lasse. Er sagte es ihnen zu, und es gelang ihm wirklich, den Freund zu überreden, dieses Amt anzunehmen. Papst Innocenz II. ertheilte dem Heiligen selbst die Weihe, und sprach am Schlusse der Feierlichkeit zu ihm: „Werde immer kräftiger und sei stark: ich werde in allen Stücken mit Dir sein."

Als Abt von Biburg wallfahrtete Eberhard noch einmal nach Rom. Am Fuße des apenninischen Gebirges traf er ein Weib, das eben so von der Armuth, als von der Krankheit niedergebeugt, das Gehen nicht mehr vermochte. Sie sollte über das Gebirge hinüber und war zum Sterben elend. Der Abt sprach zu seinem Begleiter: „Was haben wir gegen dieses Weib für eine Pflicht zu erfüllen, damit sie nicht unsere Verklägerin werde vor dem Richterstuhle des Herrn?" Der Begleiter, ein Mann von hartem Herzen,

antwortete: „In solchem Falle haben wir keine Pflicht gegen Weiber.“ Allein der Nachfolger des barmherzigen Heilandes kehrte sich nicht an diesen Grundsatz der Unbarmherzigkeit. Er hob das Weib auf sein Roß, ging selbst hinten nach und brachte auf solche Weise das arme und kranke Weib über das Gebirge hinüber. Als sie jenseits des Gebirges angekommen waren, fragte der Abt seinen Begleiter nochmal: „Was haben wir jetzt zu thun?“ Der gefühllose Mensch antwortete: „Jetzt ist's genug, Vater, wir wollen nicht mehr davon reden.“ Der ehrwürdige Abt seufzte tief auf, gab dem armen Weibe noch Almosen, so viel er geben konnte, und zog weiter.

In der Nachbarschaft von Biburg war ein Kloster (Rohr), dem ein gottseliger Abt, Namens Eppo, vorstand. Dieser Diener Gottes hatte einmal ein Traumgesicht, und es ward ihm zugleich die Deutung desselben gegeben, daß es sich nämlich auf den Abt Eberhard von Biburg beziehe. Er kam zu diesem Diener Gottes und sprach: „Du wirst Bischof von Salzburg werden, und es wird eine Zeit kommen, da Du allein die Kirche dießseits der Alpen stützen wirst. Ich sah nämlich, wie eine Wittwe, vom König verfolgt, gegen den König in den Kampf trat, und wie Niemand ihr half, ausser ein Mönch von Salzburg. Der Kampf wurde immer hitziger, und der Mönch wurde zu einer eisernen Schutzwehr verwandelt. Der König wüthete ebenso gegen den Mönch, wie gegen die Wittwe. Zuletzt aber nahm der König die Gestalt eines Hundes an.“ Dieß war das Traumgesicht des Abtes. Darin erkannte man die nachfolgende Verfolgung der Kirche durch den Kaiser Friedrich I. und die unerschütterliche Anhänglichkeit des Erzbischofs Eberhard von Salzburg an die Kirche und ihr rechtmäßiges Oberhaupt, Alexander den Dritten.

Eberhard war gering in seinen eigenen Augen und erschrack vor einer solchen Erhebung. Ihm lag einzig die Förderung des ihm anvertrauten Klosters und sein eigenes Seelenheil am Herzen. Durch Gottes Segen befruchtet, gedieh auch das geistige Leben in der neuen Pflanzung vortrefflich. Ausser dem Männerkloster war auch ein Kloster für Nonnen in Biburg gegründet worden. Beide Orte wurden Zufluchtsstätten für fromme Seelen, die der Welt entsagen und ihr Heil sichern wollten. Adeliche und Unadeliche traten ein, und wetteiferten mit einander in der Nachfolge des demüthigen Heilandes. Allen leuchtete die Demuth und Gottseligkeit des Abtes voran. Alle erbauten sich an seiner Milde und Barmherzigkeit, an seiner Entsagung und Selbstverläugnung, und Alle bewunderten seine Weisheit und Einsicht.

Der Diener des Herrn war immer thätig. Nur wenige Stunden gönnte er dem Schlafe. Die Armen hatten freien Zutritt zu ihm. Verwahrlosten Greisen wusch er das Haupt, gab ihnen besseres Gewand, speiste sie öfters mit eigener Hand, wo sie selbst nicht essen konnten. Er wusch ihnen die Füße und küßte sie. „Gott weiß, daß ich nicht lüge, daß ich nur schreibe, was ich selbst gesehen!“ ruft der Lebensbeschreiber des Heiligen bei dieser Stelle aus.

Unermüdet war der gottselige Abt in Verkündigung des göttlichen Wortes, und er hatte eine solche Gabe des Wortes, daß er gar oft alle Zuhörer zu lautem Schluchzen und Weinen bewegte.

Die Gastfreundschaft übte er in ausgezeichneter Weise. Einst kam ein adelicher Herr mit seinem Bedienten vor die Klosterpforte. Der Bediente bat um einen Trunk für seinen Herrn. Der Kellermeister des Klosters rief den Herrn in's

Kloster, ohne sich um den Bedienten zu kümmern. Dieser machte sich auf den Weg und ging nach Regensburg. Als der Abt von dieser Vernachläßigung des Bedienten gehört hatte, befahl er dem Kellermeister, einen Krug mit Wein zu füllen und denselben dem Bedienten nachzutragen. Der alte Kellermeister nahm noch einen Bruder mit sich, damit dieser den Auftrag erfüllen könnte, wenn er selbst auf dem Wege erliegen sollte, und machte sich auf den Weg. Auf der ganzen Reise aßen und tranken die beiden Brüder gar nichts. Dennoch kamen sie wohlbehalten in Regensburg an, und überbrachten dem höchlich erstaunten Diener den ihm zugedachten Wein.

Ebenso bewunderungswürdig war seine Liebe zur Armuth und seine Freigebigkeit. War das Getreide in die Scheune gebracht, so berechnete er, wie viel er für die Brüder, für die Armen und Fremde nothwendig habe, und ließ diesen nothwendigen Bedarf bei Seite legen. Das Uebrige vertheilte er sogleich an arme Klöster in der Nachbarschaft, ohne sich zu fragen, ob nicht reichere Klöster zu dieser Spende schwerer verpflichtet wären, als das seinige. Als dann der heilige Otto dem Kloster Biburg den reichlichen Neubruchzehent von Tangintile zuwenden wollte, nahm ihn der fromme Abt nicht an; denn sein Kloster hatte das nothwendige Auskommen und sollte nicht durch Ueberfluß zur Ueppigkeit versucht werden.

Dreizehn Jahre waren seit der Gründung des Klosters schon vorübergegangen. Es stand dasselbe in seiner schönsten Blüthe. Da wurde es auf einmal seiner Krone beraubt. Der heilige Erzbischof Konrad von Salzburg war im Anfang des Jahres 1147 gestorben. Die gesammte Geistlichkeit und das Volk versammelte sich in der Zeit der Osterfeier

zur Wahl eines neuen Erzbischofs. Sie wählten einstimmig den Abt Eberhard von Biburg. Bald kam die Nachricht von dieser Wahl im Kloster an. Da war Niemand, der nicht darüber erschrack. Am meisten aber war sie dem Abte zuwider. Er wollte sich verstecken, er wollte die Flucht ergreifen. Allein Alles war umsonst. Er wurde bald aufgefunden, nach Salzburg gebracht, zum Bischofe geweiht, und seine Stirne mit der Mitra eines Metropoliten geziert.

Je höher seine Würde, desto tiefer wurde seine Demuth. Wachen und Beten und Fasten war jetzt noch mehr als je sein Tagewerk. Die heilige Schrift kam nur bei Tisch und auf der Reise aus seiner Hand. Die reichlichern Einkünfte des Bisthums waren ihm eine Aufforderung zu reichlichern Gaben. Er übte nun die Werke der Barmherzigkeit in unerhörter Weise. Dem Hungrigen gab er sein Brod, und hungerte selber; dem Nackten gab er sein Gewand, und trug für sich einen Bußsack unter seinem bischöflichen Ornate. Des Nachts begab er sich zur Anbetung in die Kirche und betete daselbst, auf den Knien liegend, öfters so lange, daß der Fußboden von den wunden Füßen mit Blut gefärbt wurde.

Der Herr verlieh diesem heiligen Oberhirten die Wundergabe. Eine ganz ausgezeichnete Macht über die vom bösen Geiste Geplagten ward ihm gegeben. Durch sein bloßes Wort konnte er solche Unglückliche zur Ruhe bringen und von ihrer Plage befreien. Auch Kranke anderer Art heilte er durch seinen bischöflichen Segen. Es war im Kloster zu Salzburg eine Nonne, die schon lange Zeit viel ausgestanden und nirgend eine Hilfe in ihrem Leiden erhalten hatte. Diese kam mit festem Vertrauen, daß sie werde geheilt werden, zum Erzbischof, und bat ihn um seinen Segen. Der Heilige segnete sie, und augenblicklich ward sie gesund. Als sie

ihm für diese Gnade danken wollte, befahl er ihr zu schweigen und Gott die Ehre zu geben.

Der ehrwürdige Bischof hatte noch einen harten Kampf zu kämpfen, den er fast allein in ganz Deutschland heldenmüthig durchkämpfte. Nach dem Tode des Papstes Hadrian IV. im Jahre 1159 wählten die meisten Cardinäle den ausgezeichneten Erzbischof Roland von Siena zum Papste. Derselbe war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, und schon von Papst Eugen III., dem Schüler des heiligen Bernard, zum Cardinal erhoben worden. Bei der Besteigung des päpstlichen Stuhles nahm er den Namen Alexander III. an. Dieser Wahl waren zwei Cardinäle entgegen. Allmählig gesellten sich noch drei dazu. Diese wählten den frühern Legaten des Kaisers Friedrich Barbarossa, den Cardinal Oktavian, zum Papste. Jetzt war eine höchst verderbliche Spaltung in der Kirche. Alexander III. war der rechtmäßige Oberhirt der Kirche; allein der Kaiser erklärte sich für Oktavian, der sich Viktor IV. nannte. Viele wußten nicht, welches der rechtmäßige Papst sei; Viele erklärten sich aus Gefälligkeit gegen den Kaiser für Viktor IV. Viele wollten es mit keiner Parthei halten, und kümmerten sich weder um den einen noch um den andern. Nur der Erzbischof Eberhard von Salzburg, und die Bischöfe von Brixen und Halberstadt waren gleich vom Anfang mit aller Entschiedenheit für Alexander III. An sie schlossen sich andere an, denn der Ruf von ihrer Heiligkeit war im ganzen deutschen Reiche allgemein bekannt. Dadurch zogen sie sich des Kaisers Feindschaft zu. Der Bischof von Halberstadt wurde abgesetzt. Der Kaiser wollte auch gegen unsern heiligen Erzbischof eben so verfahren. Allein als er den ehrwürdigen Greis erblickte, vergaß er aller Feindschaft und erwies dem ehr-

würdigen Oberhirten die tiefste Verehrung. Der Kaiser bekannte später vor vielen Zeugen, es sei ihm beim Anblicke des Erzbischofs gewesen, als schaue er das Antlitz eines Engels, und es habe dieser Anblick einen solchen Eindruck gemacht, daß er zitternd und bebend ihm Alles vergeben und ihn verehren mußte. Die Verachtung der Welt hatte den heiligen Diener Gottes so gestählt gegen alle Widerwärtigkeiten, daß ihm zeitliches Wohlergehen zuwider war, und daß er um des Herrn und seiner Kirche willen alles Elend, Verbannung und den Tod zu leiden wünschte. Solches schien ihm auch in diesem Kampfe wider den Kaiser bevorzustehen; allein der Herr wollte, daß er so bleibe bis Er komme.

Neben dieser allgemeinen Zwietracht in der gesammten Kirche gab es auch noch besondere. Ueberall war der heilige Oberhirt Vermittler und Friedensstifter. Eines der herrlichsten Werke dieser Art ist die Friedensstiftung in Regensburg. Daselbst war ein Bischof, Namens Hartwich II., ein äußerst verschwenderischer und ausschweifender Mann. Er hatte dieses Bisthum erschlichen. Der Herzog Heinrich der Löwe von Bayern und Sachsen unternahm es, den Bischof für seine Laster zu züchtigen. Er eroberte die Burg Donaustauf und zog gegen den Bischof zu Feld. Die Regensburger waren in Partheien getheilt. Die einen hielten es mit dem Herzog, die andern mit dem Bischof. Von beiden Seiten wurden Ortschaften verbrannt, Aecker verwüstet, geraubt und geplündert. Das Elend der bedrängten Stadt und des armen Volkes ging dem ehrwürdigen Erzbischof Eberhard, in dessen Metropolitanverband Regensburg gehörte, sehr zu Herzen. Er versuchte die Parteien mit einander auszusöhnen. Mit Hilfe des Pfalzgrafen Friedrich von Wittelsbach und des

Grafen Konrad von Raming gelang es ihm wirklich, zwischen dem Herzog, dem Bischof und der Stadt Regensburg den Frieden zu vermitteln. Durch seine Fürbitte erwirkte er von dem Herzoge, daß er die Gefangenen frei gab und der Stadt verzieh. Dieses sein Werk der Versöhnung ist den Regensburgern ein ewigbleibendes Andenken an den heiligen Erzbischof.

In den letzten Jahren, da sich der ehrwürdige Erzbischof schon ernstlich zur Abreise aus dem zeitlichen Elende rüstete, hatte eine gottselige Person, die als Klausnerin in Freising lebte, in Betreff desselben eine gar liebliche Vision. Sie ward im Geiste zuerst durch die Orte der ewigen Qual geführt, und sah daselbst die verschiedenen Arten ewiger Unseligkeit. Dann ward sie entrückt in die Wohnungen der Seligen, und schaute hier unaussprechliche Dinge. Unter andern sah sie einen ausgezeichnet glorreichen Thron aufgestellt, und neben demselben den heiligen Petrus und den heiligen Rupert stehen. Als sie über die Pracht dieses Thrones sich wunderte, ward ihr von den beiden Heiligen verkündet: „Es ist dieß der Thron des Erzbischofes Eberhard. Wir bewachen ihn bis zu seiner Ankunft. Er wird bald von ihm Besitz nehmen, denn seine Tage sind gezählt.“ Die gottselige Dienerin Gottes ließ diese ihre Vision dem Erzbischofe melden; diesem aber war die Stunde seines Hinscheidens schon geoffenbaret worden.

Ehe diese Stunde kam, hatte der Mann des Friedens noch eine Friedensstiftung vorzunehmen. Der Herzog Heinrich von Oesterreich hatte sich mit seinem Bruder, dem Bischof Konrad von Passau, der des heiligen Eberhard Nachfolger in Salzburg wurde, heftig entzweit. Dem Tode nahe, bewirkte der Heilige diese Aussöhnung. Auch der Markgraf

Ottokar von Steiermark war erbittert über den Bischof Konrad und dessen Statthalter. Er schwur dem Bischof den Tod und der Stadt den Untergang. Eine Versöhnung war nicht mehr zu hoffen. Auf einmal erschien der ehrwürdige Erzbischof im Lager des Markgrafen. Seine Bitten durch Briefe und Boten waren bisher vom Markgrafen verachtet worden. Sobald aber dieser den heiligen Mann Gottes sah, ward sein Sinn geändert. Er konnte seiner Rede und seinem heiligen Ernste nicht widerstehen. Die Belagerung der Stadt wurde aufgehoben, und die Schlichtung des Streites auf friedlichem Wege begonnen. Der heilige Erzbischof war der Schiedsrichter. Alles wurde friedlich beendiget.

Nach diesem letzten Werke, durch welches der Heilige thatsächlich gesprochen: „Den Frieden hinterlasse ich euch!" begab er sich in das Kloster Rayn, unweit Graz in Steiermark. Schon auf dem Wege dahin litt er an einem Fieber. Dieses wurde immer heftiger und beraubte ihn des Gehörs. Dieser Sinn war bisher in seiner ganzen Schärfe ihm geblieben, so daß er jedes Flüstern hörte und die leisesten Reden verstand. Auf einmal erklärte der Heilige: „Jetzt habe ich das Gehör verloren." Am darauf folgenden Sonntag entschlief er selig im Herrn. Es war der 22. Juni 1164. Er starb im 74. Jahre seines Lebens, im 18. seiner Bisthumsverwaltung. Die ganze Diözese trauerte. Sie hatte ihr Haupt, das durch Heiligkeit und Glorie ausgezeichnet war, verloren und erkannte den harten Verlust. Die Armen und Elenden riefen weinend und jammernd auf: „Wir haben unsern Vater verloren." Die Gutgesinnten von den Vornehmen und Vermöglichen beweinten ihren treuesten Freund und Rathgeber.

Die Leiche des Heiligen wurde nach Salzburg gebracht

und in der Domkirche daselbst beigesetzt. Ein armes Weib, das an der Wassersucht litt und schon Jahre lang vom heiligen Erzbischof war unterstützt worden, kam elend und weinend zu seinem Grabe, bat um Befreiung von ihrem Elende, wurde erhört und ging gesund nach Hause. Hierauf kamen viele Andere, die an verschiedenen Krankheiten litten, zum Grabe des Heiligen und fanden durch seine Fürbitte Hilfe und Heil von dem Herrn, der wunderbar ist in seinen Heiligen.

(Ex Bolland.)

147. Der heilige Hartmann, Bischof von Brixen.

(23. Dezember.) † 1165.

Während der selige Eberhard die Kirche Salzburgs regierte, war der heilige Hartmann Bischof der benachbarten Brixener-Diözese. Früher war der Bischofssitz in Seben gewesen, Bischof Hartwich hatte ihn aber im Jahre 1038 nach Brixen verlegt.

Hartmann ward in der Nähe von Passau von armen, frommen Eltern geboren, und schon sehr früh dem Kloster St. Nikola bei Passau zur Erziehung übergeben. In diesem Kloster waren Chorherrn, die nach der Regel des heiligen Augustin ein gemeinsames Leben führten. Von denselben empfing Hartmann den ersten Unterricht in den Wissenschaften. Er zeichnete sich darin und zugleich in der Frömmigkeit der Art aus, daß er die Aufmerksamkeit des Erzbischofs von Salzburg auf sich zog. Als dieser seine Domgeistlichkeit zu einem gemeinsamen Leben verpflichtet und ihnen die Seelsorge über die Stadt übergeben hatte, übertrug er die Leitung derselben dem Hartmann, den er als Dekan an seine

Domkirche berief. Er entsprach vollkommen den Erwartungen, die man sich von ihm gemacht hatte. Das neue Institut erlangte unter ihm eine feste Begründung und einen sichern Bestand auf mehrere Jahrhunderte. Als der Erzbischof Konrad die Propstei Herrenchiemsee gegründet hatte, übergab er dem erprobten Vorstand seiner Chorherrn auch die Leitung der jungen geistlichen Genossenschaft dieses Hauses. Unter dem Beistand des Herrn gelang es ihm auch hier, klösterliche Zucht zu begründen, und in den ihm untergebenen Brüdern ein Streben nach christlicher Vollkommenheit zu wecken. Sein heiliges Beispiel spornte Alle zur Nacheiferung.

Um dieselbe Zeit gründete der Markgraf von Oesterreich, Leopold der Heilige, das Kloster Neuburg, und suchte einen Vorstand für dasselbe zu gewinnen. Hartmanns Ruf war schon weit über die Grenzen des Erzbisthums gedrungen. Auch der Markgraf hatte von seiner gesegneten Wirksamkeit in Salzburg und in Chiemsee gehört. Er bat also den Erzbischof Konrad, daß er ihm diesen Lehrer christlicher Weisheit und Förderer des geistlichen Lebens senden möchte. Der Erzbischof entließ seinen treuen Diener ungern; allein er konnte dem frommen Markgrafen, dem seine Stiftung so sehr am Herzen lag, die Bitte nicht versagen. Hartmann kam nach Kloster Neuburg, und wirkte daselbst mit solchem Segen, daß das neue Kloster bald Muster und Vorbild für alle Klöster der Umgegend wurde. Zugleich war er des frommen Markgrafen Rathgeber und Seelenführer. Papst Innozenz II. hatte von der Wirksamkeit des ehrwürdigen Hartmann Nachricht erhalten und ein unbedingtes Vertrauen zu ihm gefaßt. In einem Briefe an die Gemahlin des Markgrafen, Agnes, empfiehlt dieser große Papst derselben den Hartmann als einen treuen Diener des Herrn, den sie hoch verehren und

in Allem, was er in seinem Kloster nothwendig habe, unterstützen solle.

Als Hartmann in diesem Kloster einst mit seinen Brüdern zur geistlichen Lesung versammelt war, verließ er auf einmal die Versammlung und eilte auf ein nahe am Kloster liegendes Haus hin, in dem mehrere Leute mit Arbeit beschäftiget waren. Daselbst rief er, so laut er konnte, es sollten Alle das Haus verlassen, denn es werde sogleich einstürzen. Kaum waren die Leute ausser dem Hause, so stürzte es zusammen. Alle wären unfehlbar erschlagen worden, wenn sie nicht der ehrwürdige Diener Gottes gewarnt hätte.

Ein andermal fuhren mehrere Schiffe auf der Donau hinab am Kloster vorüber. Hartmann sah voraus, daß denselben in einiger Entfernung Gefahr drohe, und ermahnte sie zur Vorsicht. Die Schiffer gehorchten ihm und erfuhren dann, daß sie bei dem damaligen Wasserstand die Anprellung an einem Felsen nicht hätten vermeiden können, und in Folge dessen allesammt zu Grunde gegangen wären.

Im Jahre 1142 starb der Bischof Reginbert von Brixen. Aller Augen waren jetzt auf den ehrwürdigen Hartmann gerichtet. Die Geistlichkeit von Brixen wünschte ihn als Bischof zu erhalten. Der Erzbischof Konrad weihte ihn zum Bischof der Kirche Brixen, führte ihn in seinen neuen Beruf ein und hatte eine große Freude, daß der Mann seines Vertrauens, durch den er schon so Vieles zu Stande gebracht hatte, jetzt sein Mitarbeiter in einem so großen Weinberge geworden war.

Gleich im Anfange seiner Bisthumsverwaltung wurde durch seine Veranlassung das Chorherrnstift Neustift nächst Brixen gegründet. Ein sehr reichbegüterter Adelicher, Namens Reinbert, hatte ein einziges Kind, Ulrich mit Namen. Rein-

bert lebte mit seiner Gemahlin, die einem adelichen Geschlechte in Bayern angehörte, sehr fromm und war vor Allem um das Heil der Seelen bekümmert. Einst hatte er sein geliebtes Kind auf den Armen und blickte betend zum Himmel auf. Da kam ihm die Furcht, dieser sein Sohn könnte bei einem längern Leben sich verirren und dem ewigen Tode verfallen. Dieser Gedanke erschreckte ihn so, daß er augenblicklich zum Herrn aufrief: „Herr, Du weißt alle Dinge. Wenn dieß mein Kind auf Abwege kommen und verloren gehen sollte, so nimm es jetzt in seiner Unschuld von der Erde weg. Gerne will ich Dirs zum Opfer bringen.“ Bald darauf erkrankte das Kind und starb. Reinbert war schmerzlich betroffen durch den Tod seines einzigen Kindes; allein er erhob sich von seiner Trauer durch die frohe Zuversicht, daß die Seele desselben gerettet und selig sei. Nun hatte der reiche Mann auf Erden Niemand mehr, dem er seine Güter übergeben, für den er fürderhin noch Güter erwerben konnte. Da entschloß er sich, all seine Habe demjenigen zu übertragen, der die Herrschaft über alle Dinge hat, und vor dem selbst die Mächtigsten und Reichsten nur Pächter sind. Allein Anfangs wußte er nicht, in welcher Weise dieß geschehen sollte. Jetzt kam ihm der heilige Bischof mit seinem Rathe zu Hilfe. Er stellte ihm vor, welch ein gottgefällig Werk es wäre, wenn Reinbert mit seinen Gütern den Grund zu einem Hause für Diener Gottes legen würde, die durch eifrige Seelsorge das geistige Wohl der Gläubigen fördern, und durch Werke der Barmherzigkeit die zeitliche Noth derselben entfernen könnten. Reinbert folgte dem guten Rathe. Das Kloster wurde erbaut und mit Priestern, die nach der Regel des heiligen Augustin lebten, besetzt. Um nicht bloß das Seinige, sondern auch sich selbst dem Herrn

zum Opfer zu bringen, trat Reinbert (nach dem Tode seiner Gemahlin) selbst in den Orden ein, und gewann durch ein gottseliges Leben für die zeitlichen Opfer, die er dem Herrn brachte, hundertfältige Belohnung in der seligen Freude des Himmels.

Zur selben Zeit war zwischen Heinrich XI. Jasomirgott und Heinrich dem Löwen ein Streit entstanden wegen der Berechtigung auf das Herzogthum Bayern. Auf der Reichsversammlung zu Goslar (1154) hatte man das Herzogthum Heinrich dem Löwen zugesprochen. Allein damit war Heinrich Jasomirgott nicht zufrieden. Nun hielt Kaiser Friedrich I. zwei Jahre später (1156) eine Reichsversammlung zu Regensburg, und brachte die Sache zur endgültigen Entscheidung. Die Markgrafschaft Oesterreich wurde zu einem Herzogthum erhoben und dem Heinrich Jasormirgott als Lehen gegeben. Heinrich der Löwe blieb im Besitze des bayerischen Nationalherzogthums, nachdem ein kleiner Theil davon mit dem neuen Herzogthum Oesterreich vereiniget und dem Heinrich Jasomirgott übergeben worden war. Zur Schlichtung dieses Streites war auch der Bischof Hartmann von Brixen beigezogen, und die darüber gefertigte Urkunde trägt seine Unterschrift.

Während seines Aufenthaltes in Regensburg war der heilige Bischof Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Er lebte daselbst so einfach und so zurückgezogen, als wäre er der letzte Diener eines Prälaten. Und dennoch war sein Rath und sein Wort bei Kaiser Friedrich I. immer entscheidend, bis die Zeit des unseligen Schisma kam. Wie zu Hause, so aß er auch hier nur einmal des Tages, und zwar nur solche Speisen, die man an Fasttagen auch genießen darf. Auf seinem Leibe trug er ein grobhärenes

Kleid, das er selbst des Nachts nicht ablegte. Täglich übte er die Geißelung an sich, um für alle seine Fehler zu büßen. Insbesondere wollte er durch seine Bußübungen einigen Ersatz leisten für die Fehler seiner Untergebenen, die er bei all seiner Wachsamkeit nicht verhüten konnte. Selbst am Hofe des Kaisers hielt er das Stillschweigen so strenge, wie ein Mönch in seinem Kloster. Darum hatte seine Rede, wenn er den Mund öffnete, eine solche Kraft, daß ihm Niemand widerstehen konnte. Den größten Theil der Nacht widmete er dem Gebete. Um sich nicht durch weltliche Sorgen und Geschäfte zu zerstreuen, übertrug er die Verwaltung der zeitlichen Angelegenheiten einem Geistlichen, Namens Konrad, den er aus dem Kloster Polling in Bayern zu sich berief. Dieser Konrad wurde nach Hartmanns seligem Tode Propst in Polling. Von diesem ernsten, treuen, vorsichtigen und aufrichtig frommen Manne ließ sich der demüthige Bischof in allen Angelegenheiten wie von einem Novizenmeister leiten. Durch ihn spendete er die reichlichsten Almosen; denn so strenge der heilige Bischof gegen sich selbst war, ebenso liebevoll und freigebig war er gegen alle Armen und Nothleidenden. Gar oft begab sich der eifrige Diener des Herrn in das nahe Kloster Neustift, um dort einige Tage ganz ungestört in Gebet und Betrachtung zubringen zu können.

Bei all diesem Streben, seinen Hauptpflichten, der Sorge für die eigene Seele und dem geistlichen Hirtenamte genug zu thun, vergaß der sorgfältige Oberhirt die zeitlichen Angelegenheiten durchaus nicht. Nicht selten kam es vor, daß die Mächtigen des Landes Eingriffe machten in die Rechte der Kirche, oder die Klöster des Bisthums beeinträchtigten. In solchen Fällen führte der heilige Bischof den Kampf gegen die Ungerechtigkeit in eigener Person. Nicht mit einem

Heere von Gewaffneten überfiel er die Burgen der Gewaltigen, sondern an der Spitze seiner Geistlichkeit mit vorangetragenem Kreuze begab er sich zu seinen Gegnern, und durch die Kraft seines Wortes gewann er den Sieg über sie. Sein Wort war schärfer als ein Schwert, und Niemand konnte demselben widerstehen.

Seine Festigkeit erprobte sich ganz besonders zur Zeit des Schisma, das der Kaiser Friedrich I. durch seine Anfeindung des rechtmäßigen Papstes Alexander III. fortwährend nährte. In diesem Streite hielt der heilige Hartmann mit dem ehrwürdigen Erzbischof Eberhard von Salzburg unerschütterlich fest an Alexander III. Friedrich I. war höchlich erzürnt über seinen bisherigen Freund Hartmann, daß er ihm in dieser wichtigen Sache entgegentrat. Allein dem treuen Oberhirten galt das Recht und das Wohl der Kirche unendlich mehr als die Gunst des Kaisers. Dieser aber wagte es nicht, etwas gegen den hochverehrten Bischof zu unternehmen. Als der Kaiser einst durch Brixen durchzog, ließ er den heiligen Bischof ersuchen, er möchte ihm einen Altarstein weihen, auf dem im Felde das heilige Opfer dargebracht werden könnte. Der Bischof erklärte zuerst, er könne und werde dieß nur als ein Bischof des Papstes Alexander III. und im Namen dieses rechtmäßigen Oberhauptes thun. Das Verlangen, von dem allgemein verehrten und heiligen Bischof einen Altarstein zu erhalten, war so groß, daß der Kaiser ungeachtet dieser Bedingung sich die Weihe des Steines von Hartmann ausbat.

Der Heilige erlebte das Ende dieses Schisma nicht mehr; allein er war fortwährend bemüht, seine Mitbischöfe und die untergebenen Geistlichen für das rechtmäßige Oberhaupt zu gewinnen.

In jener Zeit stand das Kloster Polling noch unter der Schutzherrschaft der Bischöfe von Brixen. Der ehrwürdige Hartmann war öfters in diesem, ihm untergebenen Kloster, und hat auch zwei Altäre der dortigen Kirche geweiht. Wegen der weiten Entfernung ihres Schutzherrn in den damaligen unruhigen Zeiten wünschten die Chorherrn von Polling einen nähern Schutz zu erhalten, und brachten ihre Bitte an den Bischof Hartmann. Dieser erkannte das Billige dieses Wunsches, und trat die Schutzherrschaft über das Kloster mit all ihren Vortheilen an die Herzoge von Bayern ab. Zugleich schenkte er dem dortigen Gotteshause einen Hof zu Oberalfing, den er als väterliches Erbtheil erhalten hatte. Die Urkunde dieser Schankung wurde im Jahre 1160 ausgefertiget.

Gott verherrlichte diesen seinen treuen Diener schon in seinem zeitlichen Leben durch wunderbare Gaben. Wenn er mit seinen Priestern dem Gebete oblag, und einer von den Anwesenden unlautere Gedanken in sich unterhielt, so blickte ihn der Bischof mit heiligem Ernste an, bis dieser, innerlich erschüttert, seinen Sinn von den sündhaften Vorspiegelungen wegwandte und wieder zum Gebete sich sammelte. Viele haben es auf diese Weise erfahren, daß dem heiligen Bischof der Blick ins Innere des Menschen verliehen ward.

Einst bei einer Altarweihe konnten die Arbeiter einen Stein durchaus nicht in die für denselben bereitete Oeffnung bringen. Der heilige Bischof nahm den Stein in die Hand und fügte ihn mit solcher Leichtigkeit an seine Stelle, daß sich Alle darüber verwunderten.

Einem Knaben war beim Essen ein Beinchen im Halse stecken geblieben. Der Hals schwoll furchtbar an, und Jedermann erwartete, daß der Knabe ersticken werde. Der heilige

Bischof kam zu dem Knaben und wand ihm ein Stück von einem Wachsstocke um den Hals. Der Knabe spürte Erleichternng. Am andern Tage opferte der heilige Bischof das Meßopfer für den Knaben auf, und ließ jenes Stück vom Wachsstocke während der heiligen Messe anzünden. Und während dieser Messe brach der Knabe das Beinchen ohne alle Mühe heraus, und ward darauf vollkommen gesund. So wurde auch eine Frau, deren Gesicht schrecklich aufgeschwollen war, dadurch von ihrem Uebel augenblicklich befreit, daß sie ihr Gesicht mit dem Wasser wusch, in welchem der Heilige seine Hände gewaschen hatte.

Oft hatte der ergebene Diener des Herrn zu Gott gebeten, er möchte ihn, wenn es sein heiligster Wille sei, durch einen sanften Tod von dieser Welt scheiden lassen. Der gütige Gott wollte ihm auch diese Bitte gewähren und zugleich ihm die Zeit seines Hinscheidens offenbaren. Als man acht Tage vor seinem Ende für die Seele eines so eben Verstorbenen betete, sprach er zu den Umstehenden: „Auch ich werde nächstens diesen Weg gehen. Nach acht Tagen wird man für meine Seele in gleicher Weise beten.“ Allein Niemand dachte an ein so baldiges Hinscheiden des heiligen Bischofs. Am vorletzten Tage vor Weihnachten empfing der heilige Diener Gottes noch das heilige Bußsakrament. Nach demselben entrichtete er das heilige Meßopfer. Nun verlangte er, daß man ihm ein Bad bereite, wie dieß zur Vorbereitung auf die hohen Festtage immer geschehen mußte. Auch dießmal, wie sonst immer, wenn er ein Bad gebrauchte, war er ganz allein. Er blieb länger als gewöhnlich in seinem Badzimmer. Die Seinigen warteten längere Zeit vor der Thüre. Als sie gar nichts hören konnten, gingen sie in Begleitung eines Priesters in das Zimmer hinein

und fanden den ehrwürdigen Bischof wie schlafend in dem Bade sitzend. Als sie ihm näher kamen, fanden sie, daß er verschieden sei. Er trug sein Haupt ganz aufrecht, hoch über dem Wasser, und eine wunderbare Freundlichkeit lag auf seinem Angesichte. Noch fünf Tage lang wurde die Leiche des Heiligen in der bischöflichen Wohnung ausgesetzt. Am sechsten Tage erfolgte die Begräbniß. In Mitte der Domkirche ward das Grab bereitet. Daselbst harrt sein heiliger Leichnam dem Rufe des Herrn und seiner Engel: „Stehet auf, ihr Todten.“ Am Grabe des Heiligen geschahen viele Wunder, wodurch der Herr die Heiligkeit seines treuen Dieners nach dessen Tode noch bezeugte. „Des Gerechten Weg ist wie ein strahlendes Licht; es bricht hervor und wächst bis zum vollen Tage.“ Sprüch. 4, 18.

(Mezger, hist. Salisb. et Rader.)

148. Der fromme Arnold, Augustiner in Reichersberg.

(Den 1. Februar.) † 1166.

Arnold war ein Verwandter des berühmten Gerhoh, dessen Leben wir auch beschrieben haben. Sein Geburtsort ist wahrscheinlich Polling in Oberbayern. Von seinem Leben und seinen Thaten ist uns nur so viel berichtet, daß er gottselig, fromm und stille ein mit Gott in Christo verborgenes Leben geführt und durch sein Beispiel die ganze Gemeinde erbaut hat. Das Merkwürdigste ist sein Todeskampf und sein Scheiden aus dieser Welt. Darüber hat uns einer seiner Mitbrüder ausführliche Nachrichten hinterlassen.

Schon in der letzten Adventwoche des Jahres 1165 ward Arnold von einem Fieber befallen. Dasselbe verließ ihn nicht mehr, und zehrte von Tag zu Tag an seinen Kräften.

Der Kranke wurde immer schwächer, und ein Paar Tage vor dem Feste Mariä Lichtmeß 1166 glaubte er wirklich, sein Ende sei nahe gekommen. Während der ganzen Krankheit hatte er mit bewunderungswürdiger Geduld ausgeharrt, voll Ergebung in den heiligsten Willen des Herrn. In den größten Schmerzen hatte er immer mit freudigem und heiterm Angesichte seine Mitbrüder getröstet und ermahnt, daß sie seiner im Gebete gedenken möchten.

Diese Ruhe und Freudigkeit dauerte bis auf den letzten Tag. Mit innigster Andacht hatte er noch die heiligen Sakramente der Sterbenden empfangen, und sich zum Kampfe gegen Widersacher und zu einem seligen Hinscheiden vorbereitet. Jetzt erst kamen die Stunden schwerer Prüfung. Jetzt wurde er noch an den Oelberg und auf Golgatha geführt, damit er alle Angst und Verlassenheit im Tode verkosten möchte.

Nach Empfang der heiligen Wegzehrung ließ Arnold alle seine Mitbrüder zu sich in seine Zelle kommen. Er war schon sehr schwach, und die Todesangst machte seinem Herzen bange. Da bat er denn alle seine Brüder recht inständig, sie möchten ihn doch nicht verlassen im letzten Kampfe, den er mit dem bösen Feinde noch zu kämpfen hätte. Sie möchten ihn doch unterstützen mit ihrem Gebete, wo er vor Schwäche nicht mehr werde beten können. Insbesondere bat er sie, sie sollten ihn in die heiligsten Wunden des gekreuzigten Heilandes, und in den mütterlichen Schutz der seligsten Jungfrau und Mutter Gottes empfehlen. Auch möchten sie das Opfer der heiligen Messe für ihn aufopfern, daß er ja nicht unterliege in diesem Kampfe.

Der treue Diener Gottes, der viele Jahre hindurch einen seligen innern Frieden genossen hatte, ahnete einen

gewaltigen Sturm, der noch vor seinem Ende über ihn kommen sollte; denn er wußte gar wohl, daß das Himmelreich Gewalt leidet, und daß wir nur durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen können. Es war ihm, als hätte sich ein ganzer Schwarm von Versuchungen und Kämpfen seit vielen Jahren zusammengeschoben auf diese letzten Stunden. Darum bat er so inniglich und so dringend um die Fürbitte seiner Mitbrüder.

Während er so demüthig und vertrauensvoll die Brüder um ihr Gebet anrief, fielen diese allesammt auf ihre Kniee nieder und flehten um Hilfe und Trost für ihren geliebten Mitbruder in seinem letzten Kampfe. Und jetzt begann der letzte Kampf. Der fromme Arnold lag ganz ermattet und erschöpft auf seinem Lager. Auf einmal war es ihm, als wäre er von einer ganzen Schaar böser Geister umgeben, die seine Seele zu verderben trachteten. Nie hätte der Feind einen solchen Kampf gegen den treuen Diener des Herrn gewagt, so lange derselbe gesund und bei Kräften war. Damit er sich nicht überhebe und seine Schwäche recht erkenne und gründlich sich demüthige, ließ der Herr jetzt, in der letzten Stunde noch, eine so schwere Versuchung über ihn kommen.

Der Kranke fing an zu zittern und zu beben. In seiner unaussprechlichen Angst erhob er seine Augen und rief den Brüdern zu: „Laßt uns ritterlich kämpfen! Betet, verjaget die Bestien; sie sollen an mir keinen Theil haben.“ Dann ergriff er das Bild des gekreuzigten Heilandes und hielt es ihnen als einen Schild entgegen, mit den Worten: „Seht das Bild des Gekreuzigten und ergreifet die Flucht, ihr feindlichen Heerschaaren. Es siegt der Löwe aus Juda, und alle Feinde werden zu Schanden.“ Dann bezeichnete er sich

selbst mit dem heiligen Kreuze, und rüstete sich aufs Neue zum Kampfe.

Den Brüdern graute ob solchem Kampfe. Weinend und betend empfahlen sie die Seele des Kämpfenden in den göttlichen Schutz und flehten zum Herrn, daß er auch ihnen gnädig sein wolle in der letzten Stunde. Der sterbende Bruder aber wurde ruhiger. Gar andächtig küßte er das Kreuz, und sprach dann noch zu den betenden Brüdern: „Seht, wie diese Geister der Finsterniß das Licht scheuen, das wir im Gekreuzigten haben, wie feige sie allesammt vor ihm die Flucht ergreifen. Das Kreuz ist das triumphirende Zeichen, in dem sie überwunden wurden. Laßt uns nun, um Gottes Beistand zu erlangen, das heilige Vater unser beten! Laßt uns auch zum Bekenntnisse der heiligsten Dreieinigkeit den Glauben sprechen. Vor solchem Bekenntnisse erschrecken alle Mächte der Hölle und ergreifen die Flucht. Laßt uns auch zu Maria beten, daß sie uns Verzeihung und Gnade erflehe bei ihrem Sohne. Lasset uns alle Heiligen Gottes um ihre Fürbitte anrufen!“

Nun begannen die Mönche die Litanei zu allen Heiligen zu beten. Nachdem alle Heiligen der Ordnung nach angerufen waren, rief Arnoldus auf: „Kehret wieder zurück zu Maria und rufet aufs Neue sie an, daß sie für mich fürbitte.“

Hierauf begann ein neuer Kampf. Dem treuen Diener Gottes war es, als stünde er vor dem Gerichte des gerechten Gottes. Die so oft betrachteten Schrecken des Gerichtes sollte er noch in seinem Leibesleben erfahren. Da stand neben ihm der Verkläger der Kinder Gottes, der Tag und Nacht auf das Verderben der Gerechten sinnet. Das ganze vergangene Leben wurde hier aufgerollt, und alle seine

Vergehen wurden gegen ihn als Anklage vorgebracht. Die betenden Brüder hörten den Diener Gottes öfters aufrufen: „Nur heraus, nur heraus mit den Anklagen, ich hab schon längst mich selbst dessen angeklagt und Alles gründlich bereut. Ich läugne gar nichts. Die Gnade meines Herrn hat mir Alles verziehen.“ Darauf erblickte er neben sich die Königin des Himmels, die Mutter der Barmherzigkeit, und rief ihr zu: „Sprich nur ein Wort, o meine Mutter, und alle meine Ankläger müssen verstummen.“

Jetzt war des Todes Angst vorüber, jetzt waren die Schrecken des Gerichtes gebrochen. Auf diese schauerliche Nacht erfolgte ein freudiger Tag der Wonne. Bisher hatte man bei jedem Worte, das der Sterbende gesprochen, wirklich geglaubt, es sei sein letztes Wort. Auf einmal rief er mit verklärtem Antlitze auf: „Ich habe mich in dem erfreut, daß zu mir gesagt wurde: In das Haus des Herrn wollen wir gehen.“ Dann sprach er, auf das Crucifix hindeutend: „Dieser ist unser Heil und unser Erlöser.“ Und bald darauf: „Welch göttliche Kraft liegt doch im Gehorsame! Wie wohlgefällig vor dem Herrn ist doch die Verläugnung des Eigenwillens und die Erfüllung seines Willens, den wir in dem Willen unsers Obern erkennen!“

Wie der Diener Gottes zuerst in das Reich der Finsterniß einen Blick gethan, um mit demselben ganz aufzuräumen und fertig zu machen, so wurde ihm jetzt auch ein Blick in das Reich des Lichtes gegönnt. Auf einmal rief er auf: „Welch eine Glorie und Freude der Heiligen hab ich geschaut! Wie ist doch Alles, was die betrogene und betrügerische Welt anbietet, so gar nichts im Vergleich mit dieser Herrlichkeit!“ Jetzt wollte er sich aufrichten und rief: „Ich komme, ich komme!“ Allein alsobald fiel er wieder zurück auf sein

Lager, senkte sein Haupt und verschied, als eben die Sonne aufging und seine Zelle zu erleuchten begann.

„So haben wir denn diesen Bruder seligen Andenkens nicht verloren, sondern er ist uns nur vorangegangen. Auch uns steht die große Wanderung aus dieser Welt in das Reich der Ewigkeit bevor. Auch über uns kann der Feind, der arglistige, in der letzten Stunde kommen. Wir haben uns nicht zu wundern, und es darf uns an der Gottseligkeit des Bruders nicht irre machen, daß der Fürst dieser Welt ihm noch einen solchen Kampf bereitete. Hat ja Christus der Herr von sich selbst gesagt: „Es kommt der Fürst dieser Welt, aber er hat nichts an mir.“ Joh. 14, 30. Auch an dem seligen Arnold hat er nichts gefunden. Der Herr verleihe, daß dieser Bösewicht, wann er über uns kommt, auch an uns nichts finde, das ihm gehört. Und damit dieß wirklich so sein möge, so laßt uns jetzt der Welt und all ihrer Lust absterben und nach der Ermahnung des Herrn anhalten mit Wachen und Beten, damit wir der Versuchung nicht unterliegen.“ So schreibt der Augenzeuge dieses Todeskampfes des seligen Arnold, der uns die wenigen Nachrichten von seinem Leben gegeben hat. Gerhoh überlebte seinen Verwandten und treuen Mitbruder Arnold, wie wir sehen werden, noch um drei Jahre.

(Rader.)

---

149. Der selige Gerhoh, Propst von Reichersberg.
(24 Juni.) † 1169.

Das Geburtsort dieses ausgezeichneten Lehrers und muthvollen Kämpfers für die Freiheit der Kirche Gottes ist Polling in Bayern. Er wurde geboren im Jahre 1093.

Seine Eltern waren fromme Bürgersleute. Weil sie besonders ausgezeichnete Talente an ihm wahrnahmen, übergaben sie ihn den Chorherren ihres Ortes zur Erziehung. Nachdem Gerhoh in seiner Heimath den ersten Unterricht in den Wissenschaften erhalten hatte, kam er zur Fortsetzung seiner Studien nach Moosburg und Freising, und endlich nach Hildesheim, das seit den Zeiten des heiligen Gotthard eine vortreffliche Schule hatte, die auch unter dem Schutze des heiligen Benno gerade um diese Zeit noch in Blüthe stand. Nach seiner Rückkehr berief ihn Bischof Herimann von Augsburg, der bei all seinen Fehlern doch noch Sinn für Wissenschaften bewahrt hatte, an seine Domschule als Vorstand derselben. Von demselben Bischof empfing Gerhoh die niedern Weihen, das Subdiakonat und das Diakonat. Dieß geschah im Jahre 1119. Gerhoh war damals erst 26 Jahre alt, versah aber dessenungeachtet sein Amt mit ausgezeichnetem Geschicke und mit würdevollem Ernste. Als strenger Eiferer für die sittliche Zucht und für das geistliche Leben erweckte er bald den Haß seiner geistlichen Mitbrüder. Durch seine treue Anhänglichkeit an das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche machte er sich seinen Bischof, der es mit Heinrich V. und seinem Afterpapst hielt, zum Feinde. Er beschreibt das Treiben der höhern Geistlichkeit in betrübender Weise. „Sie kümmern sich weder um kirchliche noch um weltliche Gesetze. Als Geistliche und Kanoniker, wie man sie nennt, wollen sie die Würden der Kirche an sich reissen oder sie an ihres Gleichen und an noch Schlechtere vertheilen, als sie selber sind. Im Besitze der höchsten Aemter vermengen sie Alles so mit einander, daß man nicht mehr weiß, was geistlich und was weltlich ist. Weder aus ihrem Anzug noch aus ihrem Wandel kann man sie als Geistliche

erkennen .... Was sie als Gnadengeschenk von der Kirche empfangen, das verschwenden sie zur Wohllust; von der Kirche beziehen sie den Sold, und im Dienste des Teufels arbeiten sie." Herimann hatte vor dem kenntnißreichen und untadelichen Gerhoh lange Zeit großen Respekt bewahrt, hatte ihn, als er schon in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Augsburg sich in das Kloster Raitenbuch geflüchtet, wieder zurückberufen und mit sich nach Rom genommen, als daselbst (1123) das große erste Concilium im Lateran gefeiert wurde. Gerhoh war ihm bei dieser Gelegenheit als Vermittler zur Seite gestanden, und durch ihn vorzüglich war die Aussöhnung des Bischofs mit dem rechtmäßigen Oberhaupte der Kirche zu Stande gekommen. Als aber Gerhoh nach seiner Rückkehr von Rom den Zustand der Geistlichkeit Augsburgs in derselben Verkommenheit, wie er bisher gewesen, und sich selber ausser Standes sah, zur Besserung derselben etwas beizutragen, verließ er um das Jahr 1125 seine Domherrnstelle und Domschule, um nicht selber mit den Unverbesserlichen an seiner Seele Schaden zu leiden. Er bekannte reumüthig, daß er schon durch sein Bleiben in dieser Umgebung sich versündiget, daß er den verkehrten Sitten zu viel nachgegeben, selbst als Vorstand der Schulen weltliche Spiele angeordnet und geleitet habe, statt mit Entschiedenheit diesem unchristlichen Wesen entgegen zu treten. In dieser Sorgfalt für die Rettung seiner eigenen Seele begab er sich in das Kloster Raitenbuch, wo er freundliche Aufnahme fand. Sein Vater und seine Mutter und zwei von seinen Brüdern, Marquard und Arno, folgten ihm in diese Einsamkeit, um daselbst Gott zu dienen.

Im Kloster widmete sich Gerhoh ganz dem Gebete und dem Studium der heiligen Schrift. Dadurch gewann er so-

am Geiste, daß auch sein Wort einer Fackel glich, die Alles entflammte. Durch Lehre und Beispiel ermunterte er seine Mitbrüder zur Haltung der strengen Regel, wie sie von den heiligen Lehrern und Vorständen war gehalten und überliefert worden. Er begab sich nach Rom, und brachte es dahin, daß der Papst die Geistlichen zu Raitenbuch verpflichtete, nach der Regel des heiligen Augustin zu leben. Dadurch zog er sich den Haß und die Verfolgung einiger lauen Mitbrüder zu, die nach der gewohnten Bequemlichkeit zu leben verlangten.

Im Jahre 1126 berief ihn der Bischof Chuno nach Regensburg und weihte ihn zum Priester. Damals war Gerhoh in seinem 33. Lebensjahre. Der Bischof übertrug ihm die Pfarrei Cham im bayerischen Walde. In derselben wollte Gerhoh, von seinem Bischofe unterstützt, eine klösterliche Genossenschaft für Geistliche errichten, brachte sie aber nicht zu Stande. Er blieb der beständige Rath seines Bischofs, begleitete denselben auf seinen Visitationen und hielt bei diesen Anlässen Reden an das Volk, zur Belehrung der Unwissenden und zur Erbauung Aller. Diese Reden sammelte er und widmete sie dem Bischof Chuno.

Nach dem Tode des Bischofs Chuno (1130) begab sich Gerhoh nach Salzburg. Schon mit dem ehrwürdigen Erzbischof Eberhard von Salzburg war er im freundschaftlichen Verkehr gestanden. Demselben und dem Bischof Hartmann von Brixen hatte er seine Schrift: „Von der Glorie und Herrlichkeit des Menschensohnes“ gewidmet. Mit seinem Nachfolger Konrad stand er in demselben Verhältnisse. Dieser sendete den gelehrten und erfahrnen Priester in den wichtigsten Angelegenheiten seiner Kirche nach Rom. Er wußte wohl, welches Ansehen dieser Mann schon bei seiner mehr-

maligen Anwesenheit in der Hauptstadt der Christenheit sich erworben hatte. Als dann zwei Jahre darauf (1132) der Vorstand des Klosters Reichersberg starb, kannte der ehrwürdige Kirchenfürst keinen würdigern Mann, dem er die Leitung der großen Genossenschaft übertragen sollte, als seinen Gerhoh. Aus Gehorsam gegen seinen Bischof nahm Gerhoh diese Bürde auf sich und trug sie 37 Jahre lang. Mit aller Entschiedenheit stellte er eingeschlichene Unordnungen und Mißbräuche ab, und in Allem was Zucht und Ordnung erfordert, ging er mit seinem Beispiele voran. Seiner Wachsamkeit entging nichts, sein Scharfsinn entdeckte Alles. Sein Eifer ließ nichts Strafwürdiges ungerügt, sein Ernst kannte keine unzeitige Nachsicht, die den kleinen Schaden unheilbar werden läßt. Bei all dieser Sorge für seine Untergebenen vergaß er sich selber nicht. Was er von Andern verlangte, das that er zuerst selber. Bei allen gottesdienstlichen und klösterlichen Uebungen war er der Erste und der Eifrigste. Nie sah man ihn müßig. Immer war er mit Betrachtung und Lesung, oder mit Verfassung von Schriften beschäftiget. Dieselbe Thätigkeit forderte er auch von seinen Untergebenen. Er hielt sie an zum Gebete, zum Studium, zum Abschreiben von Büchern und zu andern nützlichen Arbeiten. So verbannte er das Laster des Müßigganges aus der gottgeheiligten Stätte, und so raubte er dem Feind alles Guten einen mächtigen Anlaß zu Versuchungen. Gegen diesen Feind sollte seine Genossenschaft als ein wohlgeordnetes Heer in regelmäßigem Kampfe streiten bis zur Ueberwindung.

Aber nicht allein gegen seine Untergebenen offenbarte sich die von Gott ihm verliehene Weisheit und Kraft. Weil er auf Erden nichts suchte und das Mißfallen der Mächtigen nicht fürchtete, so konnte er überall mit der größten Frei-

müthigkeit reden und tadeln, was tadelnswerth war. Kaiser und Könige horchten auf sein Wort und ließen sich seinen Widerspruch und Tadel gefallen. Als treuer Anhänger des Königs Lothar, hatte er schon in Regensburg den Zorn Konrads bitter fühlen müssen. Sein Leben war mehr als einmal in der nächsten Gefahr gewesen, und nur durch die Flucht nach Salzburg war ihm damals noch eine Rettung offen gestanden. Den Bischöfen und Aebten sagte und schrieb er derbe Wahrheiten. Er verhütete dadurch viel Uebel und stellte manches Verkehrte ab. Mit demselben Freimuth schrieb er an das Oberhaupt der Kirche, wenn auch immer mit der größten Ehrerbietung und Hingabe an den Vater der Christenheit. In seiner gewohnten Verachtung aller Lebensgefahren mahnte und warnte und strafte er, wo er es als nothwendig erkannte, ohne Ansehen der Person. Und weil es selbst in jener verkommenen Zeit immer noch Männer gab, die einen solchen Freimuth zu würdigen wußten, so erlangte der Mönch von Reichersberg ein Ansehen, das sich weit über die Grenzen des römischen Reiches erstreckte und in Polen und Ungarn ebensowohl als in Frankreich Anerkennung fand. Solche Liebe und Anmuth war in dem die Welt verachtenden Mönche, daß selbst sein Tadel gerne hingenommen wurde. Den Päpsten und Cardinälen hatte er gar oft Unangenehmes zu sagen und zu berichten, und dennoch konnten sie ihm die Liebe und Achtung nicht versagen. Große und Kleine, Mächtige und Dienende waren Aug und Ohr, wo er bei öffentlichen Versammlungen zu reden begann; denn er war erfüllt vom Geiste Gottes, und Ströme lebendigen Wassers gingen von seinem Munde aus, wenn er in seiner Weisheit von dem zu reden begann, was der Kirche und der weltlichen Ordnung zum Heile ist. Wo er immer in kirchlichen

Angelegenheiten etwas zurechtbringen wollte, wendete er sich jedesmal unmittelbar an den Papst. Entweder unternahm er selber die Reise dahin, oder er sendete verläßige Geschäftsträger, oder er unterhandelte schriftlich. Wir haben von ihm Briefe an Calixt II., an Honorius II., an Innozenz II., an Eugen III., an Hadrian IV., an Alexander III. Diese Väter der Kirche ertheilten seinem Kloster alle die Freiheiten und Vorzüge, die Gerhoh als nothwendig und förderlich zum zeitlichen und geistigen Wohle der Genossenschaft erkannte. Die ausgezeichneten und heiligen Männer, welche damals die Kirche Salzburgs regierten, Konrad und Eberhard, unternahmen nichts Bedeutendes ohne den Propst von Reichersberg. Sie bezeugten ihre Erkenntlichkeit für die ihnen geleisteten großen Dienste durch Schankungen an das immer herrlicher aufblühende Kloster. In derselben Weise erwiesen sich die Großen des Reiches und die Bischöfe von Freising, von Bamberg und Passau, deren wirklicher Rath Gerhoh mehrere Jahrzehente blieb, gegen die Gemeinde desselben dankbar und wohlthätig. Selbst Kaiser Friedrich Barbarossa söhnte sich noch mit dem Abte von Reichersberg aus, und bestätigte ihm zum Zeichen dessen alle erworbenen Freiheiten und Besitzthümer des Klosters auf ewige Zeiten.

Gerhoh hatte ein beengtes und den Einsturz drohendes Klostergebäude übernommen. Diese armseligen wohnlichen Verhältnisse mußten anders werden. Der Abt wollte den Untergebenen, von denen er strenge Zucht und unabläßige Thätigkeit verlangte, in Hinsicht auf das zeitliche Dasein nicht bloß das Nothwendige, sondern auch Annehmliches bieten. Er erweiterte die Klostergebäude, brachte die Wohnungen der Mönche in einen freundlichen Zustand, und erfüllte alle billigen Wünsche seiner Brüder. Nun sammelten

sich immer Mehrere um ihn, und sein geistliches Haus ward ein Muster und Vorbild für alle Klöster. — Auch die Klosterkirche war dem Verfalle nahe gekommen. Diese erbaute er mit Hilfe seiner Brüder von Grund aus, und ließ sie im Jahre 1138 durch den Bischof Roman von Gurk zu Ehren des dreieinigen Gottes und der göttlichen Mutter einweihen.

Nebstdem gründete er zu Reichersberg ein Kloster für Nonnen, die nach der Regel des heiligen Augustin lebten. Aus den angesehensten Häusern und aus den höchsten Ständen sammelten sich alsbald sehr viele zarte Jungfrauen in dem neugegründeten Kloster, um unter der Leitung des ehrwürdigen Gerhoh ganz für ihren himmlischen Bräutigam zu leben und im Leben christlicher Vollkommenheit gefördert zu werden.

Die Alles überwindende Kraft zu einer so unausgesetzten Thätigkeit nach Aussen gewann der ehrwürdige Abt aus seinem unermüdlichen Gebet, aus seiner Betrachtung und aus der Lesung und Erwägung des göttlichen Wortes. Vieles von dem, was er im trauten Umgange mit Gott betend und betrachtend erwog, hat er aufgeschrieben und ist auch auf uns gelangt. Wir haben noch 23 Werke von ihm, unter diesen einen ganzen Folioband Erklärungen der Psalmen.

In solcher Thätigkeit verharrte er bis in sein 76. Jahr. Endlich nahmen die Kräfte ab, und es kam die Stunde der Erlösung aus den vielen Mühseligkeiten und Arbeiten dieses vergänglichen Lebens. Am Feste des heiligen Johannes des Täufers 1169, im 43. Jahre seines Priesterthumes, verschied er sanft und selig im Herrn. Zwei Tage zuvor hatte er die heiligen Sterbsakramente empfangen. Sein Leichnam wurde zwei Tage darauf in der Klosterkirche vor dem Kreuz-Altare zur Erde bestattet. Das im Kloster aufbewahrte Bild

des Seligen hat die Inschrift: „Im Jahre 1132 wurde Herr Gerhoh, ein ausgezeichneter Lehrer der Theologie, als der dritte dieses Ortes zum Propste erwählt. Er hatte große Mühe mit Verbesserung der Sitten der Großen und war Gründer des Frauenklosters bei der seligsten Jungfrau Maria.“ Der frühere Lebensbeschreiber bemerkt zum Schlusse; er wolle auf die schon lang widerlegten Schmähungen dieses großen Mannes nicht eingehen, und ruft dann noch auf zum Seligen: „Du aber, o Heiliger, den wir demüthig bittend verehren, erwecke und erneuere unsern erschlaffenden und alternden Geist durch den feurigen Geist des Elias, der dir in doppeltem Maaße zu Theil geworden, damit die in uns stumpfgewordene christliche Tugend wieder neue Schärfe gewinnen möge, Amen.“ (Braun. Rader.)

150. Der selige Marold, Mönch im Kloster Indersdorf.

† 1172.

Unter der Regierung des Kaisers Lothar, im Jahre 1126, begann Otto, Graf von Wittelsbach, der Vater des Otto I., Herzogs von Bayern, den Bau des Klosters Indersdorf, oder Untersdorf, wie man es früher nannte. Im Jahre 1131 wurde diese Stiftung als ein Augustinerkloster vom Papste Innozenz II. bestätiget. Daselbst lebte gleich in den ersten Zeiten nach der Gründung ein gar frommer Laienbruder, Namens Marold, der sich durch heilige Einfalt und treue Befolgung der Regel auszeichnete. Derselbe mußte täglich den nothwendigen Bedarf an Lebensmitteln für das Kloster aus den umliegenden Bauernhöfen und Gütern des Klosters auf dem Rücken herbeischleppen. Der Weg führte ihn jedes-

mal an einem Bildnisse des Gekreuzigten vorbei. Dasselbe stand in der Mitte zwischen den Bauernhöfen und dem Kloster. Hier ruhte der fromme Marold jedesmal mit seiner Bürde aus und verrichtete seine Andacht zum gekreuzigten Heiland. Dadurch erlangte er selbst für seinen müden, alternden Leib immer wieder neue Kraft. Endlich aber brach, da er eben vor dem Bilde des Gekreuzigten betete, seine leibliche Kraft zusammen; vor diesem Bildnisse gab er seinen Geist auf. Bei seinem Hinscheiden fingen sämmtliche Glocken des Klosters zu läuten an. Niemand wußte, was es bedeute. Auf einmal fand man, daß der fromme Bruder Marold nicht im Kloster sei. Augenblicklich wurde nach allen Seiten hin ausgesandt, den vermißten Bruder zu suchen. Da fand man ihn vor dem Kreuze zwischen dem Kloster und den Bauernhöfen knieend. Augen und Hände waren zum Himmel erhoben, sein seliger Geist aber in den Händen seines himmlischen Vaters. Nun zogen sämmtliche Väter und Brüder des Klosters in feierlicher Prozession hinaus zum Kreuze, und brachten den Leichnam des Seligen ins Kloster zurück. Daselbst wurde er in der Kirche vor dem Altare des heiligen Nikolaus zur Erde bestattet. Dieß war sonst nur die Grabstätte für die Stifter des Klosters und für die Pröpste. Ausser seiner bewunderungswürdigen Einfalt und Geduld wird von ihm besonders noch seine Mildthätigkeit und Barmherzigkeit gerühmt. Wo er immer einen Hungrigen sah, reichte er ihm das Brod vom Munde weg, und mit allen Elenden hatte er innigstes Mitleiden. Deßwegen wurde ihm ein so ehrenvolles Begräbniß zu Theil, und deßwegen ward er auch nach seinem Tode verehrt von der Klostergemeinde und vom Volke.

(Rader.)

151. Der selige Grimmo, Abt von Ursberg.

(Den 2. März.) † 1173.

Auf außerordentliche Weise von seinem leichtfertigen Hofleben zur ernsten Buße bekehrt, predigte der heilige Norbert am Rhein und in Frankreich Buße und Besserung des Lebens (1118). Unzählige gaben seinen Aufforderungen Gehör und wurden Vorbilder eines heiligen Büßerlebens, wie er selber. Da gründete der Heilige auf göttliche Eingebung und mit Vollmacht des apostolischen Stuhles den Orden der Prämonstratenser, der sich gar bald in ganz Frankreich und in Deutschland verbreitete.

Auf einer Wanderung durch Deutschland nach Rom soll dieser Heilige auch nach Schwaben gekommen sein. Hier gründete er, wie die Sage erzählt, in dem anmuthigen Mindelthale das Kloster Ursberg, und besetzte es mit Mönchen des ersten von ihm gestifteten Klosters, Premontré in Frankreich. Der erste Abt dieses Klosters war Ulrich. Im Jahre 1139 nahm Papst Innozenz II. das neugegründete Kloster in den besondern Schutz des apostolischen Stuhles.

Der zweite Abt des Klosters Ursberg war der selige Grimmo. Dieser erhob das Kloster durch sein heiliges Beispiel und durch seine weise Leitung zu einem großen Ansehen. Er selbst war ein besonderer Verehrer des bittern Leidens unsers Herrn und Erlösers. Am Todestage des Herrn genoß er nie etwas Anderes als Wasser. Einst sendete er am heiligen Charfreitag seinen Diener mit dem Kruge an den Brunnen, um Wasser zu schöpfen. Der Diener brachte das geschöpfte Wasser, schenkte davon seinem Herrn ein, und siehe, es war Wein. Er geht wieder zum Brunnen, schöpft zum zweiten Male, gießt es vor dem Abte in den Becher,

und es fließt wiederum Wein. Grimmo sendet den Diener zum drittenmale an den Brunnen, und dieser bringt wieder Wein statt des Wassers. Sämmtliche Brüder sind Zeugen dieses Wunders, das der Herr seinem treuen Diener am Tage seiner Leiden erwies. — Die Mönche bewahrten Grimmo's ehrwürdigen Becher als ein kostbares Andenken an dieses Wunder auf. Bis auf die letzten Zeiten des Klosters wurde jedesmal am Charfreitag dieser Becher mit Wasser gefüllt, und alle Mönche, vom Abte angefangen bis zum letzten Bruder, tranken vor dem Mittagmahle aus diesem Becher, zum Andenken an den seligen Abt und an seine Andacht zum leidenden Heilande.

Von dem heiligen Leben der Mönche dieses neuen Klosters erhielt auch der heilige Bischof Otto von Bamberg eine Kunde. Derselbe hatte schon mehrere Klöster gestiftet, und war eben so bemüht, in den bestehenden, ihm untergebenen Klöstern die verfallene Zucht wieder herzustellen. In Osterhofen bei Vilshofen an der Donau bestand damals ein Kloster für regulirte Chorherrn. Kaiser Heinrich der Heilige hatte es im Jahre 1009 dem neugegründeten Bisthum Bamberg untergeben. Dasselbe war in den Zeiten Ottos ganz zerstört worden. Der heilige Bischof baute es neu auf und führte im Jahre 1138 Prämonstratenser-Mönche von Ursberg in dasselbe ein. Dieser Orden erhielt sich in Osterhofen bis zum Jahre 1783, wo das Kloster in ein adeliches Damenstift verwandelt wurde.

Auch Otto von Freising wollte diesen neuen, kräftigen Zweig des Benediktinerordens in seine Diözese verpflanzen. Er war eben daran, das alte Kloster Schäftlarn oberhalb München zu restauriren. Um demselben dauernden Bestand zu sichern, wendete er sich nach Ursberg und erbat sich eine Anzahl

Mönche für das neue Kloster. Der Abt Grimmo sendete ihm Auserlesene aus seinen Brüdern zur Neubegründung des verfallenen Klosters (1140). Auch in seiner nächsten Nähe, in Neustift, sah sich Otto genöthiget, eine heilsame Aenderung vorzunehmen. Daselbst war bei der Kirche des heiligen Petrus ein Frauenkloster, mit dem der Bischof nicht mehr zufrieden sein konnte. Er versetzte die Nonnen in andere Klöster und berief Mönche von Ursberg, die in dem neubegründeten Kloster Gott dienen sollten (1141). In diesem Kloster wurden in der Katharinakapelle die Reliquien des heiligen Bischofes Marinus und seines Diakons Theklan verehrt. (I. B. S. 226.)

Im darauffolgenden Jahre (1142) baute der selige Grimmo sein abgebranntes Kloster Ursberg von Neuem auf. Dann leitete er seine Klostergemeinde noch über 30 Jahre. Wie beim Papste, so war er auch bei den deutschen Kaisern Konrad und Friedrich Barbarossa sehr beliebt. Die heilige Zucht, die durch seinen Vorfahrer eingeführt und durch ihn gehandhabt wurde, erhielt sich noch lange. Aus der frühesten Zeit haben wir einen Chronisten von Ursberg, der über die damaligen Zeitverhältnisse die sichersten Aufschlüsse ertheilt. — Der Todestag des seligen Grimmo ist der 2. März 1173. Sein Leichnam ruhet in Ursberg, nur ein Theil seiner Reliquien wurde nach Antwerpen gebracht.

(Heiligenlexikon. Rader. Bolland.)

152. Der selige Adalbert, Abt.

(23 Juni.) † 1177.

Bei St. Emmeram in Regensburg ist das Grab eines Abtes, Namens Adalbert, von dem uns sein Grabstein berichtet, er habe durch ausgezeichnete Wunder einen großen Namen erhalten, mit der Bitte, Christus unser Erlöser wolle uns um seiner Fürbitte willen gnädig sein. Die weitern Nachrichten über sein Leben sind verloren gegangen, und selbst der genannte Grabstein hat bei einem Brande des Klosters sehr gelitten. Adalbert starb zu Regensburg im Jahre 1177.

(Rader. Heiligenlexikon.)

Fünfter Abschnitt.

Bayern unter der Herrschaft der Wittelsbacher

(bis zur Einführung des Rechtes der Erstgeburt).

1180—1506.

Vorbemerkung.

Während die Macht der deutschen Kaiser immer abnimmt und fast zu einem Schatten wird, entwickelt sich die Macht des bayerischen Regentenhauses aus einem unscheinbaren Anfange zu einer außerordentlichen Höhe. Nur die fortwährenden Theilungen des Landes und die daraus sich ergebenden innern Kämpfe hemmen diese Entwicklung. Die Herrscher des Landes kümmern sich ernstlich um das Wohl des Volkes. Sie fördern Religiösität und gute Sitte durch eigenes gutes Beispiel und durch heilsame Einrichtungen.

Die Bischöfe des Landes werden weltliche Fürsten, und sind bald Vasallen der Herzoge, bald Fürsten des deutschen Reiches. Nur zwei Bischöfe Bayerns aus diesem Abschnitte, Albert den Großen und Heinrich II. von Regensburg, zählt die Kirche unter ihren Heiligen und Seligen. Der Erstere von ihnen ist zudem noch ein Schüler des heiligen Dominikus und stirbt als Mönch. Die Heiligkeit hat sich in die Zelle und in die Hütten der Armen geflüchtet und eine ausgezeichnete Pflege in den neugestifteten Orden gefunden.

In diesem Zeitabschnitte hatte nämlich der barmherzige Gott zur Rettung und Förderung seiner Kirche zwei ausgezeichnete

Männer, den heiligen Franziskus von Assisi und den heil. Dominikus erweckt. Im Gegensatze zu der damaligen Verweltlichung in irdischem Glanze und zeitlichem Besitzthum hatten diese Männer Gottes die vollkommenste Armuth erwählt, und in aufrichtiger und gründlicher Verachtung aller weltlichen Güter und Ehren hatten sie das ewige Heil ihrer Mitmenschen zu fördern begonnen. Die Jünger dieser beiden Ordensstifter kamen bald auch nach Bayern. Bald hatten sie nicht bloß den größten Theil der Seelsorge, sondern auch den Unterricht in ihrer Hand. Unter ihnen finden wir die gelehrtesten und die heiligsten Männer der Zeit. Sie übten den größten und den heilsamsten Einfluß auf das Volk. Selbst wo es gilt, im blutigen Kampfe die Christenheit gegen die Türken zu retten, ist ein Jünger des heil. Franziskus der gefeierte Held.

Diese Jünger des Herrn hatten einen großen Einfluß auf die übrigen Klöster und auch auf die Weltgeistlichen. Viele von diesen Klöstern hatten sich kurz vor diesem Zeitabschnitte, vorzüglich durch die Bemühungen Otto's des Großen von Freising und Otto des Heiligen von Bamberg, für eine strengere Zucht entschieden, wie sie dieselbe im neuerrichteten Cisterzienser-Orden vor Augen sahen. Auch die von Hirschau ausgehende Verbesserung der Klöster hatte noch weit und breit im Lande ihre Nachwirkung. Darum finden sich auch in diesen Klöstern heilige Männer, welche in entschiedener Weltverachtung nach der Gottseligkeit strebten. Diejenigen von diesen Dienern und Dienerinnen Gottes, über die eine Kunde auf uns gekommen ist, werden wir in den nachfolgenden Blättern kennen lernen.

153. Die heilige Euphemia, Abtissin von Altomünster.
(17 Juni.) † 1180.

Nach dem Tode des heiligen Alto kam seine Stiftung, wie wir oben Bd. I. S. 217 gesehen, sehr bald in Verfall, wurde aber wieder in wunderbarer Weise durch ihn selber erneuert. (S. 218.) Durch die Wohlthätigkeit des Grafen Welf und seiner Mutter Itha kam das Kloster allmählig empor. In demselben waren Benediktiner-Mönche bis zum Jahre 1047. Es stand fortwährend unter dem Schutze der Welfen. Dieselben waren auch Herren von Altdorf, in spätern Zeiten Weingarten genannt, und herrschten über ein großes Gebiet in Oberschwaben und am Bodensee.

In Altdorf war bis 1047 ein Nonnenkloster gewesen. In diesem Jahre entschloß sich Irmentrudis, die Wittwe des verstorbenen Grafen Welf, die Welt zu verlassen und in einem Kloster Gott zu dienen. Die Einsamkeit von Altomünster sagte ihrem Gemüthe mehr zu, als die Prachtgegend von Altdorf, in der sie ihr weltliches Leben zugebracht hatte. Sie erwirkte sich die Erlaubniß, das Mönchskloster von Altomünster nach Altdorf verpflanzen, und nach Altomünster die Nonnen von Altdorf versetzen zu dürfen. Mit diesen Nonnen zog sie selber ins Bayerland. Hier lebte sie an der geheiligten Stätte ein Leben der Selbstverläugnung und des Gehorsams unter der Abtissin Hiltrudis bis zu ihrem seligen Ende. Sie hatte dem Kloster mehrere Güter zugebracht und für sich und die Nonnen auch die Erlaubniß erwirkt, zur Quelle des heiligen Alto (Bd. I. S. 216) hingehen und nach Bedarf Wasser schöpfen zu dürfen, was bisher nur Männern erlaubt war.

In dieses Kloster trat um die Mitte des zwölften Jahrhunderts **Euphemia** ein. Sie war die Tochter des Grafen Berthold von Andechs und seiner Gemahlin Sophia von Ammerthal, und die Schwester der seligen Mechtildis, Abtissin von Dießen und Edelstetten. (S. 99). Wie diese ihre Schwester, so verzichtete auch Euphemia auf alle Ansprüche, welche ihr die hohe Geburt und der große Reichthum ihrer Eltern darbot. Sie wollte als demüthige Magd des Herrn sich ganz ihrem Gott weihen und legte zu Altomünster die ewigen Gelübde ab. In kurzer Zeit erwarb sie sich durch ihre demüthige Selbstverläugnung und durch ihre innige Liebe zum Herrn und zu allen ihren Mitschwestern ein solches Vertrauen bei allen Nonnen, daß sie von denselben nach dem Tode der Abtissin (Hiltrudis II.) zu ihrer Nachfolgerin erwählt wurde. Sie stand ihrem Kloster mit großem Segen vor bis zum Jahre 1180, in welchem sie am 17. Juni im Rufe der Heiligkeit starb. Ihr Leichnam wurde in das Kloster Dießen gebracht und daselbst in dem Familienbegräbnisse neben dem Leichnam ihrer seligen Schwester Mechtildis feierlich zur Erde bestattet. Die Urkunden von Altomünster und Raderus bezeichnen sie als eine Heilige. Das Martyrologium der Benediktiner gibt ihr den Titel „selig".

Die neue Stiftung der Irmentrudis erhielt sich bis ins 15. Jahrhundert. Bis dahin waren immer Benediktiner-Nonnen in Altomünster. Allein schon gegen das Ende des 14. Jahrhunderts ging es abwärts. Die Güter des Klosters kamen an Weltliche, Vieles wurde verschleudert, und am Ende kamen auch die Gebäude in gänzlichen Verfall. Die Nonnen verliefen sich in andere Klöster. Kein Gottesdienst wurde mehr gehalten, und die Stiftung des heiligen Alto schien ihr Ende erreicht zu haben.

Indessen hatte Georg der Reiche, Pfalzgraf am Rhein, Herzog in Ober- und Niederbayern, die Oberherrschaft über das Gebiet von Altomünster angetreten. Ihm ging die Verkümmeruug der alten, ehrwürdigen Stiftung sehr zu Herzen. Er entschloß sich das Kloster aus dem Schutte neu aufzubauen und wieder Ordensleute in dasselbe einzuführen. Auf Anrathen seiner Frau Gemahlin Hedwigis, der frommen Tochter des Polenkönigs Casimir, wählte er für das neu erbaute Kloster den Brigitten-Orden. Siehe I. B. S. 219. Er beschenkte das Kloster selbst mit fürstlicher Freigebigkeit und erwarb demselben sehr wichtige Freiheiten und Exemtionen vom Papste Innozenz VIII.

Dermalen sind im Kloster des heiligen Alto noch 27 Brigittinernonnen. Daselbst wird noch die in Silber gefaßte Hirnschale des Heiligen, sein Stab, mittelst dessen er der Erde die Heilquelle entlockt, und das große Messer aufbewahrt, dessen er sich zur Cultivirung seiner Wohnstätte bedient hat.

(Rader. Lechner u. A.)

---

154. Der selige Konrad, Bischof von Würzburg.

(Den 3. Dez.) † 1203.

Friedrich Barbarossa hatte zuerst Adelheid, die Tochter des Grafen von Vohburg, zur Ehe genommen. Diese Ehe ward wegen Blutsverwandtschaft vom Oberhaupte der Kirche als nichtig erklärt; der Kaiser entließ die Adelheid und gab sie einem Mächtigen des Frankenlandes, dem Diotho von Ravensburg, zur Gemahlin. Aus dieser Ehe ist nebst mehrern andern Geschwistern auch Konrad, nachmaliger Bischof von Würzburg, entsprossen.

Konrad wurde von seinen Eltern christlich erzogen und sorgfältig unterrichtet. Bald zeichnete er sich ebenso durch Frömmigkeit als durch Wissenschaft aus und kam an den Hof des Kaisers. Dieser bewunderte die vortrefflichen Talente, die Beredtsamkeit und die Geschäftstüchtigkeit des jungen Mannes, und machte ihn zu seinem Kanzler. Bald darauf wurde der Kanzler des Kaisers zum Bischof von Hildesheim erwählt.

Im Jahre 1189 unternahm Friedrich Barbarossa den Kreuzzug ins gelobte Land. Bischof Konrad war im Gefolge des Kaisers und leistete jenen Bürgern von Lübeck und Bremen, die sich auf diesem Zuge der Kranken und Verwundeten annahmen und dadurch den Grund zur Errichtung des Deutsch-Ritter-Ordens legten, ausgezeichnete Hilfe. Als der Kaiser am 10. Juni 1190 in den Wellen des Calycdnus in Syrien ertrunken, und mit ihm das Glück aus dem Heere der Kreuzfahrer entschwunden war, kehrte Konrad wieder nach Deutschland zurück, und verwaltete am Hofe Heinrichs VI., des Sohnes und Nachfolgers jenes Friedrich, das Amt eines Kanzlers. Als Heinrich VI. im Jahre 1191 nach Rom zog, um vom Papste Cölestin III. die römische Kaiserkrone zu erhalten, nahm er seinen Kanzler mit sich. Hier soll er von dem Papste die Erlaubniß erhalten haben, falls er von der Kirche in Hildesheim zu einer höhern Würde erhoben würde, dieselbe annehmen zu dürfen, wenn sonst die kirchlichen Gesetze nicht entgegen wären.

Von dieser Erlaubniß wußten die bei dem Kaiser vielvermögenden Verwandten des Bischofs bald einen Gebrauch zu machen. Nach dem Tode des Bischofs Gottfried von Würzburg bestimmten sie die Kanoniker dieser Kirche, den Konrad zu ihrem Bischof zu erwählen. Konrad war eben

(im Jahre 1196) zum zweiten Mal im Morgenlande unter der Schaar der Kreuzfahrer. Sogleich nach seiner Rückkehr verließ er seine Kirche in Hildesheim und begab sich nach Würzburg, ohne die Genehmigung des Papstes zu erwarten. Papst Innozenz III. mißbilligte diesen Schritt sehr, und schrieb an die Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands, er habe am Feste des Apostelfürsten zu Rom den Bischof Konrad feierlich excommunizirt, weil er seine Kirche zu Hildesheim, mit der er in geistiger Ehe verbunden gewesen, verlassen und eigenmächtig sich nach Würzburg begeben habe. Wenn derselbe innerhalb 20 Tagen nach dem Empfange dieses Schreibens nicht das Bischofsamt über beide Kirchen niederlege, so soll er im ganzen deutschen Reiche als ein namentlich Excommunizirter, den man meiden müsse, erklärt werden.

Eben um diese Zeit (1197) war Kaiser Heinrich VI. gestorben und das ganze Reich in der größten Verwirrung. Ein Theil der Fürsten hielt es mit Philipp, dem Bruder des verstorbenen Kaisers, ein anderer Theil wollte dem Herzog Otto von Sachsen die Herrschaft des Reiches übertragen. Beide hatten ihre Anhänger. Auf Seite Otto's stand auch Papst Innozenz III. Bischof Konrad hielt zu Philipp und verwaltete auch bei ihm das Amt eines Kanzlers. Darum wagten es die Erzbischöfe und Bischöfe nicht, ihm die päpstliche Excommunikationsbulle mitzutheilen. Somit mußte auch die öffentliche Verkündung seiner Excommunikation unterbleiben.

Im Jahre 1200 wurden an die Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg und an den Bischof von Bamberg aufs Neue Bullen erlassen, in denen die Excommunikation des Bischofs Konrad ausgesprochen war. Der Erzbischof von Magdeburg ließ sogleich die Excommunikation öffentlich verkünden, ohne vorerst den Betreffenden zu erinnern und ihm die angeraumte

Frist zu gewähren. Konrad suchte auf jede Weise das Oberhaupt der Kirche für sich umzustimmen, aber Alles war umsonst. Jetzt erklärte er vor den zwei Erzbischöfen und vor andern Großen des Reiches, er unterwerfe sich dem Ausspruche des römischen Stuhles und wolle selbst zu demselben sich begeben, um sich Lossprechung und Gnade zu erflehen. Er kam nach Rom und brachte daselbst seine Entschuldigungen vor. Fürs erste berief er sich auf die von Cölestin III. ihm ertheilte Erlaubniß, eine andere Würde annehmen zu dürfen. Dann erklärte er, seine Absicht sei gewesen, der Kirche Würzburgs aufzuhelfen, ihre festen Plätze und Städte zu schützen, was jedem Andern nicht möglich gewesen wäre. Ferner berief er sich auf die rechtswidrige Procedur des Erzbischofs von Magdeburg, der nicht einmal sein Vorgesetzter sei und die Excommunikation verkündet hätte, ohne ihm vorher davon Kunde zu geben. Zudem habe er von dem Tage an, da er von seiner Excommunikation Gewißheit erhalten, nie mehr eine priesterliche Funktion vorgenommen, habe an festlichen Tagen nie mehr in Mitte der Gläubigen dem Gottesdienste beigewohnt, sondern nur in einem Winkel der Kirche sich verborgen gehalten. Dieß und die Besuchung des Gottesdienstes an Werktagen sei nicht aus Verachtung des römischen Stuhles, sondern nur aus Sorgfalt für sein eigenes Seelenheil geschehen.

Dieß Alles, erklärte Konrad, bringe er nicht vor, um sich zu rechtfertigen, sondern um den heiligen Vater zur Verzeihung und zur Barmherzigkeit zu bewegen. Er bekenne reumüthig seine Schuld. Bei diesem Bekenntniß warf er sich zu den Füßen des Stellvertreters Christi hin, und bat demüthig um Vergebung. Der Papst ward durch die Zerknirschung und Demuth Konrads innigst gerührt. Er forderte von ihm

nur noch, daß er sowohl die Kirche von Hildesheim als die von Würzburg in seine Hand resignire. In Hildesheim verordnete der Papst sogleich die Wahl eines neuen Bischofs. Die Kirche Würzburgs blieb für Konrad offen, falls er wiederum und nach den canonischen Gesetzen gewählt würde. Dieß geschah wirklich, und Konrad ward jetzt rechtmäßiger Bischof von Würzburg.

Jetzt begann der eifrige Bischof seine Laufbahn mit erneuter Kraft und wirkte mit neuem Segen. Strenge gegen sich selbst, forderte er von allen Untergebenen pünktlichen Gehorsam gegen das heilige Gesetz Gottes und seiner heiligen Kirche. Er kannte keine Rücksicht auf Mächtige und Verwandte. Diese seine Treue und Gewissenhaftigkeit mußte er mit seinem Leben büßen. Ein Verwandter von ihm hatte eine ehrenhafte Jungfrau gewaltsamer Weise geschändet. Alles war gespannt, ob der Bischof mit diesem Verwandten nach der Strenge des Gesetzes, das den Tod des Schänders forderte, verfahren werde. Der Bischof ließ ihn hinrichten.

Andere von seinen Verwandten hatten sich Güter angeeignet, die der Kirche des heiligen Kilian waren geopfert worden und nach altem Rechte ihr angehörten. Auch diese wurden für ihren Frevel bestraft und mußten das Geraubte zurückgeben. So verfuhr er auch gegen Andere, die sich auf die Freundschaft des Bischofs stützten und Ungerechtigkeiten verübten.

Die Bestraften schwuren dem Bischof Rache und schnaubten nach seinem Blute. Als derselbe am 3. Dezember 1203 nach Vollendung des Chores aus seiner Cathedralkirche ging, lauerten ihm die Mörder auf und brachten ihn meuchlerisch ums Leben. Als er sich Anfangs zur Gegenwehr stellte, hieben sie ihm den rechten Arm ab. Nachdem sie ihn aber ermordet hatten, ließen sie ihre Zornwuth noch an dem ent-

seelten Leichname aus. Sie hieben das Haupt weg, zerstückelten die Arme und die Füße, und trieben dabei ihren grausamen Muthwillen.

Papst Innozenz III. ward über diesen Mord des eifrigen Bischofes tief entrüstet, und kündete denselben dem Erzbischof von Salzburg und dessen Suffraganen in einem eigenen Schreiben an. Darin nennt er den Verstorbenen „einen gerechten Mann, der in gutem Andenken steht, den die Rotte der Gottlosen um seiner Gerechtigkeit willen hingemordet." An den Propst der Kirche zu Würzburg schrieb derselbe Papst: „Die Kinder der Bosheit merkten, daß dieser Bischof ihren Werken entgegen sei, und daß seine Seele nicht einstimme in ihre Plane, darum faßten sie den Gedanken, ihn zu tödten.... Er aber hat den guten Kampf gekämpft, seinen Lauf vollendet, den Glauben bewahrt; darum ist ihm hinterlegt die Krone der Gerechtigkeit, die ihm der Herr, der gerechte Richter, geben wird. Denn, ist auch aus menschlicher Schwachheit oder durch des Satans Einflüsterung irgend eine Makel an ihm gewesen, so hat dieß Blutbad sie an ihm ausgetilgt, und die Todesmarter, die er zum Schutze der Kirchenfreiheit gelitten, hat sie ausgesühnet."

Der Abt Arnold von Lübeck, der zur Zeit Konrads lebte, schreibt von ihm: „Weil er die Gerechtigkeit in Schutz nahm und mit den Kirchenstürmern in Streit gekommen war, wurde er von seinen Feinden grausam ermordet." An der Stelle, wo der Meuchelmord verübt wurde, errichtete man ein Grabmonument mit der Inschrift:

Weil ich Verbrechen nicht geschonet,
Wurde mirs mit Tod gelohnet.
Meuchlerischer Todesstreich
Half mir in das Himmelreich.

Als man den entseelten Leichnam zur Begräbniß zurichtete, fand man um den Leib des seligen Bischofs einen Bußgürtel. Auch rühmte man seine große Freigebigkeit. Darum wurde er nach seinem Tode hoch geehrt, und bis ins 15. Jahrhundert brannte man auf dem Grabmonument außer der Kirche alle Nacht ein Licht zur Bezeugung der ihm gebührenden Verehrung. Sein Leichnam wurde in der Domkirche, nicht weit vom mittlern Altare zur Erde bestattet. Im Jahre 1517, als man die schadhafte Tumba neu herstellte, fand man den Leichnam noch unverwesen. Sein Antlitz war noch ganz unversehrt, wie das eines Schlafenden, nur die Nase war etwas eingedrückt.

Weil dieser Diener Gottes um der Gerechtigkeit willen als Schützer des der Kirche und den Armen geweihten Gutes und als partheiloser Bestrafer der Frevel den Tod gelitten, so dürfte man ihm schon die Verehrung erweisen, die ihm in frühern Zeiten nach dem Berichte des Domdekans Johann von Gutenberg zu Theil geworden.

(Gropp. coll. novissima script. et rer. Würzeb.)

---

155. Ein ungenannter Abt in Bayern.

† 1220.

Der zweite Herrscher aus dem Wittelsbach'schen Hause über Bayern war Ludwig der Kelheimer (geb. 1174, gest. 1231). Er war bei dem Tode seines Vaters, Otto von Wittelsbach, erst sieben Jahre alt. Mit 18 Jahren übernahm er die Regierung des Landes. Da bedurfte er recht sehr eines weisen Rathgebers. Denn allenthalben waren Befehdungen und Kriege im Lande, und selbst um die deutsche Königskrone stritten zwei mächtige Fürsten.

Ludwig wählte sich einen weisen und frommen Abt zu seinem Rathgeber, und berief ihn zu sich nach Regensburg. Hier wies er demselben in einem Sommerhause seine Wohnung an, nahe bei seinem eigenen Hause. Von diesem Abte weiß man nicht einmal den Namen. Das Merkwürdigste wurde nach seinem Tode offenbar. Der Abt hatte einen Diener, der ihm das Nothwendige besorgte. Eines Abends begleitete ihn dieser in seine Wohnung und verriegelte, als er wieder fortging, die Thüre, daß Niemand weder aus- noch eingehen konnte. Der Abt war eben seiner Gewohnheit gemäß im Gebete begriffen. Auf einmal stand die Wohnung um und um in hellen Flammen. Der Diener hatte beim Fortgehen vor der Thüre das Kerzenlicht zu löschen vergessen. Die Kerze fiel vom Leuchter, und augenblicklich brannte das Feuer lichterloh auf. Der fromme Abt wollte fliehen, allein er konnte die Thüre nicht öffnen. Er legte sich auf den Boden hin und erwartete sein Ende. Bald wurde Lärm, und eine Menge Volkes versammelte sich, um das Feuer zu löschen. Auch der Herzog Ludwig kam herbei. Die Macht des Feuers war bald gedämpft, und man konnte zur Wohnung des Abtes kommen. Da fand man seine Leiche auf dem Boden liegend. Nur sein Gewand war zum Theil vom Feuer verzehrt. Auf der Brust trug der fromme Abt ein Kreuz mit Reliquien, und um seinen Leib war eine eiserne Kette gewunden. Es war ein rührender Anblick. Auch der Herzog war tief ergriffen, und sprach: „Seht doch, welch ein heiliger Mann! Ihm genügte nicht das rauhe Ordensgewand und die strenge Lebensweise, die der Orden ihm zum Gesetze machte. Er wählte noch freiwillige Peinigung und Abtödtung.“ Dann befahl er, den Leichnam des Seligen in der Domkirche zu begraben. Auf seinem Grabe stand bald darauf

ein Diener des Herzogs, und fühlte plötzlich heftige Schmerzen in den Füßen. Er klagte es einem andern, der in der Nähe stand. Dieser riß ihn vom Grabe weg und erinnerte ihn, daß er den seligen Abt mehr verehren sollte. Sobald er sich vom Grabe entfernt hatte, waren auch die Schmerzen weg. Seitdem wurde das Grab des ehwürdigen Abtes in Ehren gehalten.

Sein Tod fällt in das Jahr 1220. Eilf Jahre später (1231) wurde Herzog Ludwig auf der Brücke zu Kelheim von einem Meuchelmörder erstochen.

(Rader.)

156. Der gottselige David von Augsburg.

(15. Nov.) † 1271.

Man weiß nicht ob Augsburg oder Regensburg der Geburtsort dieses großen Dieners Gottes ist. Er wurde im Anfang des 13. Jahrhunderts geboren und zu einem gottseligen Leben erzogen. Wegen seiner ausnehmenden Talente wurde er für die wissenschaftliche Laufbahn bestimmt. Sein frommes Gemüth fand jedoch nur im Umgang mit Gott seine Nahrung und seine Ruhe.

David war noch in seinen Jünglingsjahren, als der heilige Franziskus dreißig von seinen Jüngern unter der Anführung des begeisterten Cäsarius von Speyer nach Deutschland sandte, und als einige derselben in Augsburg sich niederließen. Der heilige Wandel und der große Eifer, womit diese heiligen Männer Seelen zu gewinnen bemüht waren, machten auf den frommen David einen mächtigen Eindruck. In der Genossenschaft dieser Männer wollte er leben. Nach ihrem Beispiele wollte er in Armuth und Gottseligkeit dem

Herrn dienen und zum Heile der armen Menschen mitarbeiten. Er bat um Aufnahme in den Orden, und erhielt das Ordenskleid. Bald zeichnete er sich durch gründliche Kenntnisse und vortreffliche Lehrgabe, so wie durch Uebung der christlichen Tugenden so aus, daß ihm seine Obern die Lehrstelle der Theologie übertrugen und ihm die geistliche Bildung und Leitung der Novizen anvertrauten. Diese Aemter versah er zuerst in Regensburg, dann von 1243 an zu Augsburg. Einer seiner ausgezeichnetsten Schüler war Berthold von Regensburg, dem er seinen „Unterricht für die Novizen" und andere seiner Bücher widmete. Außerdem ward David berühmt als Prediger. Wir haben noch Predigten voll Salbung und Kraft von ihm. Sie gehören zu den besten, die wir aus jener Zeit besitzen, und haben große Verwandtschaft mit den geistvollen Reden seines großen Vorbildes, des Franziskus von Assisi. Außerdem schrieb er mehrere belehrende und erbauliche Schriften in deutscher Sprache. „Sie sind Geistesblüthen und Früchte der schönsten und edelsten Art, voll Reiz und Zauber einer klangvollen Sprache, voll Hoheit der Gesinnung und Tiefe des Gemüths, voll Milde und Demuth christlicher Frömmigkeit, wie kaum je etwas Schöneres und Edleres zu Tage gekommen ist. Seine Rede glich einer mildstrahlenden Flamme voll stiller und tiefer Gluth." Außerdem haben wir noch vier lateinische Schriften von ihm. Sie athmen denselben tiefinnern Geist, wie die Schriften seines Ordensbruders, des heiligen Bonaventura. Er starb zu Augsburg am 15. Nov. 1271. Einige geben ihm die Bezeichnung „selig". Seine Schriften hat man erst in der neuesten Zeit wieder kennen und würdigen gelernt.

(Pfeiffer. Braun. Heiligenlexikon.)

---

157. Der selige Berthold von Regensburg.

(13. Dezember) † 1272.

Der Familienname dieses ehrwürdigen Predigers war Lech oder Lechs, sein Geburtsort wahrscheinlich Augsburg. Die Zeit seiner Geburt kann auch nicht genau angegeben werden. Wie der gottselige David von den Jüngern des heiligen Franziskus mächtig angezogen worden war, eben so ward dieser fromme und geistreiche David das Vorbild für unsern Berthold. Von ihm wurde er in jener himmlischen Weisheit unterwiesen, in der man die Eitelkeit alles Vergänglichen und den unendlichen Werth der unsterblichen Seele erkennt. Durch ihn wurde er eingeweiht in die Geheimnisse des geistigen Lebens und angeeifert zu jener Opferwilligkeit, die nicht bloß Hab und Gut, sondern selbst Leib und Leben dem Dienste Gottes weiht, zum Heile unsterblicher Seelen.

Im Jahre 1229 war in Regensburg ein Kloster des Ordens vom heiligen Franziskus errichtet worden. Dahin kam Berthold, nachdem er durch seinen Lehrmeister David selbst zum Lehrer des geistigen Lebens war gebildet worden. Hier verlebte er einige Zeit in gottgeweihter Zurückgezogenheit, ehe er ausgesendet wurde, den verschiedenen Völkern das Evangelium des Friedens zu verkünden. Darum nannte man ihn in der Folge überall, wo er hinkam, den Bruder Berthold von Regensburg.

Wann der ehrwürdige Mann seine Mission als Prediger begonnen habe, weiß man nicht. Im Jahre 1249 trat er in Pfeffers als Prediger auf. Wahrscheinlich war er auf einer Reise nach Italien dahin zurückgekommen. Seine Predigten machten einen solchen Eindruck, daß man sein Auftreten als ein außerordentliches Ereigniß in die Jahrbücher

des Klosters eintrug. Von dieser Zeit an hatte er nirgend mehr eine bleibende Stätte. Er durchzog alle deutschen und auch slavische Länder, um das Evangelium zu verkünden, und das ganz irdisch und fleischlich gewordene Christenvolk zur Buße zu erwecken. Bald finden wir ihn in Schwaben, bald in Böhmen und Mähren, dann wieder in Thüringen und Bayern und Ungarn. Die Chroniken aller größern Städte und Klöster berichten von dem gewaltigen Eindruck, den Bruder Berthold durch seine Predigten auf die Leute gemacht hat. Man erzählt von 60,000 und 100,000 Zuhörern, die sich um ihn sammelten. Die größten Tempel konnten die Leute nicht mehr fassen. Da machte Berthold Gebrauch von der päpstlichen Erlaubniß, unter freiem Himmel das Volk versammeln und an dasselbe predigen zu dürfen. Und nun erscholl sein mächtiges Wort von Hügeln und Bäumen, von Wällen und für den Augenblick erbauten Kanzeln. Bei Glatz hieß noch lange eine Linde, von der aus er gepredigt hatte, die Bertholdslinde. Um zu erkennen, welches die rechte Stellung für ihn sei, um von seinen Zuhörern verstanden zu werden, band er eine Feder an einen Faden, und wohin der Wind sie zog, dahin ließ er die Leute sich lagern.

Seine Predigten, die auf uns gekommen sind, zeichnen sich aus durch Einfalt und Lebendigkeit und Kraft. In ihnen findet man keine Kunst, wie bei eigentlichen Rednern. Ueberall die einfachsten Gedanken, die von Jedem verstanden werden und wie Prophetenwort ins Herz eindringen. Die nächstliegenden Bilder aus der Natur, die den Redner und die Zuhörer umgibt, werden zur Versinnlichung der ewigen Wahrheiten und zur Begründung der göttlichen Anforderungen mit bewunderungswürdiger Weisheit gebraucht. Die Haupt-

sache ist der Geist des Predigers selbst, der unmittelbar auf die Zuhörer einwirkt. Darum erfuhren nicht bloß Deutsche, in deren Sprache Berthold predigte, sondern auch Böhmen und Ungarn die Kraft seiner Rede, und wurden erweckt zur Buße, obgleich sie die Sprache des Predigers nicht verstanden.

Gerade in diesen nichtdeutschen Ländern offenbarte sich die Wirksamkeit dieses gottseligen Mannes selbst nach seinem Tode noch am herrlichsten. Unzählige wurden aus ihrem Sündenschlafe aufgerüttelt und im Innersten ihrer Seele erschüttert. Verjährte Feindschaften wurden nach seinen Predigten aufgehoben, fremdes Gut zurückgegeben, und begangenes Unrecht wieder gutgemacht. Als Bruder Berthold einst gegen das Laster der Unzucht predigte, wurde ein schuldbewußtes Weib von einem so mächtigen Reueschmerz ergriffen, daß sie augenblicklich hinsank und starb. Der ernste Bußprediger, der, wie der gerechte Gott, nicht den Tod des Sünders wollte, sondern daß er sich bekehre und lebe, kniete vor der Leiche auf die Erde nieder, forderte alle Gegenwärtigen zum Gebete für die Unglückselige auf und betete, daß Gott sich ihrer Seele erbarmen wolle. Das Weib kam wieder zum Leben, beichtete ihre verborgenen, immer verschwiegenen Sünden, und gab grausenhaften Bericht über das Loos der Unbußfertigen bei dem Scheiden aus diesem Leben. Dieß war indessen nicht das einzige Wunder, das der Herr zur Beglaubigung der außerordentlichen Sendung seines Dieners wirkte.

Außer der Macht seiner Rede und des großen Rufes seiner Wundergabe war es noch besonders die Gabe der Weissagung, die ihm ein so großes Ansehen unter dem Volke gab. Dem Burgherrn von Andechs weissagte er die bald

darauf erfolgte Zerstörung seines Schlosses. Ueber Böhmen verkündete er Unglück und Zerstörung, und die nächste Zukunft zeigte die Wahrheit seiner Prophezeiung. Auch im Allgemeinen verkündete er das Einbrechen der Strafgerichte Gottes über die unbußfertigen Sünder. Ueberhaupt finden wir in den spärlichen Nachrichten, die uns über diesen Mönch aufbehalten sind, eine auffallende Aehnlichkeit mit der Wirksamkeit des heiligen Severin, wie sie uns sein treuer Jünger Eugippius so treu geschildert hat. Die Zeiten des Erstern hatten auch große Aehnlichkeit mit den Zeiten des Letztern. (Siehe oben Nr. 14). Ein altdeutsches Gedicht aus dem 14. Jahrhundert erinnert an Bertholds Weissagungen, und beklagt deren Erfüllung. „Was Bruder Berthold einst sprach vor manchem Jahr, ist Alles wahr. Bruder Berthold that Gott große Wunder kund; durch seinen Mund red't Gott vom Himmelreiche."

Gegen das Ende seines Lebens hielt sich der gottselige Diener Gottes wieder in Regensburg auf. Als im Jahre 1271 sein Lehrer, David, in Augsburg starb, stand Berthold auf der Kanzel und predigte. Plötzlich hielt er mitten in der Predigt inne, empfahl die Seele des Verstorbenen seinen Zuhörern, und sprach zu dessen Lob die Worte aus dem Hymnus eines Bekenners: „Fromm und weise, demüthig und in strenger Zucht führte er ein nüchtern Leben ohne Makel, so lange des Lebens Odem seinen Leib belebte." Dann fuhr er wieder in seiner Predigt fort, als wäre nichts geschehen.

In allen Ländern, in denen Berthold auftrat, stand er im Rufe eines Propheten. Man nannte ihn einen zweiten Elias und nahte sich mit heiliger Ehrfurcht seinem Predigtstuhle. In Thüringen erklärten glaubwürdige Zeugen, sie

hätten während seiner Predigten goldene Kronen über seinem Haupte schweben gesehen, und die Worte, die er gesprochen, seien wie brennende Fackeln von seinem Munde ausgegangen. Der Ruf dieses ausgezeichneten Predigers und seiner segenvollen Wirksamkeit kam selbst vor den Papst. Derselbe gab ihm die Vollmacht, seinen Zuhörern nach jeder Predigt einen Ablaß von mehreren Tagen zu ertheilen.

Endlich starb Berthold zu Regensburg, am Feste der heiligen Luzia 1272, und wurde in der Franziskanerkirche daselbst, an der linken Seitenmauer, gegen die Ostgasse hin, begraben. Sogleich nach seinem Tode wurde er wie ein Heiliger verehrt. Leute aus Böhmen und Ungarn, und aus all den Ländern, in denen er durch seine Predigten das Volk zur Buße und zu einem christlichen Leben erweckt hatte, wallfahrteten zu seinem Grabe. Ueber demselben stand die kurze Inschrift: „Im Jahr 1272 am 14. Christmonat ist gestorben Bruder Bertholdus, ein fürtrefflicher Prediger. Hier liegt er begraben.“ In den spätern Zeiten scheint man seiner wenig mehr geachtet zu haben, und in der letzten Zeit hat man auch das Grabdenkmal zerstört. Dagegen lernt man die kostbaren Schätze des Geistes, die in seinen Predigten verborgen liegen, immermehr kennen und würdigen. Die geistige Fackel, die einst in Deutschland und in andern Ländern das Feuer heiligen Eifers für Gott und seine Kirche angezündet, leuchtet auch jetzt noch in den neu gedruckten Predigten, und entflammt die Leser derselben mit einer innern Gluth, wie es nur die Schriften der heiligen Bücher vermögen.

(Katholik. Schröbl. Heiligl.)

---

158. Der selige Albert der Große, Bischof.

(Den 15. November) † 1280.

In dem schwäbischen Städtchen Lauingen lebte zur Zeit, da die Hohenstaufen in Deutschland regierten, eine adelige Familie, die von dem Schlosse Bollstatt ihren Namen hatte. Diese Familie war sehr reich, und wurde besonders berühmt durch einen Sprößling derselben, der den Namen „Albert“ erhielt. Dieser wurde um das Jahr 1193 geboren und später „der Große“ genannt.

Albert hatte noch einen jüngern Bruder, Namens Heinrich, der sich wie er selber dem Ordensleben widmete, und später als Prior eines Klosters des Predigerordens in Würzburg starb. Beide genoßen von Kindheit auf eine sorgfältige Erziehung. Sie wurden im göttlichen Gesetze unterrichtet und in den Anfängen der Wissenschaften unterwiesen.

Albert gab bald Andeutungen dessen, was aus ihm werden sollte. Statt den muthwilligen Ergötzungen seiner Altersgenossen sich hinzugeben, hatte er seine Freude am Kirchenbesuch und am Psalmengesang. Den Geistlichen sich anschließend, sang er mit ihnen die heiligen Hymnen und die göttlichen Psalmen. Zugleich las er die römischen Schriftsteller und prägte ihre Aussprüche seinem Gedächtnisse ein. So lernte er göttliche Weisheit und menschliche Wissenschaft, und wurde vorbereitet zu einem tüchtigen Lehrer der Kirche.

Ungeachtet aller Aussichten auf Ehre und Ansehen vor den Menschen, die dem Sohne eines kaiserlichen Hofbeamten offen standen, wählte der fromme und talentvolle Albert das zurückgezogene Leben, in dem er sich ganz dem Studium und den Uebungen der Frömmigkeit widmen konnte. Er begab sich nach Padua an die dortige Hochschule, die dazumal

gegen 10,000 Schüler zählte und durch die Pflege der freien Künste sich vor allen andern Hochschulen auszeichnete. Albert machte in allen Wissenschaften treffliche Fortschritte, und verlegte sich mit besonderm Fleiße auf das Studium der Naturwissenschaften. Zeugniß von seiner umfassenden und gründlichen Naturkenntniß geben alle seine Schriften.

Das Höchste seines Strebens war die himmlische Weisheit, deren Anfänge im Glauben gegeben sind, deren Vervollkommnung im Studium der geoffenbarten Wahrheiten gewonnen wird. Albert wendete sich also dieser heiligen Wissenschaft, der Theologie, zu. Der späteren Legende zufolge soll es dem Seligen im Anfange seiner höhern Studien sehr hart ergangen sein. Was er heute gelernt, war ihm morgen wieder entschwunden. Was er heute zu erfassen glaubte, war ihm morgen wieder in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Da wollte er in einer trüben Stunde im höchsten Mißmuth über seinen Stumpfsinn und die Unbildsamkeit seines Geistes den Entschluß fassen, den Studien ganz Lebewohl zu sagen und nach Hause zurückzukehren. Doch plötzlich war das Gemach, in dem er sich befand, wunderbar erhellet. Er sah drei Jungfrauen in wundervollem Glanze vor sich stehen. Eine derselben fragte ihn mit größter Freundlichkeit über die Ursache seines Mißmuthes. Er gab die Stumpfheit des Geistes bei seinen Studien als die Ursache an. Da tröstete diese den Trauernden und ermahnte ihn, ihre Herrin um Gewährung seiner Wünsche anzuflehen. Wunderbar ermuthiget durch diese Rede, nahte sich Albert der Himmelskönigin. Und als diese ihn um sein Begehren fragte, bat er sie fußfällig um umfassende Kenntniß der Weltweisheit. Darauf antwortete ihm die heilige Jungfrau voll Milde: „Wohlan, du sollst deines Wunsches Gewährung erlangen und bald solche Fortschritte

machen, daß du nicht deines Gleichen in der Philosophie haben wirst. Ich werde dich immer beschützen und nie zugeben, daß du durch die Schlingen der Sophisten verstrickt werdest, vom Wege des reinen Glaubens abirrest und zu Grunde gehest. Damit du aber erkennst, daß du deine Wissenschaft nicht der Anstrengung deines Geistes, sondern meiner Huld verdankest, so wirst du noch vor deinem Tode all dieser Kenntnisse wieder beraubt werden."

Diese Sage erhält durch die Nachricht von den vieljährigen Studien des Albertus zu Padua einige Wahrscheinlichkeit. Die Anfänge der Wissenschaft schienen ihm sehr schwer, der Weg schien für seine zarten Füße zu dornig. Doch durch rastlose Mühe siegte er. Sein Geist war wie der Marmor, der sich nur schwer zu Figuren umgestalten läßt, aber sie dann um so dauerhafter festhält.

Ungefähr zehn Jahre verweilte Albert in Padua. Daselbst hatten sich seit 1217 Jünger des heiligen Dominikus angesiedelt und ein Kloster des Predigerordens gegründet. Mit den gelehrten und frommen Männern dieses Ordens und mit andern Geistesmännern verkehrte der fromme Studierende gar häufig, und unter ihrer Leitung gewann er eben so ein Leben christlicher Vollkommenheit, wie er unter der Leitung seiner Lehrer Fortschritte in der Wissenschaft machte. Letztere waren der Art, daß ihn am Ende seines Aufenthaltes an der Hochschule sowohl die Lehrer als die Mitstudierenden „den Weisen" oder „den Philosophenmeister" nannten.

Am Ende seiner Studienzeit angelangt, sollte sich Albert jetzt für seinen künftigen Beruf entscheiden. Die Welt mit ihren Eitelkeiten, das Weltleben mit seiner Lüderlichkeit und mit seinen Befehdungen und Kämpfen war ihm bisher ferne und ein Gegenstand des Abscheues geblieben. Er hatte alle

Zeit seinen Studien und seinem Gott geweiht, und dadurch bei allen äußeren Wirren den innern Frieden bewahrt. Bei dem entscheidenden Schritte für seine ganze Lebensdauer nahm er seine Zuflucht zum Gebete. Wie er nun eines Tages in der Dominikanerkirche, vor dem Bilde der Gottesmutter knieend, die Angelegenheiten seiner Berufswahl im Gebete dem Herrn und seiner heiligen Mutter empfahl, vernahm er die Worte: „Albert, fliehe die Welt und trete in den Orden der Prediger, den ich von meinem Sohne zum Heile der Welt erfleht habe. Dort strebe, den Vorschriften der Regel folgend, eifrig nach Wissenschaft, und Gott wird dich mit einer solchen Fülle von Weisheit bereichern, daß die ganze Kirche wird durch die Bücher deiner Gelehrsamkeit erleuchtet werden."

Von diesem Augenblicke an war er entschlossen, die gefahrvolle Welt ganz zu verlassen und in den sichern Port des Ordenslebens zu fliehen. Bisher war er unter der Obhut seines Oheims gestanden und hatte in dessen Hause zu Padua gelebt. Dieser Oheim hegte bezüglich seines Neffen ganz andere Absichten. Der Neffe sollte auf der Laufbahn der Welt Ehren und Ruhm erwerben. Für eine höhere Auszeichnung und für jene Ehre, die vor Gott gilt, hatte der Oheim keinen Sinn. Das Leben in der Zelle war ihm etwas Niedriges und Gemeines. Darum ward nun dem Albert der Umgang mit den Predigermönchen verboten und Alles aufgewendet, ihn von dem entscheidenden Schritte abzuhalten.

Gerade zu dieser Zeit war der General des Prediger-Ordens, der selige Jordan, nach Padua gekommen. Er war der Nachfolger des heiligen Dominikus, und wie dieser ausgezeichnet durch himmlische Weisheit und Gottseligkeit. Sein ganzes Wesen war Freundlichkeit und Liebe. Er hatte eine

ausgezeichnete Gabe, die Leute an sich zu ziehen und für den Orden zu gewinnen. Mehr als tausend Jünglinge hat er zu Bologna und Paris aus dem Netze der Welt herausgezogen und für den noch jungen Prediger-Orden gewonnen. Als er zu Padua auftrat und das Wort des Heils verkündete, strömten unzählige Jünglinge von der Hochschule zu der Dominikanerkirche, um seine Predigten zu hören. Unter diesen war auch Albert. Durch eine Predigt über die Ränke und Tücke der Welt, wodurch sie die Seelen Christo entreisse und der Hölle zusende, wurde er so erschüttert, daß er augenblicklich den Entschluß faßte, sein Vorhaben auszuführen. Kaum war die Predigt beendigt, eilte er zur Klosterpforte, warf sich dem seligen Jordan zu Füßen, rief aus: „Ihr habt mir in mein Herz geschaut!“ und bat inständig um Aufnahme in den Orden. Jordan nahm ihn mit Freuden auf und gab ihm das Ordenskleid. Dieß geschah im Jahre 1223. Er wurde in das Kloster nach Bologna gesendet, um daselbst seine theologischen Studien fortzusetzen.

So nun in den Garten Gottes verpflanzt, war der junge Krieger voll heiliger Glut bemüht, die Reinheit der Seele zu bewahren, sich ganz dem Studium zu weihen, und von Tugend zu Tugend zu schreiten. Seine Studien betrieb er mit unermüdetem Eifer. Er bekennt selbst, er sei immer durch die heilige Jungfrau angetrieben worden zu eifrigem Studium. Was er nicht durch Studieren gefunden, das habe er durch das Gebet erlangt. Und da er einmal mit besonderer Inbrunst um Erleuchtung betete, sei ihm die heil. Jungfrau erschienen, habe ihm Trost zugesprochen, ihn zur Ausdauer in seinem Streben nach Wissenschaft und Tugend ermahnt und ihm verheißen, daß seine Wissenschaft ihn nicht dem reinen Glauben entfremden werde.

Durch unabläßigen Eifer im Studium und durch stetes Gebet machte Albert auch in Bologna in jeder Beziehung wunderbare Fortschritte. Er war es gewöhnt, immer zum Schirme des Gebetes seine Zuflucht zu nehmen, und die geistigen Flügel nach dem Rathe des Propheten zuerst mit frischen Federn zum Fluge zu versehen. Sowohl was Tiefe, als was Umfang des Wissens betrifft, war er bald allen seinen Mitschülern voran. Das Dunkelste schloß sich ihm auf, und keine Schwierigkeit vermochte seine Wißbegierde zu hemmen. Sein Hauptstudium war das der heiligen Schrift. Mit diesem Studium befaßte er sich mehrere Jahre ganz allein. Daran schloß sich das Studium der Glaubens- und Sittenlehre nach dem Buche des Petrus Lombardus. Während dieser Studien las er die Schriften der heiligen Väter. Er machte sich insbesondere mit den lateinischen Lehrern der Kirche innigst vertraut. Selbst in seiner äußern Erscheinung sah man den echten Liebhaber der Weisheit. Nicht nach zeitlichem Ruhme ging sein Streben, sondern einzig nach der Weisheit. Er war bemüht, die Blüthen aller Tugenden in dem Garten seines honigsüßen Herzens zu sammeln. Endlich wurde er zum Lohne seiner Tüchtigkeit und seiner Wissenschaft, wodurch er sich vor allen Brüdern auszeichnete, von seinem Obern zu Lektor ernannt und nach Köln, der berühmten Metropole Deutschlands, gesendet. Diese Rückkehr in die deutsche Heimath geschah zwischen den Jahren 1228 bis 1230.

Nach Köln waren die Dominikaner schon im Jahre 1221 von Paris her gekommen. In der Nähe der erzbischöflichen Kirche hatten sie ein Hospitium und eine der heiligen Magdalena geweihte Kapelle erhalten. Der Vorstand der kleinen Genossenschaft war Heinrich, der, mit dem seligen Jordan

befreundet, schon zu Paris ein Liebling des Volkes gewesen war. Die Brüder lebten ihrer Regel gemäß in heiliger Armuth, und gewannen gar bald das allseitige Vertrauen des Volkes. Schaarenweise sammelte sich das Volk um sie, ihre Predigten anzuhören. Einige Weltgeistliche beklagten sich darüber beim Erzbischof Engelbert, daß die fremden Ordensmänner dieß fremde Aerntefeld beträten, durch ihren Feuereifer die Herzen der Gläubigen gewännen und sie den andern Seelsorgern entfremdeten. Der fromme Oberhirte ließ sich nicht beirren, sondern antwortete ihnen: „So lange wir nur Gutes sehen, laßt sie nur gewähren." Auf die Befürchtung, daß eine Prophezeiung der heiligen Hildegardis sich erfüllen möchte, nach welcher durch Mönche die Geistlichen in Gefahr, die Stadt aber in Bedrängniß kommen werde, antwortete der weise Erzbischof: „Wohlan, wenn es eine göttliche Prophezeiung ist, so muß sie auch erfüllt werden."

Nach dem Tode des Priors Heinrich ward Bruder Leo zum Prior erwählt. Unter diesen heiligen Männern begann Albert sein Lehramt. Mit ihm beginnt der Ruhm der Kölner Schule. Allein er konnte nicht immer daselbst bleiben. Auch in andere Städte, in denen Klöster seines Ordens gegründet waren, wurde er auf einige Zeit als Lehrer berufen. Er lehrte in Hildesheim, in Strasburg, in Freiburg, in Regensburg und selbst in Paris. Wo er auftrat, erweckte er den Eifer zum Studium und reizte er die tüchtigsten der Brüder zur Nacheiferung. In Regensburg zeigt man noch den Saal und Lehrstuhl des großen Lehrers. Ausgerüstet mit gründlichen philosophischen Kenntnissen lehrte er Mathematik, Astronomie und Philosophie.

Im Jahre 1243 wurde er wieder nach Köln zurückberufen. Er mußte jetzt die Leitung der damals schon in-

Blüthe stehenden Ordensschule übernehmen. Hier fand er unter seinen Schülern den größten Gottesgelehrten, der bald einen ausgezeichneten Ruf erlangte, den heiligen Thomas von Aquin.

Derselbe stammte aus dem hochadeligen Geschlechte der Grafen von Aquino in Kalabrien, war im Jahre 1226 ge-



boren, und Anfangs von den Benediktinern auf Monte Cassino unterrichtet worden. Nach einem harten Kampfe gegen den Willen seiner Eltern und Verwandten konnte er endlich in Ruhe und Frieden sein Ordensgewand tragen und seinem heiligen Streben im Orden des heiligen Dominikus folgen.

Im Oktober des Jahres 1244 wanderte Thomas als Begleiter des Generalobern Johannes nach Köln, um zu den Füßen des großen Lehrers Albertus die göttlichen und die menschlichen Wissenschaften zu studieren. Albert lernte bald die ausgezeichneten Gaben des neuen Schülers kennen, und gewann ihn außerordentlich lieb. Er behielt ihn stets in seiner Nähe, theilte ihm Alles mit, was er in seinen Forschungen gewonnen hatte, nahm ihn als Begleiter mit, wenn er in andern Städten als Lehrer auftreten mußte, und übertrug ihm vielfältig das Lehramt an seiner Stelle. Wie die Sonne ihr Licht dem Monde mittheilt, so übertrug Albert seine Wissenschaften auf Thomas. Dieser aber war unabläßig bemüht, den Mantel der Gelehrsamkeit von seinem Meister zu erben.

Nachdem diese zwei Lichter der Kirche ein Jahr lang miteinander in der Schule zu Köln geleuchtet hatten, wurden sie im Jahre 1245 durch einen Ordensbeschluß nach Paris versetzt. Dort hatten die Dominikaner schon seit 1228 Lehrstühle an der Universität erhalten, und es war dem Orden daran gelegen, diese Stühle mit tüchtigen Lehrern zu besetzen. Albert kam hin als Lehrer, Thomas zum Theil als Lehrling seines großen Meisters, von diesem aber schon als ebenbürtiger Meister behandelt. Von allen Seiten kamen Männer herbei, den großen Meister Albert zu hören. Fürsten und Bischöfe, Prälaten und Grafen, Arme und Reiche, Weltliche und Geistliche sammelten sich um seinen Lehrstuhl. Der Zudrang war so groß, daß er zuletzt im Freien seine Vorträge halten mußte. Seine Aussprüche galten als göttliche Entscheidungen.

Nur drei Jahre dauerte dieser gesegnete und ruhmvolle Aufenthalt unsers Albertus zu Paris. Im Herbste des

Jahres 1248 kehrte der große Lehrer einem Ordensbeschlusse zufolge wieder nach Köln zurück. Hier war er wieder Allen Alles. Aus allen Gauen sammelten sich Mönche und Weltleute um ihn, seine Weisheit zu hören und an seinem frommen Beispiele sich zu erbauen. Denn der größte Lehrer war zugleich der frömmste Mönch. Täglich betete er sämmtliche Psalmen. Hatte er seine wissenschaftlichen Vorträge beendigt, so gab er sich der Beschauung und heiligen Betrachtungen hin. Dieß wußten alle seine Schüler, und so ward er ihnen nicht allein ein Lehrer der Wissenschaft, sondern auch das Vorbild eines heiligen Lebens. Und so ist es kein Wunder, daß die Worte seiner übermenschlichen Wissenschaft die Herzen mehr entzündeten, als die anderer Lehrer; denn seine Worte waren Ergüsse aus dem Born der Andacht, den wir so häufig in seinen Schriften sprudeln sehen.

Wie Albertus bemüht war, die Früchte seiner gelehrten Forschungen auch dem Volke mitzutheilen und allgemein nützlich zu machen, wie er die gefundenen Wahrheiten zur Entflammung der Frömmigkeit in Andern zu verwenden suchte, sehen wir daraus, daß er den Inhalt der Sentenzen (der Glaubens- und Sittenlehren) in Gebetsform gebracht hat. Auch die Evangelien des Herrn hat er kurz erklärt und dann in Gebete verwandelt, damit zugleich der Verstand erleuchtet und die Seele zum Lobe Gottes entflammt werde. Ebenso hat er sich in den Litaneien nicht auf die gewöhnlichen Namen und Gebetsformulare beschränkt, sondern sie vermehrt und Gebete zu einzelnen Heiligen gemacht, die nicht durch viele Worte, sondern durch kräftigen Inhalt sich auszeichnen.

Alle seine Arbeiten unternahm er um des Herrn willen. Er wollte nicht als unnützer Knecht sein Talent vergraben. Aber alle seine Werke waren gering in seinen eigenen Augen.

Er demüthigte sich wegen derselben vor Gott und bat in derselben Demuth seine Brüder, sie möchten ja doch die Schärflein der Wittwe, wie er die von ihm geschriebenen Predigten nennt, nicht verachten und ihm nicht zürnen, daß er als Armer nur Widderfelle und Ziegenhaare zum Opfer bringe.

Während eines Aufenthaltes von 10—15 Jahren zu Köln schrieb der Selige eine Menge Werke philosophischen Inhaltes, insbesondere über die Geheimnisse, die in der Natur liegen, und die er mit seinem forschenden Geiste erfaßte und mit bewunderungswürdigem Scharfsinn erklärte, dann aber auch über die göttlichen Geheimnisse, wie sie in den Schriften des sogenannten Dionysius Areopagita in Dunkel eingehüllt vorgetragen werden. Tag und Nacht war sein Geist mit der Erforschung der geheimnißvollen Wahrheiten beschäftiget, und einmal wurden ihm selbst im Traume Aufschlüsse über schwere Stellen gegeben, deren Enträthselung ihm vorher unmöglich geschienen hatte.

Die außerordentlichen Kenntnisse in allen natürlichen und übernatürlichen Dingen, die Albertus besaß, gaben in späterer Zeit zu allerlei märchenhaften Sagen Veranlassung. Ihm sollen vier heilige Männer, welche ihm in seinem Gebete zur Mutter Gottes erschienen, den Grundriß zum Bau des Kölnerdomes gegeben haben. Dann soll er Anfangs Jänner den König Wilhelm von Holland in einen blühenden Garten geführt haben, in dem die lieblichsten Frühlingslüfte wehten und die verschiedenartigsten Vögelein sangen. Auch eine menschliche Figur, die sich bewegen und einige Worte sprechen konnte, soll er kunstreich gefertiget haben; sein Schüler Thomas aber habe dieses Gebilde, vor dem ihm graute, zerschlagen, und so in einem Augenblicke die dreißigjährige Mühe seines Meisters vernichtet. Noch andere Sagen, die

von einer ausgezeichneten Kenntniß und Kunstfertigkeit des Seligen ein Zeugniß geben, kamen in Umlauf, gestalteten sich aber allmälig so, daß man den großen Diener Gottes für einen Zauberer hielt.

Im Jahre 1254 wurde der selige Albert auf einem Provinzialkapitel des Dominikanerordens zum Provinzial des Ordens in Deutschland erwählt. Er mußte nun seine geliebte Zelle und seinen Lehrstuhl verlassen und alle Klöster seines Ordens in ganz Deutschland und in allen Gebieten, über die sich die deutsche Provinz erstreckte, besuchen und das klösterliche Leben in denselben überwachen. Er war selbst das Vorbild eines echten Ordensmannes. Obwohl im Alter schon sehr vorgerückt, machte er doch seine Visitationsreisen, mit dem Stab in der Hand, zu Fuß. Er wanderte ohne Reisegeld, wie es die Regel vorschrieb. Wo es nothwendig war, bettelte er mit seinen Begleitern den nothwendigen Lebensbedarf von Thür zu Thüre. Gott ließ nicht zu, daß sein treuer Diener in seinem Vertrauen zu Schanden wurde. Immer erhielt er das Nothwendige. Zum Danke für die genossene Gastfreundschaft hinterließ er den Klöstern bei der Abreise Bücher, die er während seines Aufenthaltes im Kloster selbst schrieb. Die Brüder sollten dadurch zum wissenschaftlichen Streben angeeifert werden. Nicht einmal die von ihm geschriebenen Bücher sah er als sein Eigenthum an. Dieselbe Armuth verlangte er aber auch von seinen Mitbrüdern. Darum schrieb er in einer Verordnung an sämmtliche ihm untergebene Klöster: „Damit das Laster des Eigenbesitzes, das unserm heiligen Gelübde der Armuth so sehr entgegen ist, sich nicht einschleichen kann, so verordne ich, daß keiner der Brüder Geldstücke oder sonst etwas besitze, das er nach seinem Gutdünken für sich oder für Andere verwenden könnte. Dieß

darf auch dann nicht geschehen, wann der Obere es weiß, wo so ein Geld oder Gut ist, und wozu es ausgegeben wird. Wer immer dagegen handelt und ohne Wissen der Obern etwas ausgibt oder zurückbehält, den werde ich als einen Eigenthumsbesitzer betrachten und als Verletzer unserer Regel nach den Gesetzen bestrafen."

Als man einst bei einem Laienbruder nach seinem Tode Geld und Kleider fand, die er ohne Wissen seines Obern gehabt hatte, wurde durch einen Ordensbeschluß erklärt, der Leichnam des Verstorbenen müsse wieder ausgegraben und in ungeweihter Erde bestattet werden. In solcher Strenge wurde der Wille des heiligen Stifters Dominikus bezüglich der heiligen Armuth erfüllt.

Auf dem Kapitel zu Worms wurde in dieser Beziehung beschlossen: „Wer innerhalb der Grenzen (unserer Provinz) das Predigtamt ausübt, darf sich zum Reisen durchaus keines Wagens bedienen und ohne hinreichenden Grund darf er auch nicht mit einem Andern auf dem Wagen fahren. Hinreichender Grund zur Ausnahme wäre dann, wenn der Weg durch eine Wildniß führte, wo es keine Herbergen und keine Lebensmittel gibt, oder wenn man zu einem Kranken gerufen wird, und Gefahr auf Verzug ist, oder wenn man einen Bruder, der draußen erkrankt ist, in einem Wagen nach Hause begleiten muß, oder wenn ein dringender Ruf von einem Fürsten ergeht, und man sich zu beeilen hat, ihm Folge zu leisten. Wer dagegen handelt, der erhalte für jeden Tag in Mitte der Brüder die Disciplin und faste, auf der Erde sitzend, bei Wasser und Brod."

Wie strenge diese Verordnungen gehandhabt wurden, davon zeugen die Strafurtheile, welche das Ordenskapitel im Jahre 1255 zu Augsburg aussprach. „Dem Prior von

Rheims legen wir wegen Fahrens und wegen unberechtigter Aufnahme zweier Brüder als Buße auf, daß er sieben Tage bei Wasser und Brod faste, fünfmal den Psalter bete und fünfmal Geißelung aushalte. Der Prior von Minden soll fünf Tage bei Wasser und Brod fasten, fünf Messen lesen, dreimal den Psalter beten und dreimal Geißelung leiden, weil er reitend zum Kapitel kam. Die Brüder zu Trier sollen zur Strafe für die unerlaubte Einführung mehrerer Frauenspersonen in ihren Chor, in ihr Kloster, in den Garten und in die Werkstätte, drei Tage bei Wasser und Brod fasten, dreimal den Psalter beten und dreimal der Geißelung sich unterziehen. Ebenso sollen die Brüder, welche in diesem Jahre zu Wagen oder zu Pferd zum Kapitel gekommen sind, oder sonst ohne Noth und Erlaubniß fahren und reiten, für ihre schwere Schuld bestraft werden."

Mit solchem Ernste drang der selige Albert auf pünktliche Befolgung der Klosterregel; denn er wußte gar wohl, daß wer im Kleinen nicht getreu ist, auch im Großen nicht getreu sein wird. Zudem war das gewissenhafte Halten der Armuth in diesem Orden etwas Wesentliches und Großes, und wie sich in der Folge gezeigt hat, die Bedingung seines Bestehens.

Um dieselbe Zeit wurde ein Nonnenkloster nach der Regel des heiligen Dominikus zu Alvenshausen gegründet und durch den seligen Albert die klösterliche Zucht in demselben geordnet. Dieses Kloster erhielt später den Namen Paradies. Albert war gegenwärtig, als die edlen Jungfrauen das neue Haus bezogen und die ewigen Gelübde ablegten. Er erklärte ihnen die Regel und zeigte, wie sie durch treue Haltung derselben als Bräute Christi leben und ihr ewiges Heil sichern könnten. Dann schloß er sie zur

ewigen Klausur und zur Haltung der Regel ein, indem sie sangen: „Das Reich der Welt und alle Zier dieser Zeit hab' ich verachtet ob der brennenden Liebe meines Herrn Jesu Christi." Darauf ertheilte er ihnen noch den Segen. Einige Jahre später, da er schon Bischof war, weihte er auch die Kirche dieses Klosters ein.

In den Jahren 1254 und 1256 waren blutige Fehden zwischen den Bürgern von Köln und ihrem Erzbischof, Konrad von Hochstaden, ausgebrochen. Zweimal ward Albertus Vermittler des Friedens zwischen den Parteien, was ebenso von dem allgemeinen Vertrauen Zeugniß gibt, das man zu ihm hatte, als von seiner Weisheit, in der es ihm gelang, den Feindseligkeiten ein Ende zu machen.

Die segensreiche Wirksamkeit der Dominikaner und der mit ihnen in Liebe wetteifernden Jünger des heiligen Franziskus von Assisi erregte allmälig den Neid der Weltgeistlichen. Der Ruhm, den sich die Prediger-Mönche auf der hohen Schule zu Paris durch ihre Gelehrsamkeit und Lehrtüchtigkeit erworben, stellte die weltlichen Lehrer in Schatten und ward diesen ein Dorn im Auge. Es entspannen sich nun die bittersten Feindseligkeiten gegen die neuen Orden. Die höchste Auszeichnung derselben, nämlich ihre Nachfolgung des armen Lebens Jesu, ward als eine Verirrung des christlichen Lebens dargestellt. Die unermüdete Lehrthätigkeit der Brüder wurde als eine Verläugnung des Mönchslebens verleumdet. Durch solche Anschuldigung wollte man die ausgezeichneten Lehrer von der Universität Paris entfernen und der seelsorglichen Wirksamkeit der armen Mönche ein Ende machen.

Die Sache kam vor das Oberhaupt der Kirche. Der Papst ließ das Buch, welches die Klagen gegen die armen

Mönche enthielt, durch seine Räthe prüfen. Unter diesen war der selige Albertus, den der Papst eigens nach Anagni, wo er sich aufhielt, hatte rufen lassen. Unter ihnen war auch von Seite der Jünger des Franziskus der hocherleuchtete Lehrer Bonaventura. Das Buch der Klagen und Anschuldigungen wurde als ein irrthümliches und verläumderisches Werk erklärt und verbrannt. Freiwillige Armuth um Christi willen, wie sie die beiden Orden bekannten und übten, wurde als höhere Stufe des christlichen Lebens, wie sie in der Kirche immer gegolten hatte, in Schutz genommen und vertheidiget. Den Ordensmännern wurde das Recht, mit Erlaubniß der Bischöfe zu lehren und zu predigen, zuerkannt, und Lehren und Predigen wurde als ein Theil der Berufsthätigkeit diesen neuen Orden zur Pflicht gemacht.

An dem glücklichen Ausgange dieses Streites war der selige Albertus die Hauptursache. Er hatte die Sache der Wahrheit und des Rechtes mit so überzeugender Klarheit vertheidiget und gerechtfertiget, daß die Gegner theils eines Bessern überzeugt, theils doch zum Schweigen gebracht wurden. Viele von diesen Gegnern wurden nun die aufrichtigsten Freunde und Wohlthäter der neuen Orden, die man Bettel- oder Mendikanten-Orden nannte.

Während seines Aufenthaltes zu Anagni erklärte der selige Albert auf Befehl des Papstes und in dessen Gegenwart das Evangelium des heiligen Johannes mit einer solchen Gründlichkeit und Klarheit, daß Alle über die reichen Schätze seiner Wissenschaft und Gottseligkeit staunten. Auf diese Weise wies der heilige Lehrer alle Verdächtigung, die man gegen ihn und seinen Orden ausgestreut hatte, und die selbst bis nach Rom gedrungen war und daselbst Glauben gefunden hatte, in glänzender Weise ab und verschaffte sich selber

und seinen Brüdern ein unbedingtes Vertrauen von Seite der höchsten kirchlichen Obrigkeit.

Nach seiner Rückkehr aus Italien (1257) mußte Albert wieder Frieden stiften in dem fortwährend friedenlosen Köln; dann wurde ihm wieder die Obsorge über die deutsche Provinz übertragen. Als Provinzial entwarf er auf Befehl des Ordens-Generals in Verbindung mit Thomas von Aquin und mehreren Anderen aus den Brüdern einen Plan, nach dem die Studien im Orden geleitet und betrieben werden sollten. Bald darauf wurde Albertus der Last des Aufseheramtes enthoben und konnte sich eine Zeit lang ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmen. Dabei übte er sich in ausgezeichneter Weise in der Abtödtung des Fleisches und des eigenen Willens in pünktlicher Befolgung der strengen Regel. Manche Nächte brachte er im Gebete zu. Immer war er beschäftiget mit Lesen oder Schreiben, mit Lehren oder Beichthören. Nie hat ein Mann mit größerem Eifer das Gesetz des Herrn erfüllt, und nie ist je ein Diener des Herrn mit höheren Gnaden ausgerüstet worden, als er. Allein er rühmte sich dessen nicht, sondern schrieb Alles der Gnade des Herrn zu. Da er von tiefer Demuth erfüllt war, erkannte er gar gut den Geist des Hochmuthes, der auf dieser Stufe den Dienern Gottes sich nahen will; und mit aller Sorgfalt wich er den Geschossen des Feindes aus, um nicht durch die Dünste des Lobes von den Menschen in den Abgrund der Hölle niedergedrückt zu werden. Als Verächter aller Ehre vor den Menschen galt ihm die Infel und der Bischofsstab nicht mehr, als die Kapuze, der Sack und der Stab des Mönches. Er liebte in diesem Leben nichts, als Christum und die Gerechtigkeit, die von ihm kommt und vor ihm gilt.

Gegen das Jahr 1260 wurde der Bischof Albert I.

von Regensburg wegen seines unbischöflichen Lebens, wegen seiner Härte gegen die Untergebenen und wegen seiner Verschwendung des Kirchengutes von den Bürgern und den Geistlichen beim Papste verklagt. Papst Alexander IV. ließ die Sache untersuchen, erkannte die Anschuldigungen als wohlbegründet und setzte den Bischof ab. An seine Stelle sollte ein Mann kommen, der die Wunden, welche Albert I. der Kirche Regensburgs geschlagen hatte, wieder zu heilen vermochte. Der Papst kannte keinen tüchtigeren, als den weltberühmten Albertus, der im Gegensatze zu seinem gleichnamigen Vorfahrer in allen Dingen nicht sich selbst, sondern nur Christum und das ewige Heil der gläubigen Seelen suchte, und der bereit war, sich selbst zum Opfer zu bringen für die Kirche Gottes.

Der Papst erließ an Albertus ein Schreiben, in dem er ihm die Uebernahme dieses Bisthumes geradezu befahl, mit den Worten: „. . . . Die Kirche von Regensburg, die im Geistigen und im Zeitlichen vielfach zerrüttet ist, soll durch dich geheilt, und der Schaden soll durch deine eifrige Bemühung gehoben werden. Darum befehlen wir dir, daß du unsern, oder vielmehr Gottes Wünschen nachgebest, die Wahl annehmest und dich an jene Kirche begebest, um nach der von Gott dir verliehenen Klugheit die Leitung derselben segensreich zu besorgen. Und wir bitten zum Herrn, daß du, während du diese Kirche reformirst, mit Gottes Gnade auch selbst immer fortschreiten mögest (9. Jänner 1260).

Ein ähnliches Schreiben von Rom erging an den Dekan und an das Kapitel zu Regensburg, um den Neugewählten zu empfehlen. Jetzt half kein Bitten und Weigern von Seite Alberts mehr. Er mußte die schwere Bürde auf sich nehmen, die ganz gegen seine Neigung war. Mit vieler

Angst und großem Leidwesen begab er sich nach Regensburg zu der ihm anvertrauten großen Heerde. Um allen Pomp und Lärm zu vermeiden, zog er erst nach Sonnenuntergang in der Stadt ein und begab sich sogleich zur Kirche des heiligen Blasius, neben der seine Mitbrüder ihr Kloster hatten. Mehrere seiner Brüder begleiteten ihn. Die im Kloster nahmen ihn mit größtem Jubel auf. Am andern Morgen, als die Zeit des Hochamtes gekommen war, zog er, umgeben von einer Schaar seiner Brüder, in die Kathedrale. Hier hatte sich die Geistlichkeit und das Volk, das von seiner Ankunft Kunde erhalten, sehr zahlreich eingefunden. Alle Bessern waren hocherfreut und dankten Gott, daß er ihnen in dieser bösen Zeit einen so heiligen und gelehrten Oberhirten gegeben hatte. Dieses erste feierliche Auftreten des seligen Albert als Bischof geschah am Dienstage in der Charwoche, den 30. März 1260.

Als Bischof setzte er das arme Leben eines Mönches fort. In seiner bischöflichen Residenz lebte er so einfach, wie ein Mönch in der Zelle. Seine Visitationsreisen machte der greise Bischof in seiner weiten Diözese zu Fuß. Ein Lastthier trug seinen bischöflichen Ornat und seine Bücher. Er behielt die großen Reiseschuhe, die er als Mönch getragen, fortwährend bei. Das gab geckenhaften Spöttern Anlaß, ihn den Bischof mit den Bauernschuhen zu nennen.

Von den Einkünften seines Bisthums bezahlte er vor Allem die Schulden seiner verschwenderischen Vorfahren, vom Uebrigen theilte er unter die Armen aus, für sich selbst brauchte er das Allerwenigste. Die Complimente und Ehrenbezeugungen waren ihm herzlich zuwider. Darum erschien er nie öffentlich, außer wo es absolute sein mußte. Immer hatte er fromme Ordensmänner um sich, mit denen er betete oder über

geistige Dinge sich besprach, oder über die Angelegenheiten seiner Diözese sich berieth. Mußte er sich um weltliche Dinge annehmen, so geschah es mit vieler Weisheit; es erweckten solche Dinge aber immer ein heftiges Heimweh nach der stillen Klosterzelle in ihm.

In jener Zeit waren Geistlichkeit und Volk, Mönche und Nonnen in einen Zustand der Verwilderung verfallen, aus dem sie nur durch außerordentliche Mittel wieder herausgerissen werden konnten. Solche außerordentliche Mittel waren die beiden Orden, des hl. Dominikus nemlich und des heiligen Franziskus. Durch das exemplarische Bußleben, das die Mitglieder dieser beiden Orden führten, mußten die Leute aufgeweckt und wieder zu der Einsicht gebracht werden, was es um ein Christenleben sei. Durch die herzergreifenden und erschütternden Predigten der Mendikanten mußten die Sünder zur Buße erweckt werden.

Der Bischof Albertus, schon seit seinem Eintritt in den Orden bemüht, dem Verderben entgegen zu arbeiten und die Schäden der Zeit zu heilen, wendete seine erste bischöfliche Thätigkeit der Reformirung der Geistlichkeit und der Klöster zu. „Denn wenn das Salz taub geworden, womit soll man salzen?“ Zu all seinen öffentlichen Werken bereitete er sich durch geistliche Uebungen vor, die er in dem einsiedlerischen Schlößchen Stauf hielt. Gekräftiget durch heilige Sammlung begann er die Visitation der Klöster. Schon im Jahre 1261 visitirte er das Kloster Metten und schärfte den Brüdern pünktliche Befolgung der heiligen Regel ein. Dem berühmten Kloster Altaich, das hinsichtlich des Zeitlichen nicht gut gestanden zu sein scheint, überließ er einen Theil seines bischöflichen Einkommens.

Aber auch seiner Schäflein aus dem Laienstande nahm er

sich mit Liebe an. An allen Festzeiten feierte er das Hochamt und verkündete er das Wort Gottes, ganz sicherlich in der deutschen Sprache, obgleich alle seine Predigten lateinisch geschrieben sind. Einen Wallfahrtsgang der Stadt Regensburg in das nahe Kloster Prüfening, der gewöhnlich auf einen Werktag fiel, verlegte er auf einen Sonntag, um die Leute nicht von der Arbeit abzuhalten, und diesen Gang recht feierlich zu machen.

Zwei Jahre lang hatte er Arbeit, die Schulden seiner verschwenderischen Vorfahren zu tilgen. Durch seine Entsagung und weise Sparsamkeit machte er es möglich, in dieser kurzen Zeit 442 Pfund, eine damals überaus große Summe, zu bezahlen. So wurden die Pflichten der Gerechtigkeit gegen alle Gläubiger, unter denen selbst Juden waren, gewissenhaft erfüllt.

Zur Abstellung allgemeiner Unfuge und Mißbräuche hatte sich der Selige schon im Jahre 1260 mit seinen Mitbischöfen und dem Erzbischof von Salzburg zu einer Provinzialsynode versammelt. Weil die Einkünfte seiner Kanoniker unter der Wirthschaft seiner Vorfahren sehr herabgekommen waren, so suchte Albert dieselben zu erhöhen, damit seine geistlichen Mitarbeiter anständig leben, Almosen geben und Gastfreundschaft üben könnten.

Nachdem die Schulden der üppigen Vorfahren bezahlt waren, konnte Albertus um so reichlicher Barmherzigkeit üben. Vor Allem nahm er sich des Katharinaspitales an der Brücke an. Dasselbe war mit einer Masse von Armen und Nothleidenden belastet. Er spendete selbst reichlich an dieses Spital und ermahnte seine Untergebenen, Geistliche und Weltliche zur Beisteuer, damit Christus in den Hungrigen gespeiset, in den Heimathlosen beherberget, in den Kranken gepflegt werden

könnte. Ueberall erwies sich der gelehrte und fromme Schwabe als das Vorbild eines jeden Oberhirten der Kirche, als den treuesten Nachfolger des obersten Hirten und Bischofes unserer Seelen.

Unter all diesen oberhirtlichen und seelsorglichen Arbeiten setzte der selige Albertus auch noch seine schriftstellerische Thätigkeit fort. Schon im zweiten Jahre seines Bisthums schrieb er die tiefsinnige Erklärung des Evangeliums nach Lukas, die allein die Arbeit eines Jahres zu erfordern scheint, wenn man von allen andern Geschäften frei wäre. Auch war er bemüht, den Bau einer neuen Klosterkirche für die Brüder seines Ordens zu Stande zu bringen, ein Unternehmen, das erst nach seiner Entfernung von Regensburg ausgeführt wurde.

Indessen dauerte dieses Leben im Oberhirtenamte für den großen Albertus nicht gar lange. So lange Albertus die Schulden der Verschwender bezahlte und mit vollen Händen an die Armen austheilte, ließ man ihn gewähren und seine Strenge sich gefallen. Allein sobald der Wagen aus dem Moraste herausgerissen war, meinten die eitlen Gecken, jetzt sollte ein Anderer sich auf denselben setzen, der mehr nach ihrem hoffärtigen Sinne wäre. Diese Arglistigen haßten den Mann, der in Geradheit und Einfalt wandelte. Diesen Haß der Gottlosen hätte der Mann Gottes nach dem Vorbilde seines göttlichen Meisters auch gerne getragen; allein es gab noch Anderes, was ihn von seinem Bisthum vertrieb. Der arme Ordensmann, der Albert mit Leib und Seele blieb, mußte als Reichsfürst gar oft an Festlichkeiten Theil nehmen, die er als Verschwendung und Thorheit verwünschte, und gar oft zu einem Aufwande sich verstehen, den er nur mit Verletzung seines Gewissens machen konnte. Dazu kamen noch Prozesse, die er wegen der bischöflichen

Güter und Rechte zu führen hatte — lauter Dinge, die dem treuen Nachfolger der Apostel mit dem apostolischen Amte unvereinbar vorkamen. Darum flehte er ohne Unterlaß zum Vater der Christenheit, daß ihm seine Last abgenommen werde. Auf langes Drängen und Bitten Alberts enthob ihn endlich Papst Urban IV. aller Verpflichtungen, die er mit dem Antritte des Bisthums übernommen hatte. Auf Befehl des Papstes übernahm der Dekan des Kapitels, Leo der Tundorfer, das erledigte Bisthum. Der große Albert hat es nur zwei Jahre in Regensburg ausgehalten. In dieser kurzen Zeit ward durch ihn der Friede zwischen dem Bischofe, dem Kapitel und der Bürgerschaft wieder hergestellt, die Schuldenlast war getilgt, der sittliche Zustand der Geistlichkeit, der Klöster und des Volkes gehoben, und Albert konnte wieder arm, wie er gekommen war, davongehen und seine Seele retten.

Nach seinem Rücktritte vom Bisthum hielt sich der selige Albert einige Zeit in einem bayerischen Kloster seines Ordens auf. Er hatte schon das siebzigste Jahr angetreten und durfte wohl auf ein ruhiges Leben Anspruch machen. Allein die Ruhe war ihm nicht lange gegönnt. Ein neues, schweres Amt wurde ihm übertragen.

Akre, die letzte Festung, welche die Abendländer noch im Morgenlande besaßen, ward eben (1265) von den Türken belagert. Das ganze Abendland hätte sich dessen schämen sollen; allein die erste Begeisterung für das heilige Land war vorüber, und an ihre Stelle war Gleichgültigkeit getreten. Nun ließ Papst Urban IV. in allen Ländern einen Kreuzzug predigen. Albertus hatte schon zwei Jahre früher vom Papste den Titel eines Kreuzpredigers erhalten. Jetzt trat er als solcher auf, predigte in Deutschland und Böhmen den Kreuzzug

und suchte für die heilige Sache wieder Begeisterung zu erwecken.

Diese Kreuzzugpredigt dauerte nicht lange. Schon im Jahre 1264 ist Albertus wieder in Regensburg bei seinen Brüdern, und noch in demselben Jahre finden wir ihn in der Hauptstadt Frankens, in Würzburg, einen dreijährigen Aufenthalt beginnen. Zuerst vermittelt er hier einen Streit zwischen dem Stifte St. Johann und dem Edlen von Hohenlohe, dann ist er Vermittler in einer streitigen Sache zwischen demselben Stifte und dem Bischofe. Und als die Bürger der Stadt in die vermeintlichen Rechte des Bischofs Eingriffe machten, und der Bischof die Innungen der Bürger aufheben wollte, stiftete Albert, nachdem es schon zu argen Auftritten gekommen war, und ein verheerender Bürgerkrieg drohte, wiederum Frieden zwischen den Partheien.

So war der große Mann, dessen sehnlichster Wunsch ein Leben in Ruhe gewesen, fortwährend mit äußern, hochwichtigen Geschäften beladen, die eben so von dem allseitigen Vertrauen Zeugniß geben, das er an allen Orten genoß, als von der himmlischen Weisheit, mit der ihn der Herr begnadiget hatte. Sein Hauptgeschäft war aber auch hier wieder Lehren und Predigen, Studium und Meditation und Fertigung mehrerer Schriften von bewunderungswürdiger Tiefe und Gelehrsamkeit.

Im Frühjahre 1268 verließ Albertus Würzburg, besuchte mehrere Klöster seines Ordens in Schwaben und Elsaß und kam noch in demselben Jahre wieder nach Köln. Sein Einzug in die Stadt war von allgemeinem Jubel begleitet. Er war gerade recht gekommen. Der Uebermuth der Bürger gegen den Erzbischof hatte eben den höchsten Grad erreicht. Nur seine Weisheit und Beredtsamkeit konnte die aufgeregten Ge-

müther beruhigen und den wüthenden Sturm beschwören. Es ward Friede gemacht, und vollkommenes Vergessen alles Vergangenen ausbedungen. Jetzt konnte der Friedensstifter im Frieden bei seinen Brüdern leben bis an sein Ende. Jetzt konnte er wieder als Lehrer unter den Seinigen auftreten und mit dem von Gott ihm verliehenen Lehrtalente heiligen Wucher treiben bis zum Tage, da ihn der Herr abrief von diesem Land der Mühe.

Nicht allein den Brüdern in Köln war Albertus ein Lehrer in diesen letzten Tagen seiner Pilgerschaft; auch von Paris kamen Fragen über die wichtigsten Punkte der Gotteswissenschaft an den weisen Lehrer, und sein Ausspruch wurde als die richtige Lösung anerkannt. Ueberdem ward er auch jetzt wieder ein Lehrer für alle künftigen Geschlechter. Er schrieb nemlich Erklärungen der heiligen Schrift, deren Tiefsinn und Bündigkeit zu allen Zeiten die Bewunderung der Gläubigen bewahren wird.

Nebst den Geheimnissen des göttlichen Wortes war ganz besonders das Geheimniß des heiligsten Altarssakramentes ein Gegenstand seiner heiligen Betrachtung. Ueber dieses erhabenste Geheimniß schrieb er in den letzten Jahren seines Lebens ein Buch voll heiliger Andacht und zwei und dreißig Predigten, worin die unendliche Herablassung und Liebe Gottes zu den Menschen in wunderlieblicher Weise dargestellt ist. Auch schrieb er ein Buch, in dem er die Ceremonien der heiligen Messe mit ausgezeichneter Gründlichkeit erklärt. Von diesem Geheimnisse sagt er, nachdem er das Erklärbare erklärt hatte: „Noch vieles bleibt in den Geheimnissen Gottes, das der menschliche Geist nicht erklären kann; dieses (Unerklärbare) muß man dem Lichte des heiligen Geistes und dem Feuer der Andacht überlassen ohne lange Spekulation“.

Wie Albertus selbst voll Anbetung gegen das heiligste Geheimniß war und Alle zur innigsten Andacht gegen dieses erhabenste Wunder und zum segenvollen Gebrauche desselben durch Wort und That aufmunterte; eben so war er voll Verehrung gegen die unbefleckte und seligste Jungfrau und Gottesmutter Maria. Wie viel der Selige dieser himmlischen Mutter verdankte, ist schon mehrmal erinnert worden. In seinen letzten Jahren schrieb er noch ein Mariale, ein Buch über den englischen Gruß, in dem er seine Ideen über das Verhältniß der Mutter Gottes zum Werke der Erlösung und ihre Bedeutung für jeden Erlösten darlegt. Dann schrieb er auch eine marianische Bibel, in der er alle Stellen der heiligen Schrift zusammenstellte, die sich auf Maria beziehen lassen.

Wo es die Noth erforderte, wo Bischöfe ihn um Aushilfe ansprachen, da verließ der Selige seine Zelle, um Funktionen des bischöflichen Amtes vorzunehmen. So weihete er am 29. April 1268 die Dominikaner-Kirche zu Eßlingen ein. So nahm er in demselben oder im folgenden Jahre die Weihe der Kirche seines Ordens zu Basel vor. Auch im Elsaß sollen mehrere Kirchen von ihm geweiht worden sein. In Straßburg, wo er sich längere Zeit aufhielt, weihte er 150 Priester und 400 andere Kleriker. In der Erzdiözese Köln erlaubte ihm der Erzbischof Siegfried, der ihn hoch verehrte, allenthalben bischöfliche Funktionen vorzunehmen, eine Erlaubniß, von welcher der Selige zur Freude und zum Troste der Gläubigen und insbesondere seiner Mitbrüder recht oft Gebrauch machte.

Unter den vielen weisen Sprüchen des großen Lehrers wollen wir einen anführen, in dem wir den Grund seiner gänzlichen Entäußerung und Armuth finden. „Ein Ei, um

Gottes willen gegeben, so lange der Mensch lebt, ist ihm nützlicher zum ewigen Leben, als ein ganzes Münster voll Gold, welches er nach seinem Tode gibt." Ebenso haben wir einen Spruch von ihm, worin er den Werth der innern Entsagung uns vor Augen stellt, nämlich: „So oft der Mensch einen Muthwillen, und wäre es nur ein eitel Wort oder ein eitler Blick, aus Liebe zu Gott unterläßt, so oft empfängt er Gott geistig in seiner Seele, wie ihn der Priester leiblich am Altare empfängt." Endlich deutet er in einem andern Spruch den unendlichen Werth einer vollkommenen Resignation in den Willen Gottes an, indem er sagt: „Wenn der Mensch krank ist, meint er oft, sein Leben sei unnütz vor Gott. Kann er aber auch des Gebetes und der guten Werke nicht pflegen, so schaut doch seine Krankheit und sein Verlangen weit tiefer in die Gottheit, als zehntausend Gesunde."

Neben seiner contemplativen und hohenpriesterlichen Thätigkeit unternahm der große Lehrer auch noch den Bau der Dominikanerkirche in Köln, der im Jahre 1271 begonnen und 1278 vollendet wurde. In einem Fenster des Chores stand auf einem, vom Erzbischof Sigfried gestifteten, gemalten Fenster: „Gebaut hat diesen Chor der Bischof Albertus, die Blüthe der Philosophen und Lehrer, die Schule der Sitten, der strahlende Vertilger der Irrthümer und die Hemmkette der Bösen. Füge ihn du, o Gott, der Zahl deiner Heiligen bei."

Am 13. April 1273 schrieb Papst Gregor X. ein Concilium nach Lyon aus. Zu demselben lud er die größten Lehrer der Kirche, den heiligen Bonaventura und den heiligen Thomas von Aquin ein. Es sollte die Vereinigung der getrennten griechischen Kirche mit der römischen auf diesem Concilium zu Stande gebracht werden. Der heilige Thomas

machte sich, schon sehr leidend, auf den Weg, kam bis Fassanova, und schied am 7. März 1274 in einem Kloster daselbst aus diesem zeitlichen Leben in die ewige Freude. Der selige Albert saß zur Stunde seines Hinscheidens in Mitte seiner Brüder zu Köln. Auf einmal entrollten Thränen seinen Augen. Der Prior fragte ihn um die Ursache seines Weinens. „Ach, unser Bruder Thomas, mein Sohn in Christo, dieß hellleuchtende Gestirn der Kirche, ist so eben aus dieser Welt zum Herrn heimgegangen!“ So antwortete Albertus unter vielen Thränen und Seufzern, daß seine Wanderschaft so lange dauere.

Als darauf die Schriften des heiligen Thomas von einigen Unverständigen angefochten wurden, begab sich der greise Lehrer selbst nach Paris, um seinen göttlich erleuchteten Jünger und dessen eben so erhabene als tiefe Weisheit zu vertheidigen. Dieß ist ihm auch so gelungen, daß bis auf die neueste Zeit Niemand es mehr wagte, gegen den englischen Lehrer ein Wort des Tadels zu sprechen.

Noch vor dieser Pariser Reise hatte sich der Selige nach Lyon begeben, um der daselbst gefeierten Kirchenversammlung beizuwohnen. Er wollte daselbst die Stelle seines großen Schülers, des Thomas von Aquin vertreten, nachdem derselbe vom Herrn war abberufen worden zur Versammlung der Seligen. Er wurde in Lyon gar ehrenvoll empfangen. Der Papst mit seinen Kardinälen, gegen fünfhundert Bischöfe und über tausend Prälaten und Priester waren versammelt. Hier erlebte der greise Albertus noch den Tod des seraphischen Lehrers, des heiligen Bonaventura, der am 15. Juli desselben Jahres verschied, in welchem Thomas die Zeitlichkeit verlassen hat. In einem Consistorium hielt der selige Albert vor dem Papste und den Kardinälen eine Rede zu Gunsten

des neuerwählten deutschen Königs, Rudolf von Habsburg, durch den wieder Friede im Lande wurde nach einer trübseligen und trostlosen Zeit.

Nach dem Concilium kehrte der große Lehrer wieder nach Köln zurück. In seinem höchsten Alter war er noch unermüdet im Predigtamte, im Bücherschreiben und in Uebung guter Werke. Das letzte Werk, das der fromme Greis schrieb, ist das liebliche Büchlein „über die Weise, wie man Gott anhängen soll.“

Man erzählt von diesem großen Lehrer, daß ihn während seiner drei letzten Lebensjahre das Gedächtniß verlassen habe. Einige bemerken noch, es sei ihm nur noch der Text der heiligen Schrift und des Aristoteles im Gedächtnisse geblieben; alles Andere habe er vergessen.

Gewiß ist, daß der Selige in der letzten Zeit seines Lebens seinen Geist von allem Aeußern ganz abzuziehen bemüht war. Er schrieb nichts mehr und diktirte auch nicht mehr. Nur für Gott lebend, wandelte er in seinen Gedanken und in seinem Verlangen schon ganz in jenem himmlischen Vaterlande. Schon vier Jahre früher hatte er sein Testament gemacht. Beim Antritte seines Bisthumes war er nämlich vom Gelübde der Armuth dispensirt worden. In Folge dieser Dispense konnte er Eigenthum besitzen und darüber verfügen. Seine Bücher hatte er der Ordensbibliothek, seinen Ornat der Sakristei, und die Pretiosen, die er von der Bisthumszeit noch besaß, zum Ausbau des Dominikaner-Chores vermacht. Auch die Nonnenklöster seines Ordens zu Würzburg, zu Augsburg und in Gmünd bei Eßlingen waren bedacht worden.

Endlich kam die Stunde des Scheidens. Es war an einem Freitag, am 15. Nov. 1280, als diese Sonne der

Philosophie, dieser gotterleuchtete Lehrer, von der Welt schied. Er hatte ein Alter von 87 Jahren erreicht. Sein Leichnam wurde im bischöflichen Gewande in einen hölzernen Sarg gelegt und im Chore der Klosterkirche vor dem Hochaltare beigesetzt. Der edle Erzbischof Sigfried war nebst vielen Adelichen und einer großen Volksmenge bei der Begräbniß. Die Regensburger schickten sogleich eine Gesandtschaft nach Köln, die den Leichnam des Seligen bringen sollte. Allein die Kölner ließen sich diesen kostbaren Schatz nicht nehmen. Einige Reliquien soll man nach Regensburg gesendet haben. Diese wurden, wie man berichtet, hinter dem Hochaltare in der Kathedrale von St. Peter beigesetzt.

Ueber das Grab des seligen Lehrers in der Kirche zu Köln wurde eine Steinplatte gelegt mit einer lateinischen Inschrift, die zu deutsch heißt: Im Jahre des Herrn 1280 am 15. November starb der ehrwürdige Herr Bruder Albert, ehemaliger Bischof von Regensburg, vom Predigerorden, Lehrer der Theologie. Er ruhe im Frieden. Amen.

Mehrere heilige Seelen hatten Visionen, in denen sie die Seele des seligen Albertus in der Herrlichkeit schauten. Als sein Leichnam über 200 Jahre später erhoben wurde, verbreitete er einen wunderbar lieblichen Geruch, und bei dieser Erhebung geschahen viele Wunderheilungen auf die Fürbitte des Seligen, zu dem die Gläubigen ihre Zuflucht nahmen. Unter dem Papst Johann XXII. († 1334) wurde die Heiligsprechung des großen Lehrers angeregt. Unter Papst Innozenz VIII. wurde ein Offizium zu Ehren des Seligen verfaßt. Papst Gregor XV. erlaubte am 15. Sept. 1622, daß die Kirche von Regensburg alljährlich am 15. November zu Ehren des seligen Albertus feierlichen Gottesdienst halten dürfe. Damit war ausgesprochen, Albertus

sei unter die Seligen der Kirche zu rechnen, er habe durch heroische Tugenden sich ausgezeichnet und sei durch Wunder verherrlicht worden. Die Heiligsprechung ist nicht erfolgt, weil nach Ablauf so langer Zeit die nothwendigen Untersuchungen nicht mehr gepflogen werden konnten. Die Kirche betet an seinem Feste: „Erhöre, wir bitten dich, o Herr, unser Flehen, das wir am Feste deines heiligen Bekenners und Bischofs Albertus vor dir ausgießen, und im Hinblicke auf die Verdienste desjenigen, der dir würdig zu dienen die Gnade hatte, wolle uns von all unsern Sünden erlösen durch unsern Herrn Jesum Christum. Amen."

(Dr. Sighart, Albertus Magnus.)

---

159. Der selige Nantovin, Pilger in Wolfratshausen.

(Den 7. August.) † 1286.

Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts war Herzog Rudolf, älterer Sohn Ludwigs des Strengen und Bruder Kaiser Ludwigs, des Bayers, Herr der Grafschaft Wolfratshausen. In seinem Namen regierte daselbst ein Richter, Namens Ganthar. Dieser war ungerecht und grausam. Da kam einst ein Pilger, Namens Konrad Nantovin, nach Wolfratshausen. Man weiß nicht, wollte er nach Rom oder nach Jerusalem wallfahrten. Er hatte ein Pferd bei sich, das dem Richter Ganthar gar wohl gefiel. Um auf wohlfeile Art in den Besitz dieses Pferdes zu kommen, klagte er den Pilger als Knabenverführer an und ließ ihn ins Gefängniß werfen. Dann machte er, als Kläger und Richter zugleich, ganz kurzen Prozeß und sprach das Urtheil über den Pilger aus, er müsse lebendig verbrannt werden.

Als dem Unschuldigen auf dem Gerichtsplatze das Ur-

theil verkündet war, fragten ihn, wie die Sage berichtet, die Henkersknechte, an welcher Stelle er wolle hingerichet werden. Nantovin schraubte den obern Theil seines Stockes ab und schleuderte ihn von sich, mit den Worten: Wo dieser Theil meines Stockes hinfällt, da will ich meinen Geist aufgeben. Darauf wurde er an die also bezeichnete Stelle hingeführt und verbrannt. Der Richter Ganthar bemächtigte sich nun auch seines Geldes und behielt es sammt dem Pferde als Lohn der grausamsten Ungerechtigkeit.

Auf der Todesstätte des Unglücklichen geschahen bald eine Menge Wunder. Der grausame Ganthar erfuhr selbst ein solches. Er ritt nämlich einst mit seinen Knechten über den Richtplatz des Seligen. Noch lagen die Gebeine des unschuldig Getödteten neben den Kohlen auf der Stätte. Augenblicklich erblindete sein Pferd und blieb stehen. Einer der Knechte, der wohl Nantovins Unschuld kannte, rieth seinem Herrn, dem Pferde eines von den Gebeinen des Getödteten vor die Augen zu halten, daß es wieder sehend werde. Ganthar befolgte diesen Rath, und das Pferd ward wieder sehend. Auch ein blinder Mann und bald darauf eine blinde Frau erhielten auf Nantovins Fürbitte, der sie sich im Gebete empfahlen, ihr Augenlicht wieder. Nun wurden die Ueberreste des unschuldig gemarterten Pilgers gesammelt, feierlich bestattet, und über denselben ein Kirchlein erbaut. Da der Zulauf der Gläubigen immer größer, und der Wunder immer mehrere wurden, berichtete man darüber nach Rom. Die Wunder erkannte man als vollgültig, und Papst Bonifazius VIII. setzte den unschuldig gemarterten Diener Gottes Nantovin in die Zahl der Heiligen, im Jahre 1297. Zugleich wurde ein Ablaßbrief gefertiget und nach Wolfratshausen gesendet. Diesen Brief glaubte man

längst verloren. Da kam im Jahre 1604 ein Franziskaner von München nach Wolfratshausen, suchte näher nach, fand das Dokument, verkündete es vor allem Volke und belebte dadurch die fast erstorbene Andacht zu dem heiligen Pilger wieder. Nun kamen die Gläubigen aufs Neue schaarenweise zu der Marterstätte und brachten viele Opfer. Von diesen wurde im Jahre 1624 die größere Kirche zu Ehren des heiligen Nantovin erbaut, die noch steht bis auf den heutigen Tag.

In der neuen Kirche wurden die Ueberreste des Heiligen beigesetzt. Seine Hirnschale ließ man in Silber fassen und gab daraus den Gläubigen gesegneten Wein zu trinken. Diese Sitte ist abgekommen. Die Hirnschale des Heiligen und sein Pilgerfläschchen hat zur Zeit der Kirchenplünderung im Anfang unsers Jahrhunderts ein Privatmann von Wolfratshausen um ein Spottgeld gekauft, und verwahrt es als Eigenthum.

Im gegenwärtigen Deisenberger-Häuschen war der Heilige gefangen gelegen. Man zeigt noch den Kerker, in welchen er geworfen, und aus dem er zum Scheiterhaufen geführt wurde. Zehn Stufen führen zu demselben hinab. Bei den vielen Brandunglücken, mit denen Wolfratshausen seit Jahrhunderten so oft heimgesucht wurde, blieb dieser Kerker jedesmal verschont. Zur Zeit der Oktav des Heiligen wird vor diesem Hause ein Altar errichtet und täglich des Abends ein Rosenkranz gebet. Auch die Fesseln, in welchen der Heilige hier gelegen, wurden lange Zeit aufbewahrt. Als sie der Besitzer in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu einem andern Gebrauche umschmieden wollte, wurde er vom Wahnsinne befallen. Unzählige Verehrer des Heiligen haben dagegen durch seine Fürbitte wunderbare Hilfe erlangt.

(Rader. Sulzb. Kalender.)

160. Die drei elenden Heiligen Vimius, Zimius und Martinus, Einsiedler.

(Im 13. Jahrhundert.)

Eine Viertelstunde von dem Städtchen Dietfurt entfernt, am rechten Ufer der Altmühl, liegt das Dörfchen Griesstetten mit einer schönen Kirche. Schon vor 600 Jahren hatten die Aebte des Schottenklosters zu Regensburg daselbst eine Kirche erbaut, und einen Ordenspriester zur Ausübung der Seelsorge dahin gesetzt. Veranlassung dazu gaben die vielen Wallfahrten zu den sogenannten drei elenden Heiligen: Vimius, Zimius und Martinus, die daselbst begraben liegen. Von dem Leben dieser Heiligen weiß man nur wenig. Sie waren Irländer, und Martinus hatte ehevor als Mönch und Priester im Schottenkloster zu Regensburg gelebt. Dann waren sie mit einander an die Altmühl gezogen und hatten da, wo jetzt der Einsiedelhof steht, eine Kapelle und für sich Einsiedler-Zellen erbaut. Wie lange sie hier gelebt und wann sie gestorben, ist nicht bekannt. Sie lebten als Heilige und starben im Rufe der Heiligkeit. Nach ihrem Tode begannen sogleich die Wallfahrten zu ihrem Grabe. Dann wurde, wie oben erwähnt, nicht weit von ihrem Grabe eine Kirche erbaut mit einer Seelsorger-Wohnung. Diese Wohnung wurde sammt der Kirche im Jahre 1633 von den Schweden zerstört. Der Ordensgeistliche mußte sich flüchten. Die Stelle blieb lange unbesetzt. Erst längere Zeit nach dem Schwedenkriege wurde die jetzige schöne Kirche, eine Rotunde mit Fresken geziert, aufgebaut. Im Jahre 1689 geschah die feierliche Erhebung der drei heiligen Leiber des Vimius, Zimius und Martinus durch den Regensburger Suffraganbischof von Wartenberg.

Von dieser Zeit an blieben diese heiligen Leiber immer ein Gegenstand der Verehrung für die Gläubigen, die zu diesen Heiligen ihre Zuflucht nehmen in ihren Anliegen. Noch immer ist der Zulauf der Wallfahrer sehr groß. Die Franziskaner von Dietfurt besorgen die Gottesdienste und üben die Wallfahrtsseelsorge an dieser heiligen Stätte aus.

(Sulzbacher Kalender.)

---

161. Der selige Bischof Heinrich II. von Regensburg.

(Den 25. Julius.) † 1296.

Fünfzehn Jahre, nachdem Albert der Große den Bischofstab des heiligen Wolfgang niedergelegt hatte, im Jahre 1277 empfing denselben Heinrich II., aus dem alten Geschlechte der Grafen von Roteneck. Dieser Bischof wird als eifriger Seelenhirt, als ein Priester voll Gottesfurcht und Weisheit gepriesen. Er regierte die Kirche Regensburgs in jener Zeit, als Kaiser Rudolph von Habsburg wieder Ruhe und Ordnung in Deutschland herstellte, und Ludwig der Strenge Herzog in Bayern war.

Als ein merkwürdiger Beweis seines frommen Ernstes und seiner Vergegenwärtigung des Todes wird Folgendes erwähnt. Volle vierzehn Jahre vor seinem Hinscheiden ließ er für sich alljährlich einen Seelengottesdienst halten. Die Glocken gewurden läutet, die Lichter angezündet, und die Gebete für die Abgestorbenen gebetet. Dieß geschah zur Erinnerung an den Tod. Zu demselben Zwecke hatte er in seinem Schlafzimmer, neben seinem Bette, ein Bahrtuch aufgehängt. Zwölf Jahre lang stand die Todtenbahre selbst in seinem Zimmer, um ihn unabläßig des Todes zu erinnern.

Auch ließ er sich in der alten Kapelle neben dem Altare unserer Lieben Frau sein Grab ausgraben.

Weil der Gesang an seiner Domkirche gar armselig bestellt war, ließ er von Heilbronn zwei des Gesanges kundige Mönche kommen, und durch sie führte er in seiner Domkirche einen einfachen und würdigen Kirchengesang ein. Er wendete Alles auf, um den Gottesdienst recht würdevoll und feierlich zu machen. Prachtvolle Paramente und Kirchenbücher schaffte er seiner Kirche aus eigenem Vermögen. Die Klöster der Mönche und Nonnen überwachte er mit aller Sorgfalt, und in vielen derselben führte er bessere Zucht und Ordnung wieder ein.

Damals lagen die herzoglichen Brüder Ludwig II., der Strenge von Oberbayern, und Heinrich XIII. von Niederbayern fortwährend miteinander in Streit. Durch die Bemühungen des frommen Bischofs Heinrich II. kam im Jahre 1278 zwischen ihnen ein Vergleich zu Stande. In Folge dieses Vergleiches sollte zweiundzwanzig Jahre lang zwischen ihnen kein Streit mehr sein wegen Landestheilung, über Chur- und Herzogenwürde. Allein der Streit begann immer wieder von Neuem. Noch siebenmal mußte der friedeliebende Bischof die beiden Brüder miteinander versöhnen. Selbst nachdem Heinrich XIII. gestorben war, und sein Sohn Otto III. in der Regierung Niederbayerns ihm folgte, war des Streites und Haders noch kein Ende. Immer war der Bischof Heinrich Vermittler des Friedens. Noch sechsmal trat er zwischen Oheim und Neffen als Schiedsrichter auf und versöhnte die Entzweiten. Auch die Herzoge von Oesterreich, der König von Böhmen, der Erzbischof von Salzburg und Graf Meinrad von Görz und Tyrol wählten ihn als Vermittler des Friedens.

Auch für das Aeußere seiner Kirche war dieser Bischof

außerordentlich besorgt. Wenige Jahre, ehe er das Bisthum antrat (21. März 1272), hatte der Blitz in die Domkirche von Regensburg eingeschlagen und sie niedergebrannt. Auch zwei Glocken waren bei diesem Brande zusammengeschmolzen. Um seine Kirche wieder herzustellen, verkaufte der Bischof seine Herrschaft Roteneck an Herzog Ludwig II. von Bayern, begann den Neubau der Kirche, ließ herrliche Glocken gießen und bezahlte Alles durch den Erlös von seinem väterlichen Erbtheile. Durch weise Sparsamkeit ward es ihm möglich, die den Herzogen von Bayern verpfändeten Gerichte und Aemter: Welden, Eberspoint, Tiesbach, Frontenhausen, Ergolsbach, Pilsing, Essenbach und Anting, wieder auszulösen. Zudem war er im Stande, alle dem Bisthum zugehörigen Schlösser und Burgen zu erhöhen und mit Ringmauern und Thürmen zu versehen.

Als die weltliche Obrigkeit bei Ausbesserung und Befestigung der Stadtmauern auch die Geistlichkeit zu Beiträgen nöthigen wollte, wendete sich Bischof Heinrich an den Kaiser Adolph, der nach Rudolph von Habsburg über Deutschland regierte, und brachte es dahin, daß die unter Kaiser Friedrich I. erklärte Befreiung der Geistlichen von solcher Belastung in ihrer Geltung erhalten wurde. Ebenso schützte er die Kirche gegen die Vergewaltigungen der Vögte und Pfleger, welche die Verlassenschaft der Geistlichen dem Aerar zuwenden wollten. Durch seinen Einfluß beim Herzoge brachte er es dahin, daß jeder solche Eingriff strengstens verboten wurde, und daß der Kirche ihre durch die alten Gesetze festgesetzten Rechte auf die Verlassenschaft der Geistlichen verblieben.

Auf sein Verwenden erließ Herzog Albert von Oesterreich, nachmaliger deutscher Kaiser, den Bischöfen und dem Domkapitel von Regensburg allen Zoll für Getreide, Wein

und Fische, im Falle Solches aus seinem Lande nach Regensburg geführt würde.

Unter seiner Regierung nahmen die Nonnen des Klosters Maria Magdalena die Regel der heiligen Clara an und bekannten sich fortan zu der Strenge des Ordens der Clarissinnen (1286). Endlich, nachdem er lange sich auf den Tod vorbereitet und Vieles zur Ehre Gottes und zum Heile der Gläubigen gearbeitet hatte, starb er den Tod des Gerechten, den 25. Julius 1296.

(Rader. Freudensprung.)

162. Die selige Radegundis, Dienstmagd.

(Am Ende des 13. Jahrhunderts.)

Am rechten Ufer des Leches, anderthalb Stunden von Augsburg entfernt, ist ein kleiner Ort, Namens Wolfrathshausen. Hier wurde vor bald 600 Jahren die fromme Dienstmagd Radegundis geboren. Ihre Eltern waren sehr fromme Leute, die in ihrer Armuth redlich sich nährten und von ganzem Herzen Gott dienten. Sie erzogen auch ihre Tochter in aller Gottesfurcht und hielten sie strenge zur Arbeit an. Als Radegundis das nöthige Alter erreicht hatte, trat sie bei der Herrschaft der Portner im Schloß Wellenburg, nicht weit von Augsburg entfernt, in den Dienst. Wegen ihrer Treue und Emsigkeit war sie bei der Herrschaft sehr beliebt; in ihrem eifrigen Streben nach Gottseligkeit wurde sie ihren Mitdienstboten und Allen, die sie kannten, ein Muster und Vorbild.

Um Christi willen, „der nicht gekommen, zu herrschen, sondern zu dienen und sein Blut als Lösegeld für unsere Sünden hinzugeben,“ war ihr dieser Stand des Dienens unendlich

werth. Sie fühlte sich glücklich und hochgeehrt, auf diesem Wege ihrem Heiland nachfolgen zu können. In ihrer Herrschaft ehrte sie Christum, den Herrn über alle Herrschaften. Derselben diente sie in aller Einfalt des Herzens, wie Christo dem Herrn selber. Hab und Gut ihrer Herrschaft, insoferne es ihr übertragen war, zu erhalten und zu vermehren, war ihr eine Gewissenssache. Hatte sie irgend etwas übersehen, so war sie darüber tiefinnerlich betrübt. Wurden ihr deßwegen Vorwürfe gemacht, so nahm sie dieselben mit aufrichtigster Demuth als wohlverdiente Strafe hin und suchte dann durch Abbitte und größern Fleiß wieder gut zu machen, was sie verderbt hatte. Ungerechter Tadel erzürnte und entmuthigte sie niemals. Sie nahm Alles mit größter Geduld aus Liebe zu Jesus hin, herzlich sich freuend, um seinetwillen Unbild leiden zu können.

Sie führte ungeachtet ihrer fortwährenden äußeren Arbeiten ein recht innerliches Leben. Ihr Herz bereitete sie als eine Wohnung für Jesus, den Bräutigam reiner Seelen, sorgfältig zu. Jede Art Unlauterkeit verabscheuend, brannte ihr Herz von heiliger Liebe zum Erlöser, und all' ihre Gedanken waren immer nur mit ihm beschäftiget. So wurde ihre Arbeit ein unabläßiges Gebet und ihr ganzes Leben ein ununterbrochener Gottesdienst.

Eine so fortdauernde Sammlung des Gemüthes war ihr darum möglich, weil sie jeden freien Augenblick vor und nach der Arbeit dem eigentlichen Gebete und der Betrachtung ewiger Wahrheit widmete. In diesen Uebungen erhielt ihr Herz eine so unwandelbare Richtung auf Gott, daß sie die äußeren Arbeiten durchaus nicht stören konnten. Ihre Gedanken waren so in Gott befestiget, daß ihnen die Sorgfalt, womit sie die äußeren Arbeiten verrichtete, nur immer neue

Nahrung und Befestigung darbot. Zudem wußte sie durch fromme Aumuthungen das Andenken an ihren Herrn und Heiland stets wach zu erhalten und die Liebe zu ihm immer neu zu beleben.

Die größte Erquickung für dieses treuliebende Herz war der Gottesdienst, und der Urquell aller Liebe und der Mittelpunkt aller Andacht Jesus Christus im heiligsten Altars-Sakramente. Auf den Empfang dieser himmlischen Speise, dieses lebendigen Himmelsbrodes, bereitete sie sich stets mit größter Gewissenhaftigkeit vor. Mit heiligem Verlangen sehnte sie sich fortwährend nach der innigsten Vereinigung mit ihrem himmlischen Bräutigam im heiligsten Geheimnisse, und himmlisch gestärkt und getröstet, schied sie jedesmal von diesem göttlichen Mahle.

Wie sie ihren himmlischen Bräutigam in seiner Verklärung zur Rechten des Vaters und in seiner Verhüllung im Sakramente von ganzer Seele liebte, ebenso liebte sie ihn auch in den armen Mitmenschen. Dieser ihrer herzlichen Liebe wurden ganz besonders etliche Aussätzige theilhaftig, die nicht weit von Wellenburg in einem Siechenhause wohnten. Alle freien Stunden der festlichen Tage weihte sie diesen Unglücklichen, an ihnen Werke der Barmherzigkeit übend. Auch an den Arbeitstagen kam sie zu diesen Armseligen und brachte ihnen jedes Stücklein Brod, das sie sich am Munde abgespart hatte. Oft war sie Fürbitterin für diese immer Hungernden bei ihrer Herrschaft. Durch die Barmherzigkeit derselben ward die fromme Radegundis in den Stand gesetzt, größere Gaben zu bringen. Allein noch herrlicher, als in den Gaben, offenbarte sich ihre Liebe zu diesen Armen durch das, was sie an ihnen that. Sie verband ihre Geschwüre, reinigte ihr Haupt von Schuppen, ihre Haut von der ver-

krusteten Rinde des Aussatzes, und verschaffte ihnen jede mögliche Linderung. Sie tröstete sie mit dem Worte Gottes, das sie von Kindheit auf mit der größten Freude in ihr Herz aufgenommen und darin treu bewahrt hatte. Durch Hinweisung auf denjenigen, der um unser willen verwundet und unsere Krankheiten getragen, an dem von der Fußsohle bis zum Scheitel des Hauptes nichts Gesundes mehr war, ermunterte sie die Leidenden zum willigen Ausharren in ihrem Elende, bis die Stunde der Erlösung endlich kommen werde. Den armen Aussätzigen erschien die arme Dienstmagd so ehrwürdig und so lieb, wie die Erscheinung eines Engels, der Trost und Hilfe vom Himmel bringt.

Diese Werke heiliger Liebe konnte der Feind alles Guten nicht gleichgiltig ansehen. In seiner Bosheit erweckte er den Neid einiger Mitdienstboten, denen die Frömmigkeit und Barmherzigkeit der gottseligen Dienstmagd schon längst ein Dorn im Auge war. Sie brachten ihre Klagen und Anschuldigungen über Radegundis vor ihren Dienstherrn, daß sie nämlich ihre Arbeiten schlecht besorge, der Herrschaft Vieles entwende und es den Aussätzigen zustecke. Zudem vergeude sie auch mit diesen Aussätzigen viele Zeit, die sie der Arbeit widmen sollte. Auch sei Gefahr, daß sie von der Krankheit der Unheilbaren angesteckt werde und zugleich ihre Mitdienstboten anstecke. Er sollte nur zu einer bestimmten Zeit, wo sie ihren Gang zum Siechenhause mache, selber nachsehen. Da könne er sich leicht überzeugen.

Der Dienstherr war so schwach, diese Anschuldigungen gegen seine erprobte Dienstmagd zu glauben. Als sie eines Abends Alles, was während ein paar Tagen von ihr an Milch, Brod und Butter erspart worden, in Töpfen und Körben zum Siechenhause hintragen wollte, stand ihr auf

einmal ihr Dienstherr im Wege und fragte sie, was sie hier forttrage. Radegundis flehte in ihrem Herzen zu Gott, er wolle ihr Hilfe senden und all' ihre Sache in Kämme und Lauge verwandeln. Der Erhörung ihrer Bitte gewiß, antwortete sie ihrem Dienstherrn: „Ich trage hier Lauge und Kämme zur Reinigung der Kranken." Der Dienstherr überzeugte sich, daß sie wirklich nichts anderes wegtrug, und war beruhiget. Radegundis aber brachte den Aussätzigen nicht Lauge und Kämme, sondern Milch, Butter und Brod, wie sie's anfänglich in den Topf und Korb gethan hatte.

Durch solche aufopfernde Liebe und durch solche Treue in ihrem Berufe erlangte die fromme Dienerin Gottes bald jene Reife, in der sie eingesammelt werden konnte in die himmlische Scheune. Ihr Tod war indessen ein gewaltsamer. Da sie nämlich eines Tages durch den Wald in das nahegelegene Siechenhaus gehen wollte, wurde sie von hungrigen Wölfen angefallen und tödtlich verwundet. Man trug sie in das Schloß zurück. Sie war vollkommen bei Sinnen, litt ihre Schmerzen mit himmlischer Geduld, empfing die heiligen Sterbsakramente und empfahl ihre Seele voll kindlicher Zuversicht in die Hände ihres Herrn und Heilandes. Das Jahr ihres Todes ist nicht bekannt. Ihre Gutsherrschaft wollte die Leiche in ihrer eigenen Familiengruft zu Augsburg beisetzen lassen. Allein durch eine wunderbare Fügung Gottes wurde ihr Leichnam dahin gebracht, wo die Selige während ihres Lebens so reichlich Barmherzigkeit geübt hatte. Dort beim Siechenhause begrub man die sterbliche Hülle mit aller Feierlichkeit, und über dem Grabe erbaute man eine Kapelle, die im Jahre 1450 erneuert und 1460 feierlich eingeweiht wurde.

Das Schloß Wellenburg kam im Jahre 1507 an die

Familie Lang in Augsburg. Der damalige Hofkanzler des Kaisers Maximilian I. und nachmalige Cardinal und Erzbischof von Salzburg, ein geborner Augsburger, kaufte es für seine Angehörigen um 5200 Gulden. Als Erzbischof erbaute er statt der bisherigen Kapelle eine größere Kirche zu Ehren der heiligen Radegundis im Jahre 1521. Dieselbe wurde durch den Weihbischof Johann von Salzburg feierlich eingeweiht. Zum Andenken an diese Feierlichkeit ließ der Erzbischof eine Denkmünze prägen, die auf der einen Seite sein Bild, auf der andern Seite das der seligen Radegundis trägt. Die Heilige ist dargestellt, wie sie gerade von den Wölfen angefallen wird. Die Umschrift heißt: „Heilige Jungfrau Radiana, bitte für uns!“ Die Reliquien der heil. Radegundis wurden mehrmal erhoben. Zuerst unter Bischof Friedrich von Zollern durch den Domdekan Ulrich von Rechberg im Jahre 1492. Dann ließ sie Graf Anton Joseph Fugger im Jahre 1691 neu fassen und feierlich zur Verehrung aufstellen. Ferner wurden dieselben auf Veranstaltung der Grafen Anselm Fugger und Christoph Moriz von Boos im Jahre 1772 auf's Neue gefaßt und, in einem gläsernen Sarge verschlossen, auf dem Altare der Seitenkapelle aufgestellt. Am 18. Juli 1810 stürzte der Thurm der Radegundiskirche ein, und die Kirche wurde sehr beschädiget. Da ließ nun Fürst Anselm von Babenhausen die heiligen Reliquien zuerst nach Bergheim und dann am 5. August 1812 in die Kapelle nach Waldberg übertragen. Dort wurde in der Folge eine neue Kirche erbaut und eine Curatie errichtet. In dieser Kirche wird die Heilige besonders verehrt und jedesmal am vierten Sonntag nach Pfingsten ihr Fest gefeiert.

(Braun. Stengel.)

163. Der gottselige Adelbert, Prior in Oberaltaich.

(Den 26. November.) † 1311.

Adelbert ist aus dem alten ritterlichen Geschlechte der Haygerloch entsprossen und stammt somit aus Schwaben. Nach dem Willen seiner Eltern sollte er sich den Wissenschaften widmen. Allein die Zucht und der Ernst der Studien waren ihm zuwider. Es gelüstete ihn nach einem freieren Leben. Seine vortrefflichen Talente und der Adel seiner Geburt verschafften ihm bald ein Uebergewicht über seine Altersgenossen. Diese schlossen sich an ihn an und verderbten ihn durch ihre Schmeicheleien und durch ihre bösen Sitten. Bald hatte man an ihm einen verderbten, mißrathenen Jüngling zu bejammern. Niemand vermochte etwas über ihn zum Guten.

Allein wo der Menschen Ohnmacht sich zeigte, da offenbarte sich die Allmacht der göttlichen Gnade. Adelbert war noch nicht verhärtet. Er fühlte den nagenden Wurm im Innern, der nie stirbt und während der ganzen Lebenszeit den Sünder zur Besserung mahnt. Aufgeschreckt durch Gewissensbisse und gehoben durch den frommen Glauben seiner Kindheit, entschloß er sich, sein Sündenleben zu verlassen und Buße zu thun. Sein Wille ward befestigt durch die Gnade, darum machte er vollkommen Ernst. Er wollte in der Abgeschiedenheit des Klosters Buße üben sein Leben lang. Er bat in mehreren Klöstern seines Heimathlandes um Aufnahme. Allein sein bisheriger Wandel war bekannt, und den Ernst seiner Bußfertigkeit kannte man nicht. Er wurde in mehreren Klöstern abgewiesen.

Diese Demüthigungen machten ihn nicht verzagt. Er machte sich auf, verließ sein Vaterland und wanderte bis an die Grenze des Bayerlandes. Auf dieser Wanderung kam

er nach Oberaltaich. Damals war Poppo, ein ausgezeichnet frommer Mann, der früher in Niederaltaich gelebt hatte, des Klosters Vorstand. Dieser Liebling Gottes und huldvolle Vater aller aufrichtigen Büßer nahm den wandernden Adelbert in's Kloster auf, um das Jahr 1261. Adelbert erbot sich zu den schwersten Prüfungen und erklärte, sein Leben lang willig und freudig der Letzte unter den Brüdern sein zu wollen, wenn man ihn nur dulde.

Kaum 22 Jahre alt, begann Adelbert ein so eifriges und strenges Ordensleben, daß er allen seinen Mitbrüdern zum Vorbild diente. Für jedes unbedachtsame Wort, für jedes übermäßige Lachen, für die geringste Nachläßigkeit in Bewachung der Augen übte er sogleich in seiner Zelle die strengste Buße. Oft sechsmal des Tages kam er zu seinem Beichtvater und bekannte ihm jeden seiner geringsten Fehltritte. Und weil er wohl wußte, daß all' sein Wachen über sich selbst und all' seine Bußübungen nichts helfen, wenn nicht des Herrn Gnade ihn unterstütze, so übte er sich unabläßig im Gebete um den göttlichen Beistand. Er hatte sich selbst den schlechtesten Winkel des Klosters in der Nähe des Chores als seine Zelle auserwählt. Aus diesem Winkel kroch er gar oft des Nachts, wenn Alles in tiefem Schlafe lag, hervor und begab sich in den Chor, um daselbst die Stunden der Nacht im Gebete vor dem Herrn zuzubringen. Er hielt fortwährende Fasten, und die kirchlichen Psalmengebete, die er im Chor mit den Brüdern las, betete er immer noch für sich besonders.

Sein größtes Verlangen war, als Missionär unter wilde Völker zu reisen, ihnen das Evangelium zu predigen oder unter ihnen den Martertod zu leiden. Allein seine Obern erlaubten ihm dieß nicht, weil sie keine besonderen Anzeichen

eines solchen Berufes an ihm wahrnahmen, und weil keine höhere Macht, des Bischofes oder des Papstes, ihn dazu aufgefordert hatte. Der fromme Abt Poppo bedeutete ihm, er werde genug zu leiden haben, wenn er in Haltung der heiligen Regel mit derselben Treue fortfahre, und Gott der Herr rechne ihm das Verlangen nach dem Martyrium als wirklichen Martertod an. Adelbert ergab sich in den Willen seines Obern. Er lebte fortan ein unblutiges Marterleben in unabläßiger Selbstverläugnung und Abtödtung, zum aufmunternden Beispiele für das ganze Kloster.

Der weise Abt Poppo wußte die vortrefflichen Talente Adelberts zum Besten des Klosters recht wohl zu benützen. Zuerst übertrug er ihm den Unterricht der Jugend in den Anfängen der Wissenschaften und die Erziehung derjenigen, die sich für die Aufnahme in das Kloster vorbereiteten. Später übergab er ihm die Seelsorge an der Pfarrei. In beiden Aemtern zeichnete sich Adelbert so aus, daß er noch zu Lebzeiten des Abtes Poppo zum Prior erwählt wurde.

Abt Poppo starb im Jahre 1282. Auf ihn folgte Konrad II., Pipper zugenannt, der bis zum Jahre 1297 dem Kloster vorstand. Auch dieser weise und fromme Vater seiner Gemeinde hatte den gottseligen Adelbert sehr lieb, und freute sich seiner gesegneten Wirksamkeit. Adelbert zeigte ausgezeichnete Liebe gegen jeden Sünder, der reumüthig zu zu ihm kam. Durch seine Milde und sein Mitleiden gewann er Viele, schon verloren gegebene Sünder, und zeigte ihnen den Weg zum Himmel.

Von dieser seiner Seelenführung sind uns ein Paar Beispiele aufbehalten worden. Eine gar leichtfertige Person, Namens Misnia, war einst durch besondere Gnade in ihrem Sündenschlafe aufgeweckt worden und kam zu Adelbert. Der

liebevolle Beichtvater verstieß das verirrte Schäflein nicht, sondern hörte sie mit gewohnter Liebe an, ertheilte ihr die Lossprechung und forderte sie auf zum treuen Ausharren in dem gefaßten Vorsatze. Misnia versprach, Alles zu halten, was ihr der Beichtvater aufgegeben hatte, und verließ getröstet und freudig das Bußgericht. Allein bald erfuhr sie, wie groß noch ihre Schwäche sei. Sie wurde von ihren frühern Freundinen wieder eingeladen zu allerlei müßigen Unterhaltungen und fiel wieder in die Sünde. Sogleich begab sie sich, ihr Elend recht tief fühlend und ihre Sünde bereuend, zu dem Arzt der Seele, um Heilung für ihre Wunden zu erlangen. Mit Thränen bekannte sie ihren Rückfall. Adelbert verstieß sie nicht. Er empfahl die arme Sünderin der Erbarmung des Herrn und bat um Erleuchtung, daß er sie zurecht bringen möge. Nun forderte er mit aller Strenge, daß sie den Müßiggang meiden, unabläßig mit Handarbeit sich beschäftigen und immer sogleich über jeden geringern Fehltritt sich anklagen sollte. Zugleich ermahnte er sie, ohne Aufhören Reue über ihre Sünden zu bewahren und in der Furcht Gottes zu wandeln, weil sie nie sicher sein dürfe. Misnia folgte den Ermahnungen ihres Beichtvaters und blieb verwahrt vor dem Rückfalle. Nun stellte Adelbert einmal die Frage an sie, ob sie lieber auf dieser Welt oder in der zukünftigen die Strafen für ihre Sünden leiden wolle. Misnia wußte, daß alle Leiden dieser Zeit gering sind im Vergleich mit den Leiden des Reinigungsortes, und sprach: „In dieser Welt möge der Herr schneiden und brennen und kreuzigen, damit er mich in der Ewigkeit verschone.“ Darauf antwortete Adelbert: „Siehe wohl zu, meine Tochter, daß du in dieser Gesinnung verharrest!“ Dann begab er sich ins Gebet und flehte zu Gott, er wolle in seiner großen Barm-

herzigkeit diese Büßerin im gegenwärtigen Leben abbüßen lassen, was sie verschuldet, damit sie vollkommen gereiniget aus der Zeitlichkeit scheiden möge. Gleich am darauf folgenden Tage ward Misnia von solchen Schmerzen befallen, daß sie ganz zusammengekauert in einem Winkel liegen mußte und dann sich hin und herwälzte wie eine Kugel. Während der großen Peinen war sie fast ganz von Sinnen. Nur den süßen Namen des Herrn und der seligsten Jungfrau Maria konnte sie aussprechen. Wo sie diese heiligsten Namen aussprach, ließ der Schmerz immer wieder nach. Sie aber ertrug ihr Leiden mit bewunderungswürdiger Geduld, als ein Unterpfand ihrer zukünftigen, ewigen Seligkeit.

Eine gottgeweihte Jungfrau aus dem Sachsenland, Namens Adelhaid, hatte durch übermäßiges Wachen und Fasten ihre leibliche Gesundheit ganz zerrüttet. Zudem war sie auch in ihrem Geiste verwirrt worden. Die schauerlichsten Phantasien plagten sie die ganze Nacht hindurch, und am Tage war sie von den heftigsten Versuchungen gepeiniget. Ihr Blick war stürmisch, und in ihrem Gang und in all ihren Bewegungen hatte sie etwas Unheimliches und Wildes. Man fürchtete nicht ohne Grund, sie könnte einmal ihr armseliges Leben auf eine recht elende Art enden. Niemand wußte weder Rath noch Hilfe. Endlich brachte man die arme Nonne nach Oberaltaich zu Adelbert. Dieser erkannte bald die gänzliche Unschuld der frommen Dienerin Gottes, die nur wegen Mangel einer weisen Leitung gefehlt hatte. Er bat und beschwor sie, dieß Kreuz von der gütigen Hand Gottes willig anzunehmen und geduldig zu tragen. Der Herr habe dabei seine weisesten Absichten, die ihr, wenn nicht auf dieser Welt, doch gewiß in der Ewigkeit werden offenbar werden. Adelhaid ward ganz beruhiget. Nur eine

Besorgniß sprach sie aus: „Ach, Vater, ich fürchte kein Uebel, als nur die Tobsucht. Vor dieser grauset mir entsetzlich, und darein könnte ich mich nicht schicken.“ Als Adelbert diese Worte vernommen hatte, wurde er vom innigsten Mitleiden gegen dieß arme Geschöpf ergriffen, und flehte mit der ganzen Kraft seines glaubensvollen Gebetes zum Herrn, daß er sich dieses seines Kindes erbarmen und vor solchem Uebel es bewahren wolle. Dann legte er der Kranken die Hände auf, ermahnte sie zum lebendigen Vertrauen auf den Herrn und entließ sie. Adelhaid erfuhr sogleich die Wirkung dieses priesterlichen Gebetes und Segens. Sie erlangte vollkommene Gesundheit des Leibes und Freudigkeit des Geistes, in der sie dem Herrn treu diente bis an ihr seliges Ende.

Als Adelbert einst zur Mettenzeit in der Kirche betete, sah er in einer Vision, wie die heiligen Apostel Petrus und Paulus, die Patronen des Klosters, aus der Kirche hinaus gingen, und nach einiger Zeit sah er, wie sie wieder zurückkehrten, um daselbst ihre Wohnung zu nehmen. Diese prophetische Vision hat sich nach seinem Tode unter dem Abt Konrad erfüllt. Sein Lebensbeschreiber, Pater Dietinger, bemerkt dazu: „Wie wahr der erste Theil dieser Vorhersagung gewesen, erfahren wir seit 60 Jahren zur größten Betrübniß unserer Seele. Wir wollen zu Gott hoffen und ihn darum inbrünstig bitten, daß er auch den zweiten freudigen Theil dieser Vision erfüllen möge.“

Gar oft wurde ihm der Todeskampf irgend eines entfernten Bruders geoffenbaret. Er betete jedesmal für den Sterbenden, und bat auch seine frommen Mitbrüder um ihr Gebet für ihn. Als man ihm einst die Nachricht bringen wollte, der Bruder Ulrich in Niederaltaich sei gestorben, antwortete er: „Das weiß ich gar wohl; er hat ja hier bei mir seine Seele aufgegeben.“

Dem seeleneifrigen Prior war besonders auch die geistige Pflege der Aussätzigen anvertraut. Einst sollte eine gar armselige Person, die vom größten Aussatze befallen war, zum Tode vorbereitet und mit den heiligen Sterbsakramenten versehen werden. Sie lag in einer elenden Wohnung. Der üble Geruch, der die ganze Wohnung anfüllte, war zum Ersticken. Nun machte man Anstalt, die Armselige vor die Pforten des Klosters zu tragen, damit Adelbert sie daselbst versehen könnte. Als er davon hörte, ward er unwillig darüber und sprach: „Was fangt ihr doch an, ohne mir etwas davon zu sagen? Wie sollte ich, armer Sünder, nicht zu einer Person in ihre Wohnung gehen, zu der doch der Allerheiligste, der König des Himmels, selbst kommen will?“ Er ging also in die elende Wohnung, reichte der Kranken die heilige Wegzehrung, betete mit ihr und sprach ihr himmlischen Trost zu. Das Volk wartete draußen und konnte sich nicht genug wundern, wie es der Diener Gottes so lange in diesem Gemache auszuhalten vermochte. Dieß war eben kein Wunderwerk, sondern das Werk eines Heiligen, und als solches mehr als Wunder, die doch nur Zeichen der Heiligkeit sind.

Endlich nahte der Tag seines Hinscheidens. Der fromme Diener Gottes hatte denselben schon längst vorausgesagt. Es war der 26. November 1311. Konrad III. war noch Abt des Klosters, und folgte ihm am 28. des folgenden Monats auf der Reise in die Ewigkeit nach. Eine gottselige Klausnerin auf dem Bogen-Berg sah die Seele des seligen Adelbert als eine brennende Fackel sich zum Himmel erheben, gerade zur Stunde, als der Selige im Kloster zu Oberaltaich verschied. Der nachfolgende Abt Heinrich aber, der aus dem Kloster Rinknach nach Oberaltaich war berufen worden, sah leuchtende Kugeln vom Himmel herabfallen, und

zwar an dieselbe Stelle in der Kirche, wo der Selige seine Grabstätte sich auserſehen hatte.

Der Selige hatte bereits 50 Jahre im Orden gelebt. Unzählige hatten von ihm Belehrung und Trost empfangen. Vielen hatte er durch sein gläubiges Gebet wunderbare Hilfe von Gott erfleht. Als er dahin geschieden war, kamen Viele zu seinem Grabe und baten ihn um seine Fürbitte bei Gott. Viele mit der fallenden Sucht Behaftete und von Fußleiden Gepeinigte erlangten an seinem Grabe vollkommene Heilung. Ganz besonders aber nahm er sich seiner hinterlassenen Mitbrüder an. Wir berichten hier ein Beispiel dieser seiner väterlichen Fürsorge für das Kloster.

Noch zu Lebzeiten des seligen Adelbert lebte im Kloster ein junger Bruder, Namens Bernard Gundakar. Derselbe war von Natur aus sehr leichtsinnig und wankelmüthig, hatte jedoch einen guten Willen. Er lief öfters davon, kehrte aber immer wieder zurück. Als er einst wieder kam und um Aufnahme bat, erklärte man ihm, er werde nur unter der Bedingung aufgenommen, daß er sich zu einer fortwährenden engen Haft verstehe. Bernard war dessen vollkommen zufrieden und hielt sich in seiner Haft vortrefflich. Adelbert hatte mit dem gefangenen Bruder das innigste Mitleiden und bat den Abt Konrad III. öfters, er möchte den standhaften Büßer doch wieder dieselbe Freiheit gewähren, wie sie die übrigen Brüder hätten. Der Abt ließ sich nicht dazu bewegen, obgleich Adelbert erklärte, daß er für Bernard gut stehe. Indessen starb Adelbert, und der Gefangene wurde zum Priester geweiht. Da bat er den Abt, es möchte ihm erlaubt werden, andere Klöster zu besuchen. Der Abt erlaubte es. Bernard hielt sich in einem dieser Klöster sehr lange auf und verdiente sich eine bedeutende Summe Geldes

durch Bücherabschreiben. Jetzt kam wieder seine Wanderlust über ihn. Er nahm das Geld und einen Schüler des Klosters mit sich, und begab sich in die weite Welt hinaus. Er kam aber nicht weit. Als er eine Strecke Weges gegangen war, legte er sich müde und matt auf die Erde hin, um auszuruhen, und schlief ein. Als er wieder erwachte, war der Schüler verschwunden und auch das Geld war dahin. Der Schüler hatte es ihm gestohlen. Ihm aber war im Schlafe der selige Adelbert erschienen und hatte ihn gar ernstlich aufgefordert, wieder zu seinem Abte zurückzukehren und seinem Gelübde treu zu bleiben. Sogleich kehrte er in sein Kloster zurück, bekannte sein böses Vorhaben, und wie ihn der selige Adelbert wieder an seine Pflicht erinnert habe. Der Abt nahm ihn liebevoll auf, und jetzt ging es wieder einige Jahre gut. Nach langer Zeit erhielt er endlich wieder die Erlaubniß, sich in ein anderes Kloster auf einige Zeit zu begeben. Allein kaum hatte er sein Kloster verlassen, befiel ihn ein so heftiger Schmerz, daß er nicht mehr weiter konnte. Er kehrte zurück und ward vollkommen gesund. Noch mehrmal versuchte er es, aber immer mußte er wieder zurückkehren, weil er jedesmal von Schmerzen befallen wurde. Endlich ward er von einer Krankheit heimgesucht, die ihn fortwährend bettliegerig machte. Erst jetzt verging ihm seine Wanderlust. Diese Krankheit sah er als einen Zaum an, den ihm der selige Adelbert gesendet hatte. Mit der größten Geduld ertrug er, ins Bett wie in einen Kerker gebannt, seine vielen Leiden. Unabläßig dankte er seinem seligen Wächter, daß er ihn so treu behütet hatte, und nach langjährigen Leiden verschied er getrost und selig aus dem Gefängnisse seines kranken, erstorbenen Leibes in das selige Land der ewigen Freiheit.

(Hund. Rader.)

---

164. Die selige Nothburga, Dienstmagd.

(Den 14. September.) † 1313.

In der Mitte des 13. Jahrhunderts wurde Nothburga zu Rottenburg, in der Nähe vom Städtchen Schwaz, geboren. Als ihr Geburtsjahr wird 1265 angegeben. Die Eltern waren wohlhabende Landleute und wegen ihrer Rechtschaffenheit und ihres frommen Sinnes allgemein geachtet. Ihre Tochter erzogen sie in der Furcht des Herrn. Ihr einen gründlichen Abscheu vor jeder Sünde und eine kindliche Liebe zu Gott in's Herz zu pflanzen, war das Hauptziel, wornach die Eltern bei Erziehung ihres Kindes strebten.

Nothburga entsprach den Absichten und Erwartungen der Eltern. Sie wandelte in Unschuld, bewahrte die Furcht Gottes in ihrem Herzen und ward immer mehr entflammt von heiliger Liebe zum Herrn. Dabei hatte sie inniges Mitleiden mit allen Armen und Nothleidenden. Diesen Hilfe und Trost zu verschaffen, war nach der Wonne, die ihr Gott im Gebete verlieh, ihre größte Freude.

In ihrem achtzehnten Jahre trat Nothburga beim Grafen Heinrich im Schlosse Rottenburg in den Dienst. Da ward ihr zu Werken der Barmherzigkeit eine weite Thüre geöffnet. Der Graf von Rottenburg war zugleich Oberhofmeister des Fürsten und Grafen Meinhard von Tyrol und Herzogs von Kärnthen, und war sehr reich. Seine Gemahlin Jutta zeichnete sich ebenso durch Wohlthätigkeit gegen die Armen, wie durch ihre Frömmigkeit aus. Auch der Graf war mitleidig und freigebig. Beide lernten bald den großen Schatz würdigen, den sie in ihrer neuen Dienstmagd erhalten hatten. Sie legten ihrem frommen Eifer durchaus keine Hindernisse in den Weg, erbauten sich vielmehr an denselben und wurden

durch sie zur Nachahmung aufgemuntert. Ebenso ließen sie der frommen Nothburga in Uebung der Barmherzigkeit freie Hand. Die treue Dienstmagd gab indessen nur das am eigenen Munde Ersparte an die Armen. Wo aber dieses nicht ausreichte, da wendete sie sich bittend an ihre Herrschaft, daß diese ihre freigebige Hand öffnen möchte. Bald gingen alle Almosen durch die Hand der treuen Dienstmagd. Von Nahe und Ferne kamen unzählige Arme zum Schlosse, und alle wurden gesättiget und mit dem Nothwendigen bedacht. Nothburga ertheilte den Bittenden nebst dem leiblichen Almosen auch Belehrung und Trost. Diese große Freigebigkeit brachte Frieden und Segen in's Haus, und man gewahrte nirgends eine Abnahme. Dabei war die Dienstmagd ebenso wie ihre Herrschaft aufrichtig demüthig und gab in allem Gott die Ehre. Weil sie in solcher Treue dem Herrn diente, darum mußte eine Prüfung über sie kommen, damit sie in allen Stücken bewährt würde.

Der Sohn des Grafen, der, wie sein Vater, auch Heinrich hieß, hatte sich schon bei Lebzeiten seiner Eltern verehelicht. Seine Gemahlin hieß Ottilia. Sie war gerade das Gegentheil von der frommen und barmherzigen Jutta. Ihr war die fromme Dienstmagd, die das Vertrauen der Herrschaft ganz gewonnen hatte, schon vom Anfange her ein Dorn im Auge. So lange indessen die Eltern lebten, konnte sie ihre Feindseligkeit nicht ausbrechen lassen. Nun starb der edle Graf Heinrich, und seine fromme Gemahlin Jutta folgte ihm bald nach. Jutta hatte Zeit und Anläße genug gehabt, den Hochmuth und die Hartherzigkeit ihrer Schwiegertochter kennen zu lernen. Sie hatte eben darum noch auf dem Todbette ihren Sohn ernstlich ermahnt, der Barmherzigkeit gegen die Armen nicht zu vergessen. Zugleich hatte sie ihm die

fromme und treue Nothburga noch besonders empfohlen. Dieses Kleinod des Hauses sollte er achten, und ihre Mildthätigkeit sollte er durch seinen Reichthum unterstützen, dann werde der Segen des Herrn auf seinem Hause bleiben. So hatte sie ihm und seiner Gemahlin Ottilia auf dem Sterbebette noch zu Herzen geredet.

Nothburga ward durch den Tod ihrer geliebten Herrschaft recht tief in der Seele betrübt. Sie ahnte all' das Unheil, das jetzt über sie und über die Armen und über ihre neue Herrschaft hereinbrechen werde. Und bald zeigte sich's, daß sie nicht umsonst geweint, und daß ihre Vorahnung nicht grundlos gewesen. Die neue Herrin verbot der barmherzigen Dienstmagd alles Almosengeben. Selbst ihre eigenen Sparpfennige und die am eigenen Munde abgesparten Bissen durfte sie nicht mehr den Armen und Hungrigen austheilen. Zuletzt wurde ihr auch aller Umgang mit dem Bettelvolke auf's strengste untersagt. Nicht einmal Worte des Trostes durfte sie zu den Unglücklichen mehr sprechen, nachdem ihr schon längst die Hände gebunden und alle leiblichen Werke der Barmherzigkeit unmöglich geworden waren.

Mit all' dem war aber die unbarmherzige Ottilia noch nicht zufrieden. Der Anblick der guten Nothburga war ihr fortwährend ein Vorwurf. Darum sollte sie aus dem Hause entfernt werden. Nach dem Berichte der Legende wurde die mitleidige Dienstmagd auch noch dadurch gepeiniget, daß sie die köstlichen Ueberbleibsel der Mahlzeit, und was sie selber durch ihr Fasten bei Wasser und Brod erübrigt hatte, den Schweinen geben mußte. Im Ersteren gehorsamte sie, aber ihre eigenen Erübrigungen bewahrte sie für die Armen auf und theilte sie ihnen mit.

Darüber kam die geizige Herrin ganz in Wuth. Ihr

Gemahl war eben längere Zeit abwesend gewesen. Nach seiner Rückkehr bestürmte sie ihn unabläßig mit Klagen gegen die Dienstmagd. Weil der Graf von der Redlichkeit seiner Dienstmagd zu sehr überzeugt war, so konnte sie dieselbe nicht der Untreue bezüchtigen. Sie stellte ihm vor, wie gefährlich es sei, wenn unabläßig armes Gesindel in die Nähe des Schlosses komme, wie so leicht ein Einbruch geschehen, wie selbst das ganze Gebäude von demselben in Brand gesteckt werden könne.

Durch solches Klagen ließ sich der schwache Graf endlich doch gegen Nothburga einnehmen. Er trat der guten Magd, als sie eines Abends ihre Erübrigungen den Armen auf die Straße hinausbringen wollte, in den Weg, fuhr sie hart an, und fragte sie, was sie hier forttrage. Nothburga öffnete ihre Schürze und bot ihren Krug dar. Der Graf erblickte in der Schürze nur Holzspänne und fand im Kruge nur Lauge. Darüber ward er sehr erzürnt. Er meinte, Nothburga habe seiner nur spotten und so ihn zum Besten halten wollen. Nothburga aber trug die Speisen in der Schürze und den Wein im Kruge zu den Armen. Diese erquickten sich an der barmherzigen Gabe.

Indessen hatte sich der Graf zu seiner Gemahlin begeben und sich beklagt, wie Nothburga ihn genarrt hätte. Die geizige und neidige Gräfin war hocherfreut, ihren Gemahl endlich einmal gegen die ihr verhaßte Magd eingenommen zu haben, und schürte fortwährend dessen Zorn an. Als Nothburga wieder in's Schloß zurückgekommen war, wurde sie von ihrer Frau mit einer ganzen Fluth von Schmähungen und Lästerungen überhäuft und erhielt den Befehl, sich unverzüglich aus dem Staube zu machen.

Auf alle diese Schmähungen erwiderte die fromme Dienst-

magd keine Silbe. Sie schnürte ihr Bündlein und nahm unter Thränen Abschied vom Schloß. Auf ihrer Wanderung kam sie nach Eben im Innthale. Hier trat sie bei einem Landmanne in Dienst. Die armselige Bauernwohnung, worin der Friede herrschte und Barmherzigkeit geübt wurde, war ihr unendlich lieber, als das gräfliche Schloß, seitdem diese Himmelsgaben daraus entflohen waren. Neben dem Hause stand das freundliche Rupertuskirchlein. Ueber dem Orte ragte der hohe Harterberg mit seiner Spitze bis zum Himmel empor. Alles sagte dem frommen Gemüthe der Nothburga ungemein zu. Die Feldarbeiten verrichtete sie mit Liebe und Freude, im unaufhörlichen Umgange mit Gott. Zu den Bergen erhob sie ihre Augen, um an den zu gedenken, von welchem alle Hilfe kommt. Ihre größte Freude hatte sie an dem Kirchlein, in dem sie jede freie Stunde dem Gebete widmete. Da gedachte sie immer ihrer ehemaligen Herrschaft im Schlosse und betete für deren Heil.

Im Schlosse war es, als wenn mit Nothburga aller Segen ausgezogen wäre. Alles ging durcheinander, und ein Unglück bot dem andern die Hand. Das größte Kreuz war die Erkrankung der hartherzigen Gräfin. Als Nothburga davon Kunde erhielt, eilte sie mit Bewilligung ihres Dienstherrn sogleich in's Schloß, der verlassenen Gräfin ihre Dienste anzubieten. Die Gräfin war durch ihr Elend und durch die argen Schmerzen sehr gedemüthiget worden. Sie erkannte das an der treuen Magd verübte Unrecht und bekannte es. Nothburga ermunterte die Gräfin zur Geduld in ihrem Leiden, zum lebendigen Glauben an die Barmherzigkeit Gottes in Christo und zur aufrichtigen Reue über ihre Sünden. Die Gräfin war wirklich zerknirscht, ermahnte ihren Gemahl zur Wohlthätigkeit gegen die Armen und verschied gläubig, nach-

dem sie noch mehrere Vermächtnisse an die Armen und an die Kirchen verordnet hatte. Zum Heile ihrer Seele stiftete Graf Heinrich aus eigenem Antriebe eine jährliche Spende an die Armen, welche alle Jahre im St. Georgi-Kloster geschehen sollte. Nach dem Tode der Gräfin kehrte Rothburga wieder nach Eben zurück. Sie wollte lieber in ihrer niedrigen Stellung die Arbeiten einer Bauernmagd übernehmen, als fortwährend auf dem schlüpfrigen und gefahrvollen Pfade eines Schloßdienstes wandeln. Zudem hatte sie die christliche Hausordnung des Landmannes liebgewonnen, weil ihr manche Stunde gegönnt war, die sie in heiliger Betrachtung der gnadenvollen Erlösung und der himmlischen Freuden im Rupertuskirchlein zubringen konnte. In solcher Uebung und bei ihrer gründlichen Demuth erlangte die fromme Magd gar bald einen hohen Grad christlicher Vollkommenheit. Das Landvolk in der Nachbarschaft erkannte und verehrte sie als eine treue Dienerin Gottes. Jedermann erbaute sich an ihrer aufrichtigen Frömmigkeit. Viele, jüngere und ältere Leute, nahmen sie zu ihrem Vorbilde und waren bemüht, ihr nachzufolgen. Sie übte vorzüglich auf ihre Hausgenossen einen mächtigen Einfluß. Mehrere derselben brachten ihre freie Zeit, wie Rothburga, betend im Kirchlein zu. Dieß geschah ganz besonders am Samstag Nachmittags, zur Zeit des Feierabends. Damals war es noch Sitte, an jedem Samstage, sobald um 2 Uhr Nachmittags der Sonntag eingeläutet wurde, sogleich die Feldarbeit und auch die schwere Arbeit im Hause zu enden. Man wollte eine Zeit haben, sich auf die Feier des Sonntags vorzubereiten. Diese Zeit brachte man zum Theil mit Beten hin. So war es auch in dem Hause, wo Rothburga diente.

Eines Samstages aber glaubte der Dienstherr, die Arbeit



sei gar zu dringend, und man könne nicht aufhören vor Abend. Es war eben Erntezeit. Nothburga war mit ihrem Dienstherrn und dem übrigen Gesinde auf dem Acker mit Kornschneiden beschäftiget. Sobald die Feierabendglocke ertönte, machte sie ihrer Arbeit ein Ende. Der Bauer war dessen nicht zufrieden. Er schnitt selber fort und verlangte auch von den Andern, die Arbeit fortzusetzen, bis man fertig geworden. Nothburga erinnerte ihn an seine Pflicht, die Satzung der Kirche und den löblichen Gebrauch zu halten, und sich nicht zu versündigen. Als der Bauer die Einwendung machte, es sei ja nur wenig Arbeit noch übrig, damit könne man leicht zu Ende kommen, entgegnete Nothburga mit lebendigem Vertrauen auf Gott: „Wenn ihr euch nicht an das Zeichen der Kirche kehren wollt, das ihr vom Thurme herab vernommen habt, so kehret euch doch an das Zeichen, das ihr sehet!" Mit diesen Worten hielt sie ihre Sichel hoch empor und zog die Hand zurück. Die Sichel aber blieb in der Luft schweben, als wenn sie an einem Nagel aufgehängt wäre. Ueber dieses Zeichen erschracken Alle. Der Bauer aber bat die fromme Dienerin Gottes um Verzeihung, daß er eine solche Anforderung gestellt hatte, und gelobte ihr, nie mehr den Feierabend zu brechen, was er auch gehalten hat.

Nach dem Tode seiner Gemahlin Ottilia wurde der Graf Heinrich von Rottenburg von allerlei Unglücksfällen und Nöthen heimgesucht. Damals (1292) war zwischen dem Erzbischof Konrad II. von Salzburg und den zwei Herzogen Albrecht von Oesterreich und Meinrad von Tyrol und Kärnthen Krieg ausgebrochen. Der Erzbischof wurde unterstützt von dem Herzog Otto III. von Niederbayern, und selbst Heinrichs Bruder Siegfried von Rottenburg war auf Seite des Erzbischofs. Heinrich hielt zu seinem Herzog Meinrad,

dessen Oberhofmeister er war, und hatte dieß schwer zu büßen. Die Leute des Erzbischofs und die Bayern verwüsteten sein Gebiet und zerstörten seine Burgen Rottenburg, Tratzberg, Rettenberg und Friedsberg fast gänzlich. Sein Bruder Siegfried bemächtigte sich fast aller seiner Güter. Endlich wurde am 24. Mai 1293 durch den Frieden zu Linz dem Kriege ein Ende gemacht. Allein jetzt war Graf Heinrich von Rottenburg bereits zum Bettler gemacht. Alle Leute schrieben dieses Unglück seiner Unbarmherzigkeit gegen die Armen und seinem feindseligen Benehmen gegen die fromme Nothburga zu. Heinrich selbst hatte in seinem Elende Zeit genug, über sein früheres Leben nachzudenken. Er wußte noch recht gut, wie es seine frommen Eltern bezüglich der Armen gehalten hatten, und wie ganz anders es unter ihm geworden. Er gedachte des Versprechens, das er seiner Mutter auf dem Todbette gegeben, die treue Dienstmagd stets zu behalten und zu ehren. Er gedachte der schnöden Verstossung dieser treuen Dienerin Gottes und all' des Unheiles, das seitdem über ihn gekommen. Noch hatte er sein Schloß Rottenburg und einige Güter. Allein sonst hatte er nichts; sein eigener Bruder hatte ihn beraubt.

Nun faßte Heinrich den Entschluß, die fromme Nothburga um jeden Preis wieder in sein Schloß zu bringen. Er ritt selbst nach Eben und traf die Jungfrau auf dem Felde arbeitend. Er stieg vom Pferde und bat die fromme Magd demüthig und kniefällig um Verzeihung wegen des Geschehenen und um ihre Rückkehr in das Schloß. Zugleich versicherte er sie, er werde, den Ermahnungen seiner Eltern getreu, das Hauswesen wieder so einrichten, wie es unter ihnen gewesen, und sie sollte, wie damals, freie Verfügung haben bezüglich der Almosenspendung und jeder Unterstützung

der Nothleidenden. Als Schwester und vertraute Freundin sollte sie im Schlosse leben und Gott bitten, daß er in seiner unendlichen Erbarmung nach dieser Demüthigung und Buße ihm wieder seine Gnade und seinen Segen zuwenden wolle. Außerdem machte er ihr die Mittheilung, daß er in nächster Zeit die fromme und edle Jungfrau Margaretha von Hoheneck als seine Gemahlin nach Rottenburg bringen werde.

Nothburga war gerührt über diese Demüthigung und Bußfertigkeit des Grafen. Sie hob ihn von der Erde auf und erklärte ihm mit Thränen in den Augen, sie habe unablässig für ihn und sein ganzes Haus gebetet. Alles Unheil, das ihn getroffen, sei ihr zu Herzen gegangen, und sie wünsche nichts sehnlicher, als daß Alles wieder gutgemacht werde. Zugleich versprach sie ihm, wieder in sein Schloß zurückzukehren und ihm mit derselben Treue zu dienen, mit der sie seinen Eltern gedient hatte.

Nothburga kam wirklich wieder in's Schloß. Die ganze Umgegend, zumal die Armen, waren darüber hocherfreut. Alles wurde wieder in den frühern Zustand gesetzt, wie es zur Zeit der Eltern Heinrich's gewesen war. Die neue Gräfin Margaretha war ganz das Abbild der seligen Schwiegermutter Jutta. Sie hatte selbst inniges Erbarmen mit allen Nothleidenden und fand in den Werken der Barmherzigkeit ihren größten Trost. Nothburga war wieder Mutter der Armen und konnte weit reichlicher mittheilen, als jemals. Je mehr man aber austheilte, desto reichlicher ward der Segen des Herrn über das Haus ausgegossen. Die Ehe des Grafen mit Margaretha wurde mit mehreren Kindern gesegnet. Nothburga nahm sich der lieben Kleinen mit sorgfältiger Treue an und half sie erziehen in der Furcht des Herrn. Der Graf kam nicht bloß zu neuem Reichthum, sondern auch zu

Würden und Ansehen. Nach dem Tode des Herzogs Meinrad im Jahre 1305 wurde dessen Sohn Heinrich zum König von Böhmen erwählt. Dieser nun übertrug dem Grafen Heinrich von Rottenburg das Burggrafenamt von Tyrol und machte ihn zum königlichen Hofmeister und Landeshauptmann an der Etsch.

Nicht so gut ging es beim Bauern in Eben, als Nothburga sein Haus verlassen hatte. Dieser Mann verarmte gänzlich und hatte bald weder Nahrung noch Gewand. Er nahm zur mitleidigen Dienstmagd seine Zuflucht und erhielt von ihr die nothwendige Unterstützung. Die zeitliche Noth förderte das Heil seiner Seele ungemein. Früher war er für alle Ermahnungen seiner frommen Magd ganz taub gewesen. Das Unglück aber hatte sein stolzes und hartes Herz mürbe und für die ewigen Wahrheiten empfänglich gemacht. Er kam sehr oft zu Nothburga in's Schloß und empfieng leibliches und geistliches Almosen mit aufrichtigem Danke eines bußfertigen Herzens. Seine Lebenstage dauerten nicht mehr lange. Er starb noch vor Nothburga getrost im Herrn.

Die treue Dienerin des Herrn lebte in dieser Stellung noch gegen zwanzig Jahre. Sie sah die neue Familie heranblühen, während sie selber mit jedem Tage mehr für die Ewigkeit heranreifte. In fortwährender Abtödtung und im unabläßigen Wandel vor Gott erwarb sie jene Vollkommenheit, in der man dem Apostel nachsprechen darf: „Ich verlange aufgelöst und bei Christus zu sein." Endlich befiel sie eine Krankheit. Sie erkannte dieselbe sogleich als einen Vorboten des nahen Todes. Sie bat um die Ertheilung der Sterbsakramente und bereitete sich zum nahen Hinscheiden vor. Der Graf und alle die Seinigen erschracken bei dieser

Kunde. Alle begaben sich zur Kranken. Sie aber redete Allen recht liebreich zu Herzen, und gab insbesondere den Kindern recht rührende Ermahnungen. Am Feste der Erhöhung des heiligen Kreuzes 1313 verschied sie sanft und selig im Herrn. Sie hatte nicht mehr als 48 Jahre erreicht. Die Trauer um die Selige war eine allgemeine.

Der Graf ließ den Leichnam der Seligen, wie sie ihn darum gebeten hatte, auf einen Wagen laden, vor dem zwei Ochsen angespannt wurden. Die ganze Menge, von einem Priester begleitet, folgte dem Leichenwagen, bis die Ochsen mit demselben an den Inn kamen. Der Legende zufolge wären dann die Ochsen trockenen Fußes sammt dem Wagen und der Leiche über den Inn gegangen. Nach einer andern Sage hätte sich der Inn, wie einst das rothe Meer, getheilt, und die Ochsen wären auf dem Grunde des Flußes hinübergegangen. Jenseits des Flußes gingen die Thiere nach Jenbach. Hier hielten sie an. Zum Andenken an diesen wunderbaren Zug ließ Graf Heinrich daselbst ein Kirchlein erbauen, das noch heutigen Tages steht. Von da zogen die Ochsen nach Kaßbach, wo sie im Schatten einer Linde zum zweiten Male ausruhten. Dann aber eilten sie nach kurzer Rast, ohne daß Jemand sie antrieb, nach Eben zu dem Rupertuskirchlein. Der Graf ließ auch zu Kaßbach ein Kirchlein erbauen. Nachdem die Leiche in das Rupertuskirchlein gebracht war, zogen die Ochsen mit dem leeren Wagen wieder ab. Alles Volk, das über den Inn gebracht worden war, pries Gott über diese wunderbare Leichenfeier. Der Leichnam der Seligen wurde vor dem Altare des Kirchleins in die Erde gesenkt und ruhte lange Zeit an derselben Stelle.

Das bisherige Kirchlein ward nun zum Chore einer großen Kirche, die man daranbaute, verwendet, und die neue

Kirche wurde vom Weihbischof Albert von Brixen im Jahre 1434 feierlich eingeweiht. Diese Kirche nannte man jetzt die St. Nothburga-Kirche. Einundachtzig Jahre später (1515) hat Kaiser Maximilian I. mit dem Weihbischof Schroffenstein eine weitere Verschönerung der Kirche angeordnet. Der heilige Stuhl erlaubte, daß man in dieser Kirche das Fest der heiligen Nothburga feierlich begehen dürfe. Später ist ihr Leichnam erhoben, kostbar gefaßt und in stehender Stellung auf dem Altare ausgesetzt worden. Die vielen Wunder, welche daselbst auf die Fürbitte der seligen Dienerin Gottes geschahen, zogen immer mehrere Gläubige nach Eben und machten den Ort zu einem weit und breit berühmten Wallfahrtsort.

(Bolland. Rader.)

---

165. Der selige Heinrich von Bozen, Einsiedler.

(Den 10. Juni.) † 1315.

Unter Kaiser Friedrich II. (1215—1250) wurde der größte Theil des Gebietes, das man jetzt Tyrol nennt, und das ehedem zu Bayern gehörte, in eine für sich bestehende Grafschaft verwandelt und von Bayern ganz getrennt. Der erste Herrscher dieses Landes war Graf Albert von Tyrol († 1254). Sein Schwiegersohn, Graf Meinhard von Görz, erbte die Grafschaft. Fast 100 Jahre später (1342) kam Tyrol nochmal an Bayern. Damals war von Meinhard's Nachkommen nur mehr eine Tochter übrig. Diese hieß Margaretha Maultasche und heirathete Ludwig den Brandenburger, den Sohn Ludwig des Bayers. Kurz vor dieser Wiedervereinigung Tyrols mit Bayern lebte in dem seit uralten Zeiten bayerischen Lande der fromme Einsiedler, Heinrich von Bozen.

Derselbe wurde in seiner Jugend aus seiner Vaterstadt vertrieben. Einige berichten, es hätte damals, in der Mitte des 13. Jahrhunderts, in Botzen ketzerische Leute gegeben welche die Frömmigkeit und Gottseligkeit des Jünglings nicht ertragen konnten. Er begab sich nach Treviso in Oberitalien. Hier lebte er von der Arbeit seiner Hände. Weil er äußerst mäßig war und strenge Fasten hielt, so konnte er von seinem Taglohn viel erübrigen. Alles Erübrigte theilte er unter die Armen aus. Zugleich ermahnte er dieselben, ihre Armuth in Geduld zu ertragen und dadurch das Himmelreich an sich zu reissen. Dabei hatte er viel Spott und Verachtung zu leiden. Denn die eitle Welt kann die christliche Einfalt nicht leiden und muß jeden treuen Nachfolger des Herrn verfolgen.

Die Besseren und Verständigeren von Treviso hatten Ehrfurcht vor dem frommen Arbeiter. Am meisten bewunderten sie seine außerordentliche Geduld bei allen Unbilden, die man ihm zufügte, und die reichlichen Almosen, die er spendete. Nie konnte man an ihm die geringste Spur von Unwillen und Zorn wahrnehmen.

Wie er an Werktagen unermüdet der leiblichen Arbeit oblag, so widmete er alle Stunden des Sonntags und der Festtage dem Gebete. Nie versäumte er eine Predigt. Seine größte Freude und sein Trost war es, das Wort Gottes zu vernehmen. Gott der Herr erleuchtete ihn innerlich, daß er eine ausgezeichnete Kenntniß der ewigen Wahrheiten erlangte. So oft es ihm erlaubt wurde, ging er zum Tische des Herrn. Zu diesem heiligsten Geheimnisse bereitete er sich jedesmal durch ein reumüthiges Bekenntniß seiner Fehler vor.

Unter seinem gewöhnlichen Kleide trug Heinrich ein Gewand aus rauhen Haaren. Um die Lenden hatte er einen Bußgürtel von spitzigem Eisendraht. Gar oft geißelte er sich

mit Stricken und Ketten, und schlug sich mit einem Stein an die Brust. Sein Gewand war ganz ärmlich. Hatte er ein besseres Kleid erhalten, so vertauschte er es mit dem eines greisen Bettlers, der sich nicht mehr durch Arbeit wärmen konnte und darum ein besseres Gewand nothwendig hatte.

So lebte der unermüdete Arbeiter bis in sein hohes Alter. Jetzt wurde er ganz gebeugt und konnte gar nicht mehr aufrecht stehen. Auch das Gehen wurde ihm recht beschwerlich. Dessenungeachtet arbeitete er, so viel ihm nur möglich war, und alle Tage ging er jetzt in die Kirche. Auf einen Stecken sich stützend, machte er den mühsamen Weg. Er hatte keine eigene Herberge und konnte bei den Leuten, die ihn bisher in ihrem Hause behalten hatten, nicht mehr wohnen. Jetzt nahm sich ein edler Bürger, Namens Jakob Kastagnoli, seiner an. Im Hause dieses Mannes erhielt er freie Wohnung und die Zusicherung, daß man ihm auch die nothwendige Nahrung reichen werde, wann er in Noth kommen sollte. Nun hatte er doch, wo er sein Haupt hinlegen konnte,- ein ganz enges Kämmerlein mit einem Fensterchen, durch das ein wenig vom Tageslichte hereinschimmerte. In dem Kämmerlein verlebte der gebrechliche Greis seine seligsten Stunden im Umgange mit Gott. Wo es ihm immer möglich war, begab er sich in das Haus des Herrn, das er für seine eigentliche Heimath ansah.

Einst betete er mit vielen Anderen über den Gräbern für die Verstorbenen. Da fiel plötzlich ein Platzregen über dem Gottesacker auf die Betenden. Alle eilten in die nächsten Häuser, um nicht durchnäßt zu werden. Heinrich konnte sich in seiner Gebrechlichkeit nicht flüchten. Er blieb auf dem Gottesacker unter freiem Himmel stehen. Der Platzregen berührte ihn mit keinem Tropfen. Die Leute sahen ihn nach

dem Unwetter ganz trocken daherkommen und staunten über dieses Wunder.

Bei seinem Hinscheiden läuteten alle Glocken der Kirchen zu Treviso von selbst. Auf dieß hin eilten eine Menge Menschen zu der Wohnung hin, wo er verschieden war. Unter diesen waren viele Kranke und Presthafte. Viele derselben nahmen ihre Zuflucht zu der Fürbitte des treuen Dieners Gottes. Da erhielten denn mehrere Blinde ihr Gesicht, Stumme ihre Sprache, Taube ihr Gehör, und viele Leidende wurden von ihren Schmerzen befreit. Er starb um das Jahr 1315. Der Leichnam des Seligen blieb acht Tage lang in der Domkirche ausgesetzt. Der Zulauf des Volkes war außerordentlich. Jedermann wollte eine Reliquie von seinem Gewande haben. Die Leiche war einem Schlafenden ähnlich. Die Glieder blieben weich und gelenkig. Ungeachtet der heißen Junitage bemerkte man keine Spur der Verwesung an ihm. Statt dessen verbreitete sich lieblicher Wohlgeruch um die Leiche. Am 4. und 5. Tage floß frisches wohlriechendes Blut aus derselben. Am 8. Tage wurde der Leichnam in einen marmornen Sarg gelegt und gerade da, wo er ausgesetzt war, in ein Grab versenkt. Ueber dem Grabe erbaute man einen Altar. Fortwährend strömten ganze Schaaren zu dem Grabe des Seligen, so daß die Domkirche sie oft nicht fassen konnte. Täglich sah man Elende und Presthafte, die bei Heinrich Hilfe suchten. Auf Befehl des Bischofs, der das Leben des Seligen beschrieb, wurden die Wunder, die an seinem Grabe geschahen, aufgezeichnet und untersucht. Man zählte 349 ganz zuverläßige Wunder. Diese Erfahrungen machten auf das Volk einen großen, heilsamen Eindruck. Verhärtete Sünder wurden bekehrt, verjährte Feindschaften aufgehoben, und Liebe und Friede kehrte wieder in die beglückte

Stadt. Schon war beschlossen worden, den päpstlichen Stuhl um die Heiligsprechung des frommen Dieners Gottes anzugehen, als ein leidiger Krieg dieses Vorhaben wieder vereitelte.

Ueber dem Kämmerlein, in welchem der selige Heinrich in der letzten Zeit gewohnt hatte, wurde eine Inschrift angebracht, die von seinem Leben und Tode Nachricht gibt und der vielen Wunder erwähnt, die auf seine Fürbitte gewirkt wurden. Im Jahre 1381 wurde der Sarg des Seligen geöffnet, und sein heiliger Leib feierlich ausgesetzt. Er war noch ganz unverwesen und verbreitete einen wunderbar lieblichen Geruch. Gerade so fand man es, als man im Jahre 1712 den heiligen Leib auf den Hochaltar der Domkirche übersetzte. Daselbst ruht er nun in einem marmornen Sarge, den man von vorne öffnet, so daß man den heiligen Leib durch Krystallglas sehen kann. Er wird alle Jahre viermal dem Volke gezeigt, und die Gläubigen verehren diesen ihren seligen Fürsprecher mit den übrigen Patronen der Stadt. Auch das am 4. und 5. Tage nach seinem Tode aus dem Leichnam fließende Blut wird neben demselben in einem Glase aufbewahrt. Ueberdieß zeigt man das Gewand, in welchem der Selige gestorben ist, nebst den Geißeln und Bußgürteln, diesen Zeugnissen seines strengen Büßerlebens.

(Rader u. Tyroler-Ehrenglanz.)

---

166. Der selige Friedrich, Augustiner in Regensburg. † 1329.

Von der Abstammung und Jugendgeschichte dieses Seligen ist nichts aufgeschrieben worden. Wir finden ihn sogleich als Laienbruder im Augustinerkloster zu Regensburg. Es ist uns

ein Beispiel, wie wohlgefällig vor Gott eine kindliche Einfalt und eine treubewahrte Unschuld ist, und wie reichlich einem solchen Grunde alle Tugenden und wunderbaren Gaben Gottes entkeimen. Seine Tugendwerke und die von Gott ihm verliehenen Gnadengaben sind in der Kirche seines Ordens zu Regensburg in Gemälden dargestellt worden. Wie wir an Albert dem Großen die himmlische Weisheit bewundern, die der gütige Gott ihm verliehen, so bewundern wir an diesem, dem Albert fast gleichzeitigen Jünger des heil. Augustin, die göttliche Einfalt und Kraft der heiligen Liebe.

Der selige Bruder Friedrich hatte seine Freude an den niedrigsten Arbeiten und Dienstleistungen, die er im heiligen Gehorsam verrichten konnte. Ihm war auch die Besorgung der Armen übertragen. Mit innigstem Mitleiden theilte er an dieselben aus, was für sie bestimmt war. Oefters aber, wenn nichts mehr vorräthig war, gab er auch von dem, was man ihm und den übrigen Brüdern bestimmt hatte. Er hatte das feste Vertrauen, der barmherzige Gott werde es wieder ersetzen und sie wegen dieser Barmherzigkeit gegen die Nothleidenden keinen Mangel leiden lassen. Dieß sein Vertrauen hat der allmächtige Gott in wunderbarer Weise als ein ihm wohlgefälliges bestätiget. Einst trug der mitleidige Bruder wieder Brod und andere Speisen zur Pforte hin. Es war nicht die gewöhnliche Zeit, da man die Armen zu speisen pflegte. Da begegnete ihm der Prior des Klosters und fragte ihn, was er da forttrage. Friedrich öffnete seine Schürze, in der er das Almosen trug, und zeigte, ohne etwas zu sagen, Alles seinem Vorgesetzten. Dieser sah nichts als Schaiten und Hobelspäne in der Schürze, und ließ den Bruder im Frieden gehen. Dieser kam an die Pforte und theilte das Mitgebrachte an die Armen aus. Die Armen fanden

nun keine Schaiten und Hobelspäne, sondern die nahrhaftesten Speisen, und dankten Gott für die gütige Erquickung durch den barmherzigen Bruder.

Einst war Bruder Friedrich im Keller, um Wein herauf zu holen. Er war eben daran, den Wein aus dem Fasse in den Krug herauszulassen, und hatte den Reiber des Hahnen in seiner Hand. Da rief ihn plötzlich der Prior des Hauses, daß er kommen sollte. Friedrich war so beeilt, dem Rufe des Obern zu gehorsamen, daß er augenblicklich Alles stehen ließ und sich zum Prior begab. Dieser sah, als Friedrich vor ihm stand, daß er noch den Reiber vom Hahnen in seiner Hand trug, und lief sogleich mit dem gehorsamen Bruder in den Keller. Aber wie erstaunt war er da! Der Krug war gefüllt, aber außerdem war keine Spur zu sehen, daß auch nur ein Tropfen Wein aus dem vollen Fasse ausgelaufen wäre. Bruder Friedrich gab Gott die Ehre, daß er wegen seiner Eilfertigkeit dem Kloster keinen Schaden hatte zukommen lassen. Alle Andern aber erkannten dieß wunderbare Ereigniß als eine Wirkung des pünktlichtreuen Gehorsams.

Aehnliche Wunder geschahen mehrere. Einst hatte Friedrich ein gar großes Verlangen, seinen Obern durch frische Blumen zu erfreuen. Es war eben Winterszeit, und weit und breit waren keine Blumen zu erfragen. Wie nun der fromme Bruder ganz allein vor dem Allerheiligsten betete, wurde auf einmal von unsichtbarer Hand ein Bündelchen Blumen auf den Altar gelegt. Friedrich nahm die Blumen und brachte sie seinem Prior, der sich darüber höchlich verwunderte.

Seine größte Glückseligkeit fand der fromme Bruder darin, daß er vor Beginn der Arbeit dem heiligsten Meß-opfer beiwohnen und gar oft die heilige Kommunion empfangen durfte, und daß er auch nach vollendeter Arbeit noch das

Allerheiligste besuchen und anbeten konnte. Eines Tages mußte er, weil die Arbeit eben sehr dringend war, während der heiligen Messe in der Holzhütte das nothwendige Brennholz zurecht richten. Auf einmal erwachte in ihm ein sehnsüchtiges Verlangen nach der Vereinigung mit seinem Heiland in der heiligen Kommunion. Das Verlangen steigerte sich bis zur Entzückung, und es ward ihm, als wenn ihm wirklich der Leib des Herrn durch Engels Hand in den Mund gelegt würde. Daß dieß keine Einbildung gewesen, hat sich alsbald bewiesen. Dem Priester, der die Messe las, kam vor der Kommunion ein größeres Stück von der consekrirten Hostie abhanden. Er suchte mit aller Sorgfalt und Aengstlichkeit längere Zeit, ohne das Verlorne finden zu können. Auch ausser der Kirche wurde es bekannt, daß man sehr bekümmert nach der verloren gegangenen Hostie suche. Nun bekannte Friedrich in tiefer Demuth, daß ihm vor Vollendung der heiligen Messe dieser Theil der Hostie gereicht worden sei. Zugleich bat er, daß man doch von dieser unverdienten Gnade, die ihm zu Theil geworden, nicht reden wolle.

Friedrich hatte auch die Kranken zu pflegen. Er that dieß mit unverdrossenem Eifer und mit innigster Theilnahme. Einst hatte er mehrere Nächte bei einem Kranken gewacht, und war endlich vor Müdigkeit eingeschlummert. Während er schlief kam ein Engel, bediente den Kranken und tröstete den ermüdeten Krankenwärter, als dieser aufwachte, in wunderbarer Weise. Als der Engel wieder verschwand, fühlte sich der Kranke vollkommen gesund.

So lebte der ehrwürdige Bruder bis zum Jahre 1329. Der Tag seines Todes ist nicht aufgeschrieben worden. Nach seinem Tode kamen viele Kranke zu seiner Leiche und erhielten, indem sie den Leichnam des Seligen berührten, ihre

Gesundheit wieder. Das Grab ist so schlecht, daß wohl zu wünschen, eine solche Tugend wäre mit einem ehrlichern versehen. So schrieb P. Raßler vor 150 Jahren. Beim Abbruch der Augustinerkirche (1816) ist dieses Grabmal wohl ganz zerstört worden.

(Rader.)

167. Der selige Marquard Weißmaler, Franziskaner in München.

(Den 29. Mai.) † 1337.

Die Jünger des heiligen Franziskus hatten schon vor dem Jahre 1280 in München ein Kloster. In diesem Jahre wies nämlich Ludwig der Strenge das Kloster am Anger, das bisher die Minoriten inne gehabt hatten, den Clarissinen an. Den Minoriten aber übergab er ein Haus neben dem sogenannten alten Hof als ihr Klostergebäude, und im Jahre 1289 baute er ihnen eine Kirche dazu. Kirche und Kloster wurden im Jahre 1327 durch eine Feuersbrunst zerstört. Einige Jahre später, 1380 bauten zwei adeliche Brüder, Gabriel und Vinzenz Riedler das Kloster sammt der prachtvollen Kirche neu auf. Vinzenz trat selbst in den Orden und starb als Franziskaner im Jahre 1408 eines seligen Todes.

Während dieses Brandunglückes lebte in dem genannten Kloster ein heiliger Mann, Namens Marquard Weißmaler. Von seinem Leben wissen wir nur, daß er siebzehn Jahre lang an Händen und Füßen gelähmt, ganz contrakt dagelegen, und daß man ihm wie einem Kinde das Essen in den Mund geben mußte. In diesem Elende bewies er eine wundersame Geduld und Ergebung in den heiligen Willen Gottes. Er war nur Laienbruder, aber ausgezeichnet durch himmlische

Weisheit und innige Andacht. Seine Geduld und Innigkeit war allen Brüdern zur Erbauung, und sein Gebet war ihnen ein großer Trost. Er starb im Jahre 1337, also zehn Jahre nach dem Brandunglücke, selig im Herrn. Seine Heiligkeit war schon während seines Lebens den Mitbrüdern bekannt, wurde aber nach seinem Tode allgemein offenbar. Ein blind gebornes Mädchen erhielt, während es an seinem Grabe betete, das Augenlicht. Drei armselige Menschen, die ganz contrakt zu seinem Grabe gebracht wurden, erhielten auf seine Fürbitte die geraden Glieder wiederum. Während der heilige Johannes Capistran in München sich aufhielt, im Jahre 1456, kam ein Knabe, der von den schrecklichsten Steinschmerzen gepeiniget wurde, zu dem Grabe des Seligen und betete. Während seines Gebetes wurde er von den Schmerzen vollkommen und für sein ganzes Leben befreit. Auch ein Anderer wurde durch die Fürbitte des Seligen von demselben Uebel geheilt. Sein Grab war neben dem Altare des heiligen Georg, der später in den Altar des heiligen Ordensstifters Franziskus umgewandelt wurde.

Im Jahre 1405 den 29. Mai geschah die feierliche Erhebung der Gebeine des ehrwürdigen Dieners Gottes. Sie wurden in einen metallenen, vergoldeten Sarg gelegt und nebst andern Reliquien auf dem Hochaltar zur Verehrung öffentlich aufgestellt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die ehrwürdigen Gebeine zertheilt, kostbar gefaßt und in zwei vergoldete Kästchen gelegt. Das eine dieser Reliquienkästchen kam auf den Franziskusaltar, das andere aber auf den Altar Mariä Schnee. Das Haupt des Seligen brachte man in die Kirche des Bittrich-Regelhauses, in dem Schwestern des dritten Ordens nach der Regel ein gemeinsames Leben führten. Dermalen, wo beide Kirchen zerstört sind, weiß man wenig mehr

von dem Seligen, noch weniger von neuen Wundern. Raderus gibt den Grund an:

Marquard ist für uns verloren.
Man erweist ihm keine Ehr'.
Das Gebet ist eingefroren,
Darum keine Wunder mehr.

(Rader. Wadding.)

168. Die seligen Brüder Hermann und Otto, Mönche von Niederaltaich und Einsiedler.

(Den 28. Dezember) † 1326 u. 1344.

1. Aus dem Leben des heiligen Bischofs Gotthard, der früher Abt von Niederaltaich gewesen, kennen wir dieses Kloster und dessen Gründung. (I. Bd. S. 513.) Auch im Leben der seligen Salome und Judith wurde dessen erwähnt. (I. Bd. S. 670). In dieses Kloster kam in den Zeiten des Kaisers Ludwig des Bayer (1314—1347) ein frommer Pilger, Namens Hermann, mit seinem Bruder Otto. Sie waren gebürtig von Heidelberg. In aller Gottesfurcht auferzogen, fühlten sie in sich den Beruf, die Welt zu verlassen und in strengster Selbstverleugnung dem Herrn zu dienen.

Im Jahre 1320 empfing Hermann das Ordensgewand. Wie einst der heilige Günther, der in diesem Kloster die Gelübde abgelegt, nach Art der frühern Einsiedler sich in die Waldeinsamkeit zurückgezogen, um in strengster Selbstverleugnung und in unablässigem Gebete Gott zu dienen (I. B. S. 538), so zog sich auch Hermann in eine benachbarte Einöde im Nordwalde zurück. Er hatte in die Hände des Abtes von Niederaltaich die feierlichen Gelübde abgelegt und stand unter dem Gehorsam desselben.

Hermann erbaute sich in dieser Einsamkeit, in einiger Entfernung von dem Orte Regen, eine Zelle und lebte eine Zeit lang in derselben ganz dem Gebete und der Betrachtung der ewigen Wahrheiten. Allein diese Einsamkeit wurde wegen der Nähe bewohnter Orte vielfach gestört. Hermann verlangte nach vollkommener Abgeschiedenheit und begab sich in die Gegend von Zwiesel. Hier in der von Wald umgebenen Ebene, die man später Frauenau nannte, lebte er eine Zeit lang ein ganz in Gott verborgenes Leben der Abtödtung und der Gottseligkeit. Allmählig erfuhren die Leute der Umgegend seinen Aufenthalt. Sein außerordentlich strenges Leben machte Aufsehen. Die Leute faßten großes Vertrauen zu dem frommen Einsiedler. Hermann war wirklich im geistlichen Leben schon so befestiget, daß ihn der Verkehr mit den Gläubigen in seiner Gottinnigkeit nicht mehr störte. Obwohl er nicht Priester war und aus Demuth es nicht werden wollte, so gab er doch den Gläubigen, die zu ihm kamen, heilsame Lehren und erweckte in vielen den Geist der Buße. Insbesondere nahm er sich der verzagten und kleinmüthigen Seelen an und stärkte sie durch göttlichen Trost aus dem Worte Gottes. Gott der Herr hatte ihm den Blick in das Innerste der Menschenherzen verliehen. Darum konnte er für jede Seelenkrankheit leicht die rechte Arznei finden und jedes, auch noch so verborgene Geschwür der Seele in entsprechender Weise heilen. Die Frommen erbauten sich an seinem Beispiele, und lernten von ihm Beharrlichkeit im heiligen Streben nach Vollkommenheit. Die Sünder wurden durch sein mächtiges Wort erschüttert und zur Buße geleitet. Auch die zeitlichen Nöthen der Gläubigen gingen ihm zu Herzen. Vielen erwarb er durch sein gläubiges Gebet wunderbare Hilfe in ihren Leiden und Drangsalen. Seine segenvolle Wirksamkeit dauerte

nur kurze Zeit. Schon im Jahre 1326 rief der Herr seinen treuen Diener zu sich. Sein Leichnam wurde vor der Kirchthüre zu Rinknach begraben. Daselbst erbaute man ihm zu Ehren eine kleine Kapelle. Auch in Bischofsmais wurde seinem Andenken eine Kapelle erbaut, die von andächtigen Wallfahrern häufig besucht ward.

2. Otto war mit Hermann nach Niederaltaich gekommen. Er empfing die geistlichen Weihen und begab sich zur selben Zeit mit Hermann in die Einsamkeit, aber nach einer andern Richtung hin. In den schauerlichen Steinklüften gegen Böhmen suchte er die Stätte, in der er ein beschauliches Leben zu zu führen entschlossen war. Hier blieb er gegen zehn Jahre, und erreichte eine hohe Stufe christlicher Vollkommenheit.

Indessen war an die Stelle seines seligen Bruders in Frauenau ein anderer Einsiedler gekommen, Hartwig von Doggenberg. Derselbe hatte mehrere Zellen erbaut zur Aufnahme von Brüdern, die in gänzlicher Abgeschiedenheit Gott dienen wollten. Als Otto davon Kunde erhielt, verließ er seinen bisherigen Aufenthalt in der Waldschlucht und begab sich zu Hartwig. Hier trat er ganz in die Fußstapfen seines seligen Bruders. Er war Lehrer und Tröster der Gläubigen, die zu ihm ihre Zuflucht nahmen.

Einst kamen auch Räuber in diese Einsiedelei. Sie hofften bei diesen Männern, die bei dem Volke so viel galten, auch Schätze zu finden. Allein die treuen Diener Gottes nahmen von den Leuten nichts an, und sie bedurften auch nichts, außer der kümmerlichen Nahrung. Die Räuber suchten und gruben überall nach. Alles war umsonst. Erzürnt über diese vergebliche Mühe mißhandelten sie die frommen Einsiedler in grausamer Weise.

In dieser Einsamkeit lebte Otto neun Jahre. Der

Herr hatte ihm den Geist der Weissagung und die Wundergabe verliehen. Mehr aber als durch diese Gaben glänzte der treue Diener des Herrn durch seine herrlichen Tugenden. Während seines Aufenthaltes in Frauenau kam ein junger Mann, Namens Degenhart zu ihm, um unter seiner Leitung ein gottseliges Leben zu führen. Jetzt wurden sie veranlaßt, die Wohnstätte des seligen Hermann zu verlassen und sich auf den Frauenberg zu begeben. Auch Hartwig zog mit ihnen. Dieß geschah im Jahre 1341. Hier lebte Otto noch drei Jahre lang. Er war Vorbild und Lehrer seiner Genossen.

Schon waren 18 Jahre seit dem Heimgang des seligen Hermann verflossen. Auch Otto sehnte sich nach den himmlischen Wohnungen. Im Jahre 1344, in jener traurigen Zeit, da auf unserm Bayernlande das Interdikt lastete, verschied der fromme Einsiedler selig im Herrn, drei Jahre vor dem großen Kaiser Ludwig dem Bayer. Sein Leichnam wurde in die Abtei Niederaltaich gebracht und daselbst neben dem Altar des heiligen Benedikt und des heiligen Gotthard beigesetzt. In der Folgezeit wurde durch die verschiedenen Neubauten Alles so verändert, daß man selbst den Ort, wo der Leichnam des Seligen ruht, nicht mehr angeben konnte. Nur das Andenken an ihn blieb im Kloster bis zu dessen Ende im Segen.

(Lechner. Butler.)

---

169. Die selige Margaretha Ebnerin, Nonne in Maria-Medingen, in Schwaben.

(20. Juni.) † 1351.

Margaretha Ebnerin wurde geboren im Jahre 1291 in der freien Reichsstadt Nürnberg. Sie gehört ihrer Geburt nach dem Geschlechte der Patricier an, und war eine Ver-

wandte, nicht aber eine Schwester der seligen Christina. Die Eltern waren eben so ausgezeichnet durch Tugenden und erbaulichen Wandel, wie durch ihren Adel.

Außer der vortrefflichen Erziehung, welche der Margaretha durch ihre Eltern zu Theil wurde, stand dieselbe von ihrer frühesten Kindheit an noch in einer besonderen, höheren Zucht. Das Kind hatte, wie es der selige Suso von sich sagt, ein gar minnereiches Herz, und die ewige Weisheit, deren Lust es ist, bei den Menschenkindern zu sein, offenbarte sich dem zarten Mädchen als der einzige, aller Liebe des Herzens würdige Gegenstand. Sie lernte ihren Heiland schon frühe als den Geliebten ihrer Seele erkennen und lieben. Um ihm vollkommene Treue zu bewahren, und der innigsten Vereinigung mit ihm gewürdiget zu werden, faßte die von Liebe entflammte Margaretha den Entschluß, die Welt zu verlassen und in einem Kloster sich ganz dem Leben höherer Vollkommenheit zu weihen. Nachdem sie dazu von ihren Eltern die Erlaubniß erhalten hatte, begab sie sich in das Kloster Maria Medingen, in der Nähe von Dillingen, damals zu Pfalz-Neuburg gehörig. Hier wurde die fromme Jungfrau mit Freuden aufgenommen und empfieng das Ordenskleid des heiligen Dominikus.

Wie sehr ihr die Heiligung ihres ganzen Wesens, vom ersten Eintritt in's Kloster angefangen, stets am Herzen gelegen, beschreibt diese gottliebende Seele selber: „Vor allen Dingen verwahrte ich mich und entzog ich mich jedem Gedanken, der mich beunruhigen und in meinem Gebete stören konnte. Zugleich gab ich mir Mühe, ohne Aufhören gesammelt zu bleiben, sowohl beim Essen und Trinken, als auch beim Schlafen und in jedem Geschäfte. Ich mochte keine Rede anhören, die sich nicht auf Gott bezog. Am meisten zuwider

war es mir, wenn man in meiner Gegenwart von Jemanden übel redete oder ihn hart beurtheilte. Da mußte ich oft weinen und wurde krank vor Unmuth darüber. Oft empfand ich solche üble Eindrücke ein halbes Jahr lang und mußte sehr darunter leiden. — Mein Herr, Jesus Christus, weiß es, wie gerne ich einem Jeden zu Hilfe käme, von dem ich weiß, daß er im Leiden ist. Immer hatte ich innigstes Erbarmen und Mitleiden gegen jeden Menschen, den ich im Leiden sah, er mochte Freund oder Feind sein. Mit der Gnade Gottes habe ich mich von Jugend auf gehütet, einen Menschen je zu betrüben. Nie konnte ich gegen Jemand hart sein, und nie wurde ich von einem Menschen betrübt."

„Sah ich, daß es in unserm Kloster nicht recht herging, mochte es in geistlichen oder leiblichen Dingen geschehen, so ging es mir immer recht tief zu Herzen. Besonders schmerzte es mich, und wurde mir recht wehe, wenn ich sah, daß etwas wider den Frieden und wider die Liebe geschah. Da wurde mir immer so wehe um's Herz, daß ich weinend davonging. Mir war dann, als wäre ich Ursache davon, weil ich noch nie dem Frieden, der Wahrheit und der Liebe gemäß gelebt hätte. So nahm ich denn jedes solche Leiden als eine Buße vom Herrn an. In meinem ganzen Leben, in all' meinen Begierden und in all' meinem Thun war ich beständig, emsig und kräftig bemüht, meinem geliebten Herrn Jesus Christus nachzufolgen, die Werke seiner Liebe ihm nachzuthun und an seinem Leiden theilzunehmen. Mit süßer Lust hörte ich immer von dem Werke seiner Liebe, von seinem Leiden reden. Wem das Leiden unsers Herrn lieb war, der war mir um so lieber. Wie vollkommen auch ein Mensch sein mochte, so wollte ich doch nichts von ihm wissen, wenn

ich von ihm hörte, daß er nicht auf dem Wege des Leidens unsers Herrn wandelte."

„Der Herr Jesus Christus, meine lieblichste ewige Wahrheit, weiß es, wie innig meine Seele und mein Herz immer das Stillschweigen und die Einsamkeit liebte. Ich erkenne es auch gar wohl, wie viele und große Gnaden mir in der Einsamkeit und wegen des Schweigens zu Theil geworden sind. So weiß es auch Jesus Christus, die lebendige Wahrheit, wie willig ich ihm den Gehorsam leiste und mit seinem heiligsten Willen an mir mitwirken will. Er weiß es auch, daß es mein innigstes Verlangen ist, allezeit in christlichen Werken mich zu üben und meinem Gotte allein zu leben in der Wahrheit. Er, mein Herr, weiß es auch, welche Wonne es meinem Herzen ist, an meinem Leibe zu leiden; denn da nehme ich Theil an dem wunderbaren Werke des Leidens meines Herrn. Diese Freude kann Niemand glauben und erfassen, der sie nicht empfunden hat."

„Ich habe ein sehnsüchtiges Verlangen, an einem Orte zu sein, wo mich Niemand wüßte, als Gott allein. Wäre dieß Gottes Wille, so würde mein Wille von ganzem Herzen dazu einstimmen. Der Herr, die ewige Wahrheit, weiß aber auch, daß ich gerne in meinem Kloster bin, und daß mir meine Mitschwestern durchaus kein Hinderniß in meinem Fortschreiten sind. Ich begehre gar nichts, als Abgeschiedenheit von allen Dingen, und daß der allerliebste Wille meines Herrn an mir vollbracht werde zu seiner Ehre."

„Auch habe ich ein großes Verlangen, bei meinem Herrn und Heiland zu sein in seiner ewigen Freude. Sollte ich aber nach seinem Willen und zu seiner Ehre noch tausend Jahre auf dieser Welt leben müssen, so wollte ich mich gerne darein fügen und thun, was er mir dabei auftragen würde.

der Gedanke, es sei hier in diesem Elende kein Bleibens mehr, und das innige Verlangen, meinem Gott zu dienen, haben mich oft vom Schlafe aufgeweckt. — Mir ist ein starker Glaube und ein lebendiges Vertrauen auf Gott mit einer solchen Erleuchtung der ewigen Wahrheit gegeben worden, daß es mich treibt zum Bekenntnisse der göttlichen Wahrheit und mich erhebt zur Liebe Gottes und mich fesselt an den geliebtesten Willen Gottes. Da ist denn all' meine Kraft und all' mein Vermögen die liebliche Menschheit unsers Herrn Jesu Christi und sein wahrhaftiges Leben und sein heiliges, liebreichstes Leiden. Da kommt mir dann, es könne kein Leiden in der Welt so groß sein, das ich nicht aus Liebe zu seiner Liebe übernehmen möchte. So oft ich einen Menschen aus diesem Leben scheiden sehe, wünschte ich, mit ihm hinzufahren in die ewige Freude. Durch die unendliche Güte Gottes ist mir die Gnade zu Theil geworden, daß ich ohne allen Schrecken und ohne jegliche Furcht in den Tod gehen könnte, gerade so, wie ich zur Thüre hinaus oder in's Bett gehe. So große Kraft göttlichen Vertrauens auf die Barmherzigkeit Gottes ist mir gegeben worden, und eine so süße Lust, in die ewige Freude zu kommen, erfüllet meine Seele. Dabei ward mir auch die Gnade verliehen, dem Herrn mit aller Lust und Freude zu dienen. Alles gewährte mir die größte Freude, was ich nur immer zu thun hatte; selbst leiblich ward mir so wohl und leicht, daß ich jede Nacht in göttlicher Freude mich niederlegen, und jeden Morgen mit seliger Wonne wieder aufstehen konnte. Da verlangte ich mir gar nichts mehr, als ein recht armes Leben in heiliger Einfalt."

Wie in allen andern Tugenden, so war die selige Margaretha ganz besonders ausgezeichnet in der aufrichtigen und thätigen Liebe zum Nächsten. Wie eine bekümmerte, lieb-

reiche Mutter nahm sie sich Aller an, die in leiblichen oder geistigen Nöthen sich befanden und zu ihr Zuflucht nahmen.

„Am Feste Mariä Himmelfahrt, schreibt sie, hat der Herr mir besondere Gnaden erwiesen. Beim Mittagessen sagte man mir, es sei ein gar armer Mensch in unser Kloster gekommen, über den ein ganzer Strom von Lästerungen ergangen, und der von Allen verlassen sei. Die Ankunft dieses hart Verfolgten erfüllte mich mit großer Freude und ich dankte Gott, daß er ihn uns gesandt hatte, damit wir ihm dienen können. In mir aber erwachte sogleich ein heftiges Verlangen, um Gottes Willen auch solche Schmach und Bitterkeit zu erdulden, wie dieser Mensch. In derselben Zeit hatte ich das Evangelium von jenem Menschen gelesen, der unter die Mörder gefallen war, und an welchem der barmherzige Samaritan Barmherzigkeit geübt hatte. Da war mir zu Muthe, als wenn unser lieber Herr zu mir spräche: So gehe hin, und thue auch du deßgleichen. Es war mir ein Trost, dem Unglücklichen Barmherzigkeit erweisen zu können.“

„Während des Adventes besuchte ich alle Tage eine kranke, recht elende Schwester. Mir war jedes Mal, als wenn ich meinen Herrn und Heiland selbst besuchte. So oft ich zu einem Kranken gehe, habe ich das Verlangen und den Wunsch, zu meinem lieben Jesus selbst zu gehen. Bei solchen Besuchen empfinde ich immer große Gnaden im Herzen, von denen ich gerne mit den Kranken reden möchte. Sehe ich die Kranken ihre großen Leiden mit Geduld ertragen, so ist es mir ein großer Trost; denn dadurch bereiten sie sich vor auf den Eingang in die ewige Seligkeit, die ihnen schon so nahe steht. Immer wünschte ich ihnen etwas mitzutheilen, wenn ich nur etwas hätte oder für sie gewinnen könnte.“

„Es war mir bezüglich einiger Mitschwestern eine beson-

dere Gnade gegeben, zur Förderung ihres Heiles etwas beizutragen. Ich that dieß immer mit innerer Freude und auch zu meiner eigenen Förderung. Da hatten wir denn eine Laienschwester im Kloster, für die mir diese Gnade gegeben war, und die großes Vertrauen zu mir hatte. Diese wurde recht krank und elend. Ich besuchte sie oft, und mein Herr Jesus weiß es, daß ich sie nie ohne die innigste Freude ansehen konnte. So oft ich vom Tische ging, brachte ich ihr, was ihr nach meiner Meinung lieb und gut war. Immer war es mir, als ob ich zu Gott ginge und Gott gäbe, was ich ihr brachte. Am meisten aber hatte ich für sie das Verlangen und die Bitte, daß ihr der barmherzige Gott gleich nach diesem Leben das ewige Leben gebe und sie in kein Fegfeuer kommen ließe."

„Sah ich Andere in großen Schrecken oder in heftigen Schmerzen und schweren Krankheiten, so begehrte ich immer, diese Leiden und Schmerzen auf mich zu nehmen und in vollkommener Liebe zur Ehre Gottes zu tragen."

„Einst kam ein Anverwandter zu mir und bat mich um Rath und Hilfe. Ich sah, wie nothwendig er der göttlichen Erbarmung bedürfe, und wie tief er in Sünden stecke. Gott zeigte mir, wie übel es um ihn stehe. Da begab ich mich in's Gebet für ihn und wollte mit rechter Inbrunst beten. Allein ich konnte lange nicht recht zum Beten kommen. Wollte ich die Hand erheben und das heilige Kreuzzeichen über ihn machen, so konnte ich die Hand fast nicht bewegen. Indessen ward mir doch eingegeben, daß der barmherzige Gott diesen Armen nicht verlassen wolle. Da ließ ich nicht ab mit Beten. Am darauffolgenden Sonntag, da ich zum Tische des Herrn ging, wurde mir ein außerordentliches Verlangen eingegeben, für den armen Anverwandten zu beten. Ich

betete voll Zuversicht und erfuhr zu meiner großen Freude von unserm Herrn, daß mir diese Seele geschenkt sei. Für etliche Menschen konnte ich gar nicht beten, so sehr ich mich anstrengte, selbst wo sie in Todesnöthen lagen."

„Nie konnte ich es leiden, daß man das Vieh schlug. Ich hatte immer Erbarmen damit, und wenn ich es schlagen sah, mußte ich immer weinen. Ich gedachte bei mir: Der liebe Gott hat mich auch nie geschlagen, ungeachtet meiner vielen Missethaten."

Die selige Margaretha stand viele Jahre lang in brieflichem Verkehre mit dem ehrwürdigen Heinrich Suso, der aus demselben Orden des heiligen Dominikus und damals in ganz Schwaben sehr berühmt war. Derselbe kam einst nach Medingen, da Margaretha eben an einem harten Uebel krank lag. Sie beschreibt dieß selbst. „Mein Herr ist barmherzig und getreu und gut und aller Gnaden voll. Davon theilet er in seiner Milde aus. Mir sandte er eine kräftige Gnade an seinem lieben Freunde (Suso), der ein getreuer Diener der Wahrheit ist. Dieser kam zu mir und sah mich in meinem Jammer daliegen. Er verwunderte sich, wie ich so ohne alle menschliche Nahrung daliegen konnte, und hätte die Sache gerne geändert. Allein diese Aenderung hatte sich der Herr vorbehalten. Als ein getreuer Freund wollte mir der vom Herrn gesendete Diener den Leib unsers Herrn reichen. Darob erschrack ich; denn mein Mund und meine Zähne waren so krampfartig geschlossen, daß ich mit aller Anstrengung sie nicht aufthun konnte. Seine Worte machten mir indessen große Freude und erweckten in mir das Vertrauen, es könnte mir etwa doch diese Gnade zu Theil werden. Es war eben das Fest Allerheiligen. Der Diener Gottes las die heilige Messe. Durch Gottes Gnade und durch die

Gnadenwirkung der heiligen Messe ward der Krampf von meinem Munde genommen, und ich konnte das heilige Sakrament empfangen. Jesus Christus, die ewige Wahrheit, weiß es, daß ich darin seine göttliche Kraft erkannt und gepriesen habe. Ich konnte den Leib des Herrn ohne alle Schwierigkeit empfangen, aber aus dem Kelche zu trinken vermochte ich nicht. — Am darauffolgenden Tag war Freitag und Allerseelen Gedächtniß. Der Diener Gottes kam wieder. Ich ging mit ihm in den Chor. Er las wieder die heilige Messe und reichte mir abermal unsern Herrn. Am Sonntag darauf schied der getreue Diener Gottes wieder von uns."

Von ihrer inbrünstigen Andacht zum heiligsten Sakramente und von den wunderbaren Wirkungen desselben an ihrer Seele und ihrem Leibe erzählt Margaretha Mehreres. „Der Herr hat mir die Gnade verliehen, daß es mir jedesmal, so oft ich seinen zarten Fronleichnam empfange, gerade so ist, als hätte ich die allergrößte Süßigkeit, die man gar nicht beschreiben kann, in meinem Munde. Ich gewahre gar nichts von den Gestalten des Brodes, sondern verkoste nur eine wunderbare Süßigkeit und einen köstlichen Geschmack, der in mein Herz und in meine Seele sich ergießt. Mein Herr Jesus Christus weiß es, daß ich immer innigstes, freudiges Verlangen habe, das Sakrament zu empfangen, und daß ich es mit der größten Andacht genießen möchte. Nun war ich's gewohnt, alle Sonntage zum Tische des Herrn zu gehen. Als es mir einst untersagt war, überfiel mich der größte Jammer, ich vergoß viele Thränen. Das Leidwesen dauerte den ganzen Tag, und als ich mich des Nachts niederlegen wollte, war mein Jammer so groß, daß ich glaubte, ich könnte die Nacht nicht hindurchbringen ohne unsern Herrn. In diesem Elende ging ich am Montage zur Metten. Da

hörte ich, daß der Priester kommen und uns die heilige Communion reichen werde. Jetzt hatte ich die allergrößte Freude, die ich gar nicht beschreiben kann. — Auch die Gnade ist mir von unserm Herrn gegeben, daß mir jedesmal, schon ehe der Priester mir den Leib des Herrn reicht, bei meiner Vorbereitung innerlich so zu Muthe ist, als hätte ich ihn wirklich empfangen. Am Communiontage aber ist mir jede leibliche Speise zuwider, und ich achte gar nicht darauf. Da bin ich den ganzen Tag am liebsten allein und habe mit Niemand zu schaffen."

Zu diesem innigen, in Gott seligem Leben war die selige Margaretha auf dem Wege großer Trübsale und Leiden geführt worden. Sie beschreibt diesen Weg selbst: „Drei Jahre lang war ich so elend, daß ich von mir selbst keinen Schritt gehen konnte. Jedermann meinte, ich wäre ganz erlahmt. Bald darauf hub eine andere Krankheit an, die dreizehn Wochen dauerte. Da mußte ich alle Tage, vom Morgen bis am Abend und vom Abend bis am Morgen, fortwährend wie todt daliegen. Ich konnte mich gar nicht bewegen, aß nicht und trank nicht. Auf einmal fuhr es durch alle meine Glieder, und die Krankheit verlor sich. Ich bekam nämlich einen entsetzlichen Schweiß, der alle Tage und jede Nacht wiederkehrte, und dergleichen man gar nie gesehen hat. Allmälig besserte es sich insoweit, daß ich recht armselig gehen konnte. Darauf wurde ich auf's Neue krank. Diese Krankheit dauerte dreizehn Jahre. Die Hälfte Zeit eines jeden Jahres mußte ich unter den größten Schmerzen und Leiden im Bette liegen. Oft war ich in Todesnöthen und meinte, ich liege schon in den letzten Zügen. Auch die Schwestern, die um mich waren, meinten öfters, die Augen seien schon gebrochen, und ich sei schon am Verscheiden. Da

konnte ich zwar etwas genießen, aber wo die Speisen an eine gewisse Stelle kamen, an der ich alle Gnaden und göttliche Süßigkeit zuerst empfinde, da gab es mir einen Widerstoß, der mein Innerstes immer so erschütterte, daß ich unter den größten Schmerzen kläglich aufächzen mußte. Mit diesem Aechzen war zugleich ein gar jämmerliches Weinen verbunden. Dieß Weinen und Trauern dauerte immer nach dem Essen noch fort, und nach demselben konnte ich den ganzen Tag kein Wort mehr sprechen bis zur Metten. So viel Schmerzen mir auch das Essen verursachte, so gab ich mich darein aus Liebe zu meinem Gott. Meine größte Freude war, daß ich aus Liebe zu ihm leiden konnte; und gerne hätte ich in diesem Leiden ausgeharrt bis in den Tod, wenn es so der Wille meines Herrn gewesen wäre. — Einst, als ich krank darniederlag, meinte das ganze Kloster, ich werde sterben. Auch ich selber meinte, jetzt sei meine letzte Stunde gekommen. Da sprach eine Stimme zu mir: Du wirst nicht sterben. Es werden noch viele Frauen vor dir sterben. Zugleich wurden mir die Namen derselben genannt. Diese sind auch wirklich schon Alle gestorben. Die Stimme sprach weiter: Du mußt hier auf Erden noch recht elend werden; allein wenn du dann stirbst, wirst du sogleich in die ewige Seligkeit eingehen. Das Erstere hat sich erfüllt. Ich und meine Schwester wurden von all' unsern Freunden außer dem Kloster und von unsern Mitschwestern selbst verlassen und waren mehrere Jahre ohne alle Hilfe und ganz ohne Trost."

„Einst in der Nacht vor der Metten versetzte mich mein Herr Jesus Christus in eine so unaussprechliche jammervolle Verlassenheit, als wenn ich in meinem ganzen Leben nie etwas von den Gnaden unsers Herrn empfunden hätte. Alle Zuversicht zu seiner Barmherzigkeit, die sonst mein Herz

erfüllte, war dahin. Der Glaube, der immer in mir ist, war in mir ganz verdunkelt. Dieß war das größte Leiden, das ich je in meinem Leben gelitten hatte. Was mich aber mehr schmerzte, als alle Marter und selbst ein tausendfacher Tod, das waren die Zweifel, die gegen meinen Willen mir kamen. Es wurde mir nämlich zweifelhaft, ob es wirklich der Herr und seine Gnade sei, die in mir wirkten, oder ob Alles nur Täuschung sei. Das Einzige, was mir noch Trost gab, war dieses, daß ich dieß Alles aus Liebe zum Herrn willig und geduldig leiden konnte. Acht Tage vor Ostern ward ich vom Herrn mit der größten Trockenheit heimgesucht, die ich je zu leiden hatte. Was ich auch immer vom Leiden des Herrn hören mochte, ging mir nicht zu Herzen. Als man die vier Berichte aus dem Leiden des Heilandes las, hörte ich sie mit der größten Herzens-Härte an. Das war mir ein so unerträgliches Leiden, daß ich mir oft gedachte, ich könnte mein ganzes Leben lang nicht mehr froh werden. Oefters ging ich aus dem Chore in meine Zelle, in der Hoffnung, es werde da besser werden. Allein es war immer gleich. Nun meinte ich, es werde besser gehen, wenn ich am grünen Donnerstag unsern Herrn empfinge. Ich ging wirklich zur heiligen Kommunion; allein selbst am Ostertag war ich noch so unmuthig und trostlos, daß ich gedachte, kein Mensch auf der ganzen Erde könnte so freudelos sein wie ich. Da ich nun auch an diesem Tage unsern Herrn empfing, ward mir bei meinem Weggehen vom Tische des Herrn all mein Kreuz abgenommen durch die große Gnade des Herrn, und ich ward erfüllt mit unermeßlicher Süßigkeit."

„Eines Abends nach der Complete kniete ich vor dem Altare. Da wurde mir große Gnade zu Theil, und zugleich ward mir angekündet, daß ich jetzt viel werde leiden müssen,

daß mir aber Gott dabei helfen werde. Diese Ankündigung vernahm ich mit vielen Thränen. Dann fiel ich nieder auf mein Angesicht und ergab mich in seinen gnädigen Willen, er möge mit mir anfangen, was ihm wohlgefalle."

Nebst diesen vielen Anlässen zur Selbstverläugnung und Abtödtung, die der Herr seiner treuen Dienerin selber sendete, unternahm diese noch viele Bußübungen, und lebte überhaupt ein gar strenges Leben. Sie berichtet uns selber darüber: „Ich war wohl schon dreißig Jahre alt, und hatte nie in all dieser Zeit etwas Wein getrunken oder ein Bad genommen. Deßungeachtet war mir immer wohl gewesen, und ich hatte bis dahin nie eine Krankheit zu ertragen. Auch der Fleischspeisen und der Fische habe ich mich immer enthalten. Besondere Lust hatte ich immer zum Obste. Da kam ich aber mit der größten Freude meines Herzens zu dem Entschlusse: Ich will mich desselben enthalten aus Liebe zu meinem Herrn, und jegliche Süßigkeit will ich mir versagen, nachdem mir der Herr so viel himmlische Wonne mitgetheilt hat. Als ich später krank wurde, legten mir die Schwestern ein Kissen unter, damit ich bequemer liegen könnte. Während ich ein Vater unser betete, kam mir über diese Weichlichkeit eine schmerzliche Reue. Ich vernahm dabei die Worte: „Soll denn eine Braut Jesu Christi auf weichen Federn ruhen? Selbst sterbend soll sie nicht auf Federn liegend erfunden werden." Da gelobte ich, dieß nie mehr zu thun, außer ich würde Kraft des Gehorsams von meinem Obern dazu gezwungen."

„So wenig ich auch von leiblichen Speisen in den Zeiten meiner Krankheit genießen konnte, so habe ich doch mit der Gnade des Herrn nie einen von den in unserm Orden festgesetzten Fasttagen gebrochen. Selbst wenn ich so krank war,

daß man mein Ende erwartete, hab ich nie die Fasten gebrochen. Es bekam mir aber auch jede bessere Speise übel. Nur die gemeine Kost des Klosters behagte mir. Oft empfand ich dabei einen wundersamen Geschmack und eine wonnevolle Süßigkeit. Ich wünschte von Herzen, daß doch alle Schwestern diese Süßigkeit empfinden möchten. Klagten Einige darüber, daß das Essen nicht gut sei, so mußte ich immer sagen: Das habe ich noch nie empfunden."

„In jener Zeit meines größten Elendes verließen mich alle meine Schwestern, die mich ehevor lieb hatten. Sie wollten nichts mehr von mir wissen, sagten sie. Ich aber getröstete mich, daß Gott allein der wahrhaft Getreue sei, der mich nie verlassen werde, wenn mich auch Alle verließen. Hörte ich von den großen Gnaden, welche der Herr seinen treuen Dienern erwies, so hatte ich vorzüglich darüber eine große Freude, daß Niemand von den großen Gnaden und Wunderwerken wußte, welche der Herr an mir that. Denn ich sage in voller Wahrheit, daß ich mich unwürdig aller Gnaden und Gaben Gottes erkannte." Aus diesem Bekenntnisse erkennen wir die tiefe Demuth dieser hochbegnadigten Seele. Diese Tugend war es auch, die es ihr so schwer machte, dem Auftrage ihres Beichtvaters gemäß ihre innern Erfahrungen und die vielen von Gott ihr erwiesenen Gnaden aufzuschreiben. „Mit Furcht und Schrecken fing ich diese Aufschreibung an," so bekennt die Demüthige. „Ich begann zur Zeit des Adventes. Es ist dieß jene Zeit, in der mir mein Herr Jesus Christus insgemein die größten Gnaden verlieh, mehr als sonst im ganzen Jahre. Ich hatte keinen andern Willen, als den heiligsten Willen Gottes zu erfüllen, und auch dem Beichtvater, der es mir befahl, den Gehorsam zu leisten, zur Ehre Gottes. In meiner Unruhe ward nun

mein Jesus wieder meine kräftigste Hilfe. Er offenbarte mir, daß dieß sein Wille sei, und versprach mir dafür viel Gutes zu erweisen. Und es sollte mir dessen ein Zeichen dieses sein, daß er mir zur Zeit seiner Geburt ganz besondere Gnaden erweisen werde. Da gewann ich denn auch die süßeste Freude an der heiligsten Kindheit unsers Herrn, und ward erfüllt mit den wonniglichsten Gnaden."

Margaretha hatte eine ausgezeichnete, kindliche Liebe zur Mutter Gottes und trug ihr alle ihre Anliegen so zutraulich vor, wie ihrer eigenen Mutter. Einst bat sie die Mutter Gottes um eine Gnade, die ihr später wirklich zu Theil wurde, nämlich, es möchten ihr, wie dem heiligen Vater Franziskus, die Wundmalen des Herrn eingeprägt werden, damit sie immer in Vereinigung mit ihrem leidenden Jesus leiden und an seinen Schmerzen Theil nehmen könnte. Die Bitte wurde ihr für dießmal abgeschlagen. Statt dessen empfing sie eine wunderbare Liebe zum Jesus-Kinde mit himmlischer Freude an ihm.

Noch müssen wir erinnern ihrer großen Liebe zu den Seelen im Reinigungsort. „Ich hatte großes Verlangen, schreibt sie, für die Seelen der Abgestorbenen zu beten. Dafür wurden mir auch große Gnaden zu Theil ... Es war in jener Zeit große Unruhe im Lande. Dieß trieb uns recht sehr zum Gebete. Da war mir denn, als wäre unser ganzes Kloster voll armer Leute, die zu mir sprachen: Ihr sollt für diejenigen beten, die Gott um seiner Gerechtigkeit willen noch im Fegefeuer gefangen hält und in seiner Liebe so gerne erlösen möchte — nämlich für die Seelen der Gläubigen. Ich versprach ihnen tausend Vigilien. Diese Gebete fing ich wirklich an. Da mußte ich wegen der Kriegsunruhen und wegen der großen Noth des Klosters zu meiner Mutter in

die Heimath mich begeben. Ich las auf dem Wege fortwährend die Todtenvigilien. Es war meine leibliche Schwester bei mir. Dieser war das beständige Beten der Vigilien zuwider. Da sah sie denn einmal in der Nacht die ganze Herberge, wo wir waren, voll von armen Seelen, die zu ihr sprachen: Willst du uns nichts geben, so gönne es uns doch, wenn andere Leute uns etwas mittheilen. Von der Stunde an hinderte sie mich nicht mehr in meinem Beten für die Verstorbenen."

Mit großer Liebe hing die Selige an Kaiser Ludwig dem Bayer. Auf eine Anfrage bei dem Herrn über ihn, gab ihr der Herr zur Antwort: „Ich werde ihn nie verlassen, weder hier noch dort, denn er hat eine Liebe zu mir, die Niemand weiß, als ich und er." Nach seinem Tode sprach der Herr zu ihr: „Ich habe ihm Sicherheit des ewigen Lebens gegeben. Er hat mich geliebt; das Urtheil der Menschen trügt gar oft." Außerdem wurde sie oft mit wunderbaren Entzückungen und himmlischen Erscheinungen begnadiget.

Margaretha hatte einst von dem Herrn die Verheißung erhalten, er wolle selbst ihr beistehen bei ihrem Ende. Dieses Ende kam am 20. Junius 1351. Schon be ihren Lebzeiten war ihr Name mit Ehrfurcht genannt in g nz Deutschland. Könige, Herzoge und Fürsten, aus Ungarn und zumal aus Bayern, wendeten sich an sie, empfahlen sich ihrem Gebete und fragten sie in ihren Anliegen um Rath. Man hat noch mehrere Briefe, die sie an die höchsten Personen und an die gelehrtesten Männer jener Zeit, zumal an Tauler und Suso geschrieben. Ihr Leichnam wurde in der Klosterkirche zu Medigen begraben. Ueber ihrem Grabe steht die Inschrift: Die selige Margaretha Ebnerin ist gestorben im Jahre 1351, den nächsten Tag nach dem Feste der heiligen Gervasius und Protasius.

Das Grab der seligen Margaretha ist gesondert von den Gräbern der übrigen Nonnen. Schon dieses ist ein Beweis, daß man sogleich nach ihrem Tode ihr von Seite des Klosters einen besondern Vorzug zuerkannte. Bald aber fanden sich eine Menge bedrängter, an verschiedenen Uebeln leidender Menschen bei ihrem Grabe ein, um durch ihre Fürbitte Hilfe zu erlangen. In dem hier benützten kurzen Begriff ihres Lebens, der im Jahre 1717 zu Augsburg im Druck erschien, werden neun Wunder aufgezählt, die vom Jahre 1652—1659 am Grabe der seligen Margaretha gewirkt wurden. Von einer kirchlichen Approbation dieser Wunder und von einer Seligsprechung der frommen Dienerin Gottes ist uns nichts bekannt. Gewiß ist nur, daß sie von den Gläubigen verehrt und um ihre Fürbitte angesprochen wurde, ebenso, daß an ihrem Grabe wunderbare Gebetserhörungen statt fanden.

(Kurzer Begriff des Lebens der seligen Margaretha Ebnerin.)

---

170. Die selige Agnes, Tochter des Kaisers Ludwig des Bayern, Clarissin.

(Den 11. November). † 1352.

Das kurze Leben dieser Nonne aus dem bayerischen Fürstenhause gehört der Mitte des 14. Jahrhunderts an. Ihr Vater war Ludwig der Bayer, der Sohn Ludwig des Strengen, geboren 1282. Durch die Thatkraft, durch die Tapferkeit und Weisheit dieses Fürsten war Bayern auf die höchste Stufe des Ruhmes gelangt; durch seine unheilvolle Entzweiung mit dem römischen Stuhle kam großes Elend über Bayern und Deutschland. Im Jahre 1347 am 11. Oktober ereilte ihn der Tod auf einer Bärenjagd bei Fürstenfeld. Der große

Kaiser gab betend seinen Geist auf. Mehrere Jahre vor seinem Tode war ihm noch eine Tochter geboren worden. Dieselbe erhielt den Namen Agnes und wurde schon in ihrer frühesten Kindheit den Clarissinen zu St. Jakob am Anger in München



zur Erziehung übergeben. Weil Agnes durch Wohlgestalt und Schönheit ausgezeichnet war, so verlangten die Hofleute und die Großen des Reiches, daß sie der klösterlichen Zucht wieder entrissen und weltlich erzogen werde. Diese Thoren waren der Meinung, nur entstaltete und verkrüppelte Leute sollten sich dem Dienste

Gottes widmen, die andern gehörten der Welt an. Allein das fromme Kind wollte bei den gottgeweihten Jungfrauen bleiben.

Einst wurde wirklich ein Versuch gemacht, sie aus dem Kloster zu nehmen. Agnes wußte sich nicht mehr anders, als durch die Flucht in die Kirche zu retten. Es war eben das heiligste Sakrament in der Monstranz ausgesetzt. Agnes nahte sich dem Altare, umfing die Monstranz und flehte zu ihrem himmlischen Bräutigam, daß er sie beschützen und in seinem heiligen Dienste erhalten wolle. Ihr Gebet wurde erhört. Alsbald brachen ihr an den Händen und Füßen und an der Seite gerade da, wo der verherrlichte Heiland die Zeichen unserer Erlösung, seine heiligsten Wundmale trägt, äußerst schmerzliche Geschwüre aus, die ihr gegen alle weiteren Versuche, sie der heiligen Stätte zu entreißen, ein mächtiger Schutz wurden. Dieser schmerzenvolle Schutz dauerte bis zu ihrer baldigen Befreiung aus dem Elende des zeitlichen Lebens. Agnes ertrug ihre Leiden mit himmlischer Geduld und erwartete die Stunde ihrer Auflösung mit Freuden heiliger Sehnsucht. Sie starb schon in ihrem jugendlichen Alter (1352), und ihr Leichnam wurde mitten im Chore bei St. Jakob begraben. Als man um das Jahr 1672 den marmornen Leichenstein weghob, verbreitete sich von ihrem Grabe aus ein wunderbar lieblicher Wohlgeruch in der ganzen Kirche und im ganzen Klostergebäude. „So bejammernswerth auch damals die Wirrnisse im römischen Reiche waren, so ist es doch gewiß, daß gerade in jener Zeit der bayerische Hof seine Jungfrauen und Prinzessinen beinahe in klösterlicher Zucht und Sitte zur Gottesfurcht, zur Flucht vor der Sünde und zur Uebung der Tugenden heranzog.“ So berichtet Hueber in seinem Monologium. S. 2131. Noch wird in München die Zelle gezeigt, wo die selige Agnes gelebt, und wo sie gestorben ist.

171. Die selige Christina Ebnerin, Klosterjungfrau in Engelthal.

(27. Dezember.) † 1356.

Diese Dienerin Gottes kam am Charfreitag des Jahres 1277 zur Welt. Ihre Eltern waren Seifried Ebener und dessen fromme Gattin Elisabeth von Kühdorf. Sie war das zehnte unter ihren Geschwistern. Da ihre Mutter damals schon an Jahren vorgerückt war, so ist es ganz unwahrscheinlich, daß die erst 14 Jahre später geborne Margaretha Ebnerin eine Schwester der Christina gewesen. Die Mutter bekannte öfters, daß sie nie einen so mächtigen Antrieb zum Beten empfunden habe, als während der Monate vor der Geburt dieses Kindes. Auch habe sie sicherlich erwartet, der Augenblick, in dem dieß Kind ins Leben trete, werde das Ende ihres eigenen Lebens sein. Darum bereitete sie sich allen Ernstes zum Sterben. Allein sie blieb am Leben und erzog das von Gott ihr geschenkte Kind für seinen heiligen Dienst.

Das Kind hatte in der heiligen Taufe, die es in der St. Sebaldskirche in Nürnberg empfing, den Namen Christina erhalten. Schon mit sieben Jahren war Christina voll des sehnsüchtigsten Verlangens nach dem Klosterleben. „Wann kommt doch die Zeit, da ich ganz arm sein und betteln kann um des Herrn willen?“ So rief sie öfters auf, und wenn man sie fragte, warum sie ein solches Verlangen nach der Armuth habe, antwortete sie: „Bin ich arm, so bin ich selig.“

Ihr Vater war den Klöstern sehr geneigt und aufrichtig fromm. Während der Fastenzeit lud er täglich zwei Nonnen aus einem armen Kloster zu Tische, um in ihnen

seinen lieben Heiland zu bewirthen. Am grünen Donnerstage wurden jedesmal sämmtliche Nonnen eingeladen. Christina hatte ihre größte Freude an der Bedienung dieser frommen Schwestern. Oft bat sie ihre Eltern, denselben ein Almosen bringen zu dürfen. Die frommen Eltern bewilligten dieß gerne. An diese Dienerinen des Herrn stellte sie oft die Bitte, sie möchten doch für sie beten, daß auch sie einst im Orden leben dürfe und nicht in der Welt bleiben müße; oft band sie Blumensträuße zusammen und schickte sie in die Muttergotteskirche, damit ihr die Mutter Gottes mit ihrem göttlichen Kinde in ein Kloster verhelfe. Alle Leute staunten über die außerordentliche Frömmigkeit dieses Kindes.

Mit zehn Jahren übergaben sie ihre Eltern einer frommen Frau, die ihr den Psalter (die Psalmen) lehren sollte. In demselben Hause war auch ein sehr frommer Priester aus dem Orden der Deutschherrn, Namens Johannes von Rottenburg. Dieser unterrichtete das Kind in den Religionswahrheiten und bereitete es vor zur heiligen Beicht und zum Empfange der heiligen Communion. Die Unschuld und Frömmigkeit und die Liebe dieses Kindes bestimmte ihn, der wohlunterrichteten Schülerin schon mit zehn Jahren den Leib des Herrn zu spenden. Er achtete nicht auf die Gegenreden, sondern ertheilte ihr am grünen Donnerstage, nachdem alle Gläubigen das Abendmahl des Herrn empfangen hatten, abgesondert im inneren Chore die heilige Communion. Nach dieser innigsten Vereinigung mit ihrem Herrn und Heiland konnte Christina die Zeit fast nicht mehr erwarten, in der sich ihr ganzes Leben ihm zum Opfer zu bringen entschlossen war. Der fromme Priester tröstete und versicherte sie, daß dieser ihr Wunsch gewiß werde in Erfüllung gehen.

Dieß geschah auch wirklich. Die Zeit ihres Eintrittes

in das Augustiner Kloster Engelthal, unweit Nürnberg, fällt in ihr dreizehntes Jahr. Sie erzählt darüber selbst: „Als ich über zwölf Jahre alt war und ins Kloster kam, brach ich mir viel vom nothwendigen Schlaf ab. So groß auch die Kälte war, so lag ich doch immer auf bloßer Erde. Ich hatte nichts an, als ein leinenes Gewand. Der Frost that mir so wehe, daß ich nicht ruhen konnte. Dabei mußte ich bei all dem heimlich thun, aus Furcht vor den Schwestern, damit ich nicht geschmäht und gestraft wurde. Dieser Abbruch des Schlafes war mir eine große Pein. Manche Nacht schlief ich nicht einmal eine Stunde. — Dann nahm ich aus Liebe zu unserm Herrn eine andere Uebung der Abtödtung vor. Ich sonderte mich von aller Gesellschaft mit den jüngern Schwestern ab und versagte mir jede Kurzweil und Freude, die sie hatten. Diese Ueberwindung that mir sehr wehe. Die Schwestern tadelten mich deßhalb und sagten mir, es werde mir diese Abtödtung bald verleiden, die Jugend sei unbeständig, man werde meiner nur spotten, und ich werde dieses sonderbaren Lebens bald überdrüßig werden. Diese Reden machten mir große Anfechtung. Schon wollte ich dieß Leben aufgeben und weinte deßhalb bittere Thränen. Auch mußte ich darum viele Schläge aushalten. Dieß Alles litt ich gerne aus Liebe zu meinem Gott und dankte ihm mit Herz und Mund, daß er mich etwas leiden ließ. Am wehesten that mir die große Furcht, ich könne darin nicht ausharren, was mir die Leute immer aufs Neue wieder vorsagten."

„Als ich hierauf ins vierzehnte Jahr trat, wurde ich auf den Tod krank. Ich legte eine Generalbeicht ab, und Gott gab mir eine große Reue über meine Sünden. Zur Büßung dafür nahm ich ein Messer und schnitt mir ein Kreuz auf das Herz. Dabei weinte ich gar viel. Es ver-

ging kein Tag, an dem ich nicht weinte im Chor, am Tische und bei der Arbeit, insbesondere wenn gerade alle Schwestern versammelt waren. Von dem vielen Weinen wurde mir das Gesicht ganz aufgeschürft. Es dauerte dieß mehrere Jahre. Ich wurde deßhalb viel geschmäht und mußte Vieles leiden. Einst mußte ich bei Tisch dienen, da kam mich ein solches Weinen an, daß die Schwestern gar keinen Rath mehr wußten und immer fragten: Was muß doch der Christina widerfahren sein? Wegen solcher Reden der Leute kam ich aufs Neue in Furcht und sprach zu meinem Herrn: Warum gibst du mir dieß Weinen nicht, wenn ich allein bin? Dieß sprach ich etwas unwillig. Darum wurde mir dann auch die Gabe der Thränen entzogen. Ich weinte zwar noch, aber nicht mehr so heftig, wie zuvor geschehen war."

„Ehe ich fünfzehn Jahre alt wurde, legte ich am Passionssamstag zuvor die feierliche Profeß ab. Da gab mir Gott eine unaussprechliche Süßigkeit. Ich opferte ihm den Gehorsam, den ich gelobte, auf zur Danksagung für den Gehorsam, den der Sohn Gottes während der ganzen Zeit seines heiligsten Lebens seinem himmlischen Vater geleistet, und ganz besonders für seinen Gehorsam in seinem schmerzlichen Leiden und bittern Tod, den er willig gelitten, um das Menschengeschlecht zu erlösen und mit seinem himmlischen Vater wieder zu versöhnen. Ich brachte mich dem Herrn ganz zum Opfer und gelobte ihm, keine Freude mehr zu suchen, die nicht in Gott oder auf Gott gerichtet wäre, und nie mehr in den Geschöpfen einen Trost oder ein Vergnügen zu verlangen. Da ich mich nun ganz an meinen Gott hielt, ließ er mir häufige Gnaden zufließen. Ich bat ihn unaufhörlich, er möchte sein Werk, wie er's mit mir vorhatte, in mir wirken, und aus mir einen Menschen machen nach seinem göttlichen Willen und Wohlgefallen."

Wenn Christina in den Chor läuten hörte, sprach sie jedesmal den Vers: „Alles was Odem hat, lobe den Herrn“! Dann ließ sie sich zu Muthe sein, als dürfte sie in die ewige Freude eingehen. Kam sie dann in den Chor, so dankte sie Gott, daß er sie zu seinem heiligen Dienste erwählt hatte, und daß sie mit ihren Schwestern dem Herrn Lob und Ehre erweisen konnte. Der Gedanke, daß sie zu den auserwählten Seelen gehöre, bei denen Gott wohnet in seinem heiligen Hause, bewegte ihr Herz zur innigsten Liebe und zum Danke für diese Gnade, die den Heiligen des alten Bundes nicht zu Theil ward. Gar oft küßte sie das Sakramenthäuschen, in dem ihr Gott und Herr gegenwärtig war. — Wann sie zur Metten ging, bat sie Gott, daß er sie reinigen und befähigen möge für seinen heiligen Dienst. Waren ihrer wenige im Chor, so bat sie den Herrn um Mehrung der Andacht und des Eifers, damit dadurch der Abgang der Andern ersetzt und ihm ein eben so angenehmes Lob dargebracht werde, als wenn ihrer Viele wären. Bei jeder Tagzeit betrachtete sie, was unser Herr gerade zu dieser Stunde gelitten hatte, oder sie stellte eine Betrachtung über das an, was man eben las oder sang. Oft war sie dabei so voll heiligen Verlangens, daß sie aufrief: Könnte ich doch die ganze Zeit Zeit meines Lebens bis zu meinem Tode unaufhörlich im Chore und beim Gottesdienste gegenwärtig bleiben. Gar oft wurde sie im Chore und bei der heiligen Messe entzückt.

Es waren in den letztern Lebensjahren der Christina viele Nonnen im Kloster Engelthal, die sich durch Gottseligkeit auszeichneten. Christina erzählt selbst von den außerordentlichen Gnaden, die diesen ihren Mitschwestern zu Theil wurden. Mehrere derselben wurden mit himmlischen Erscheinungen begnadiget. Oft vernahmen Viele aus ihnen

den lieblichsten Gesang der heiligen Engel. Alle lebten ein gar bußfertiges, armes Leben. Sie hatten auch einen vortrefflichen Beichtvater, Conrad von Sueßen. Als dieser ins Kloster kam und die heilige Messe las, wurden alle Anwesende, geistliche und weltliche, von seiner Andacht so ergriffen, daß sie insgesammt bekannten, der heilige Nikolaus könnte die Messe nicht andächtiger lesen, als dieser Priester. Alle wurden durch seine Andacht bis zu Thränen gerührt. „Nach der Messe, erzählt Christina, vor der Prim predigte er uns. Da sagte er uns gar freundlich, der himmlische Vater habe uns zu seinen Kindern angenommen, habe uns unsere Sünden vergeben, und wir seien von ihm auserwählt zu den ewigen Freuden. Nachdem er also geredet, sprach er noch: Ich bin es nicht selbst, der dieses zu euch spricht. Der Herr selbst verkündet euch sein Wort durch mich. Seine Anwesenheit war für das Kloster ein großer Segen. Alle lobten Gott wegen der großen Wunder und Gnaden, die der Herr durch ihn an uns gewirkt hatte. Als er am Andreastage die heilige Messe las und unsern Herrn in den Händen hatte, da hörte ich, wie der himmlische Vater zu ihm sprach: Meinen väterlichen Segen und meine ewige Beschirmung sollst du haben. Und der Sohn Gottes sprach zu ihm: Großen Trost sollst du in deinem Leben von meiner Menschheit haben, und dort sollst du von meiner Gottheit ewige Freude genießen. Der heilige Geist aber sprach zu ihm: Ich will dir große Gaben geben. Davon sollst du nicht für dich allein Freude und Süßigkeit genießen, sondern auch Andern mittheilen. Darauf reisete der Beichtvater nach Freiburg. Ich aber schrieb ihm Alles, was sich mit mir zugetragen, weil es Gott so von mir verlangt hatte.“

Christina gibt den Inhalt ihrer Lebensbeschreibung selbst

an. Nach einer kurzen Ermahnung an ihren Beichtvater schreibt sie Folgendes. „Dieses Buch enthält Vieles. Ich will vorzüglich zehn Punkte hervorheben, die der Ordnung nach darin besprochen werden: 1. Gott gibt uns seine Gnade schon in der Jugend ohne all unser Verdienst, wie das Leben so vieler Heiligen es bestätiget. 2. Er läßt es zu, daß der böse Feind den Menschen versucht, um die Beständigkeit seiner Diener zu prüfen. 3. Der Mensch muß fortwährend bereuen, was er gegen seinen Gott gesündiget hat, und muß sich immer in großer Reue und Buße zu seinen Füßen hinwerfen. 4. Wir müssen die Tugend lieben und üben, wenn wir das Wohlgefallen Gottes erhalten wollen. 5. Unser Verlangen nach Gott muß immer zunehmen, bis wir ihn gefunden haben und besitzen. 6. Dann gießet der Herr der Seele große Süßigkeit ein. Wird diese wieder von ihr genommen, und kehrt Geistestrockenheit in die Seele ein, dann ist sie in großem Jammer. 7. Da wird aber der Seele die höchstmögliche Erkenntniß Gottes zu Theil. 8. Sie lernt auch die unendlichen Vollkommenheiten Gottes erkennen, und 9. der Herr überhäufet die geliebte Seele mit außerordentlichen Gaben und Gnaden. 10. Auf dieser Stufe vernimmt die gottliebende Seele die süßesten Ansprachen Gottes zu ihrer Tröstung und Stärkung".

Diesen Bericht über ihr Leben verfaßte sie in den letztern Jahren ihres Lebens. Aus demselben entnehmen wir, daß sie bald nach ihrer Profeß mit schweren Krankheiten heimgesucht wurde. Vom 13. bis zum 23. Jahre ihres Lebens war sie alle Jahre drei bis viermal längere Zeit krank. Sie zählt während ihres ganzen Lebens über 60 Krankheiten auf, die sie ausgestanden. Aber auch außerdem war sie oft so elend, daß sie glaubte, sie könne kein Glied bewegen, ohne

sich neue Schmerzen zu verursachen. So groß aber auch ihre Schmerzen waren, so war doch ihre Geduld immer noch größer. Sie dankte gar oft dem Herrn, daß er ihr Fleisch und Bein und damit die Möglichkeit gegeben hatte, aus Liebe zu ihm leiden zu können. Nur das war ihre Klage, daß sie nicht in den Chor gehen konnte zum Lobe Gottes, und daß sie nicht im Stande war, Bußwerke zu verrichten. Sie berichtet hierüber selbst Folgendes. „Einst kam meine Mutter zu mir ins Kloster und sah, daß ich ungeachtet meiner Kränklichkeit die arme Kost mit dem Convente aß. Da hatte sie großes Mitleiden mit mir und erbat mir die Erlaubniß, daß ich nebst andern jüngern Schwestern auf ihre Kosten Fleisch essen durfte. Da gab man uns dann Fleischspeisen. Ich nahm das Fleisch, schnitt es, aß es aber nicht, obgleich ich großen Hunger hatte, sondern wußte es heimlich zu verbergen, so daß Niemand es merkte. Wurde mir geringe Kost vorgesetzt, so aß ich sie mit Freuden zu Ehren der heiligen fünf Wunden meines Herrn, obgleich es mir sehr übel bekam. Gott weiß es, daß ich von der Zeit an, da mir Gott versprochen hatte, mich aufs Neue zu stärken, und ich nach einer schweren Krankheit wieder zu Kräften kam, 25 Jahre lang kein Fleisch mehr gegessen habe, außer es wurde mir dieß wegen Krankheit unter dem Gehorsam befohlen. Aber auch da war es mir immer große Pein, Fleisch zu genießen. Weit lieber hätte ich mich mit Wasser und Brod zufrieden gegeben, wenn es mir wäre möglich gewesen. Oft dachte ich mir, wie ich es doch angehen sollte, daß ich keine Lust und kein Ergötzen mehr am Essen finden könnte. Es schmeckte mir nemlich immer gar wohl. Zuerst fiel mir ein, ich sollte Sand in die Speisen streuen. Allein dieß konnte nicht geschehen, ohne daß man's merkte. Als ich

das Alter erreicht hatte, in dem man zum Fasten verpflichtet ist, da ordnete es der Herr so, daß ich gerade an Fasttagen einen unmäßigen Hunger fühlte. Kam ich dann zum Tische, so hatte ich gar keinen Appetit und konnte gar nichts essen. Stand ich auf zur Metten, so kam mir ein Geschmack wie vom Fleisch und andern Speisen, die ich gerne genossen hätte, und oft war es mir, als stünden solche Gerichte vor mir. Daraus sah ich wohl, daß dieß lauter Versuchung war, die Gott über mich verhängte zu meiner Prüfung. Auch außer der Fasten brach ich mir viel im Essen ab, vorzüglich wenn es mir wohl schmeckte, und ich einsah, daß es mir mehr zum Ergötzen als zur Stärkung diente. So hielt ich es auch mit dem Trinken, wenn es mir nicht unter dem Gehorsam befohlen wurde."

Wo sie mit ihren Schwestern bei Tische saß, stellte sie sich immer recht lebhaft Jesum Christum in Mitte seiner Jünger beim letzten Abendmahle vor. Da betrachtete sie den Herrn, wie er seine lieben Aposteln mit seinem heiligsten Leib und Blut speiste und tränkte, und gar oft war es ihr, als säße der liebe Heiland in Mitte der Schwestern am Tische. Da empfanden dann auch die mit ihr zu Tische sitzenden Schwestern eine wunderbare Süßigkeit und himmlische Wonne. In spätern Jahren wurde sie öfters bei der Mahlzeit im Geiste entrückt. Von dieser Zeit an wußte sie kaum mehr, was sie aß oder trank. Sie war voll Verlangen nach jenem Mahle, das sie einst mit ihrem geliebten Heiland im Himmel zu genießen hoffte in alle Ewigkeit. Tadelten ihre Schwestern das Essen, so erinnerte sie dieselben, wie es so viele Leute gebe, die solches Essen für eine köstliche Mahlzeit hielten und bei vielen Sorgen und Mühen nur die elendeste Kost genießen könnten. Ihnen aber werde Alles ohne ihre

Sorge gegeben, damit sie dem Herrn dienen sollten. Dafür sollten sie ihm dankbar und von ganzem Herzen zufrieden sein.

Ueber ihre Liebe zu einem abgetödteten Leben im pünktlichen Gehorsam gegen ihre Obern spricht sie sich selber aus. „Müßte ich mir selber eine Lebensweise auswählen, so würde ich mich für eine recht strenge und peinliche entscheiden, wenn ich auch hundert Jahre leben und mehr leiden müßte, als je ein Mensch gelitten hat. Dieß wollte ich rein aus Liebe zu meinem Gott leiden, wenn er mir auch keinen Lohn im Himmel und keine Gnadenerweisung auf Erden mehr gäbe. Ein strenges Leben wollte ich auch dann einem gemächlichen vorziehen, wenn mir Gott für das gemächliche einen Lohn geben wollte. Die Krankheiten sind mir nur darum eine Last, weil ich während derselben gemächlicher leben muß und meinen geistlichen Uebungen nicht obliegen kann. Meinem Vorsatze gemäß wollte ich immer nur gemeine und arme Kost genießen; und eben so hatte ich meine Freude immer an jenen Aemtern, in denen ich selber unter strengstem Gehorsam leben mußte, wo mir von meinen Obern immer befohlen wurde, was ich thun und lassen sollte. Diesen Gehorsam übte ich immer aus Liebe zu meinem Herrn, der für uns gehorsam ward bis in den Tod."

Wegen ihrer großen Strenge gegen sich selbst mußte Christina vorzüglich in ihren jüngern Jahren viele Verfolgung, Verdruß und selbst auch Schläge erdulden. Sie ward von Gott selbst auf ihrem Wege geführt. Die Priorin aber sah Alles nur als Wirkung ihres Eigensinnes an und stellte sie vielfach auf die Probe. Auch einige ihrer Schwestern plagten sie sehr mit Vorwürfen. Solche Reden machten der Christina großen Kummer. Sie fürchtete ohnehin immer, sie könnte in einer Täuschung leben. Da bat sie denn inständig

zu Gott, er möchte ihr doch zu erkennen geben, ob sie auf dem rechten Wege sei. In solchen Nöthen hörte sie einmal vom Chore herab eine Stimme, die ihr zurief: „Gedenke der heiligen Martyrer. Hätten diese thun wollen, was die Leute von ihnen verlangten, so wäre es nie zum Todesleiden und zur Blutvergießung mit ihnen gekommen. Dann gedenke auch deines Erlösers, zu dem die Juden, als er am Kreuze hing, hinaufschrieen: Steige herab vom Kreuze, wenn du der Sohn Gottes, der König Israels bist. So gerne er die Juden zum Glauben geführt hätte, so stieg er doch nicht herab vom Kreuze; denn er wollte das Werk der Gerechtigkeit, die Erlösung des Menschengeschlechtes, nicht unterlassen. Dieß sei dein Vorbild. Darum laß nicht ab von deinen frommen Uebungen.“ — Damit war Christina vollkommen getröstet. Sie kümmerte sich nicht mehr um das, was ihr die Menschen anthaten. Es war ihr immer, als wenn es sie gar nicht anginge. Wenn sie auch im Kapitel zur Buße Schläge empfing, so klagte sie doch nie darüber; sie bat den Herrn, er möchte ihr noch mehr Leiden senden. Oft küßte sie die Ruthe, mit der man sie schlug. Als sie einst auf den Rath einer Verwandten sich wegen der ihr gemachten Vorwürfe entschuldigt hatte, erkannte sie augenblicklich, daß eine solche Entschuldigung mit der christlichen Geduld und Abtödtung sich nicht vertrage, und bereute es von Herzen.

Als sie noch in ihren jüngern Jahren über den Tod ihres Vaters gar sehr betrübt war, wurde sie von Christo, ihrem Heilande, wunderbar getröstet. Auf ihre Frage, was sie zum Danke dafür thun sollte, erhielt sie zur Antwort: Du sollst 1. über kein Ding klagen, das man dir zuwider thut, und 2. sollst du dich nie gegen den Gehorsam sträuben. — Sie hatte nämlich vorher einige Aemter gehabt, die ihr viel

Verdruß und Kampf verursachten, und darum sehr zuwider waren. Da hatte sie dann um Enthebung von denselben sehr ungestüm gebeten. Dieses verwies ihr der Herr, zumal daß sie sich geweigert hatte, das Amt einer Krankenwärterin noch länger zu versehen. In den spätern Jahren waren ihr, wie wir oben gesehen, gerade solche Aemter die angenehmsten, in denen sie am meisten Abtödtung und Gehorsam üben konnte.

Gerade so, wie bei der seligen Margaretha, finden wir auch bei Christina eine ausgezeichnete Liebe zu den Seelen der Verstorbenen. Unzählige Male wurde sie gemahnt, für Einzelne zu beten, damit sie erlöst würden. Gewöhnlich erhielt sie auch Kunde von ihrer Erlösung. Aus all' den Berichten, die wir darüber haben, ersehen wir, daß in jener Welt nichts Böses ungestraft und nichts Gutes unbelohnt bleibt, daß kein Mensch verloren geht, der die Mahnstimme Gottes an ihn noch hören mag, daß drüben schmerzlich gebüßt werden muß, was nicht auf dieser Welt vollkommen getilgt wurde. Wir haben hier lauter Aufforderungen zur heiligen Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit und zum zuversichtlichen Vertrauen auf die ewige Erbarmung. Dabei versichern die leidenden Seelen ihre Fürbitterin, daß es ihr höchster Trost sei, der göttlichen Gerechtigkeit genug zu thun, und daß eine Barmherzigkeit ohne Gerechtigkeit sie nicht beseligen könnte. Christina selbst verharrte ungeachtet der ihr erwiesenen außerordentlichen Gnaden und Auszeichnungen bis zu ihrem Tode in dieser heilsamen Furcht. Deßhalb unterzog sie sich den strengsten Bußübungen, geißelte sich mit einer Igelhaut, trug Bußgürtel und erduldete alles Ungemach, um ihrem Herrn und Heiland Treue zu bewahren und ihr Heil zu sichern.

Christina hatte fortwährend gegen sich selbst, gegen ihre

Leidenschaften zu kämpfen, und fand an sich immer eine Menge Fehler und Unvollkommenheiten. Darüber klagte sie einst vor ihrem Herrn und sprach: „Da du mir so viele Gnaden erweisest und mir deine Liebe so huldvoll offenbarest, warum läßest du doch zu, daß ich immer wieder in Fehler falle, und daß die Leute so sehr an mir sich ärgern müssen?" Darauf antwortete ihr der Herr: „Wärest du ganz ohne Fehler, so schriebest du die Gnaden, die ich dir erweise, deiner Tugend und deinem vollkommenen Leben zu. Ich aber will in den außerordentlichen Gnaden nur meine Güte und Barmherzigkeit offenbaren."

Auch außer dem Kloster wurde sehr bald bekannt, welch große Gnaden der Herr seiner treuen Dienerin erweise. Da gab es denn allerlei Gerede. Ihre eigene Mutter wurde dadurch beunruhiget und begab sich nach Engelthal, um sich darüber zu erkundigen. Der Christina fiel es ungemein schwer, sich über ihre Erfahrungen auszusprechen. Allein der Herr forderte sie selbst dazu auf und sprach: „Ich habe das Gebot gegeben, daß man Vater und Mutter ehren soll. Du sollst dich nicht scheuen, die Wunder der Gnade, die ich an dir gewirkt habe, deiner Mutter zu verkünden." Jetzt sagte die gehorsame Tochter der Mutter Alles, was der Herr an ihr gethan, so daß diese ganz getröstet und unbekümmert um die Reden der Leute nach Hause ging.

Da der Herr seiner Dienerin auch die Gabe der Weissagung verliehen hatte, und Vieles schon damals in Erfüllung ging, was sie voraussagte, wurde ihr Name allmälig berühmt im ganzen Lande. Selbst Fürsten und Bischöfe kamen nach Engelthal, um von der frommen Nonne Rath und Trost zu erlangen. Einst kam selbst Kaiser Karl IV. mit einem Bischof und drei Herzogen nebst vielen Grafen in ihr

Kloster. Alle baten sie kniefällig um ihr Gebet. Es war dieß im Jahre 1350 am Mittwoch nach dem Frohnleichnamsfeste, sechs Jahre vor ihrem seligen Ende.

Außerdem waren auf ihr Gebet viele Kranke und Presthafte geheilt worden. Ihre Verehrung begann darum schon bei ihren Lebzeiten und vermehrte sich nach ihrem Hinscheiden. Dieses erfolgte am 27. Dezember 1356. Ueber ihrem Grabe ward ihr zu Ehren im Kloster Engelthal eine Kapelle erbaut und in der St. Sebaldskirche zu Nürnberg ein Monument errichtet mit der Inschrift: Die selige Christina Ebnerin ward geboren im Jahre des Herrn 1277 und ward alt 79 Jahre, und starb im Jahre 1356 am St. Johannistag zu Weihnachten, und lebte seliglich im Orden zu Engelthal, Augustiner-Ordens. Da liegt sie begraben. Bitt' Gott für das Geschlecht der Ebner!

(Aus einem Manuscripte von Medingen.)

---

172. Der selige Degenhard, Einsiedler.

(Den 3. September.) † 1374.

Degenhard war von adelicher Abkunft. Sein Vater war Konrad von Pruck. Ausgezeichnet durch Talente und erleuchtet durch das Licht der Gnade, faßte er den Entschluß, die Welt zu verlassen. Er hatte Kunde erhalten von den heiligen Einsiedlern in der Frauenau, nnd entschloß sich nun, sich unter ihre Leitung zu begeben. (S. Nr. 165. S. 263.) Otto nahm den jungen Mann mit väterlicher Liebe auf und führte ihn mit himmlischer Weisheit. Degenhard erwarb durch unabläßige Selbstverläugnung und durch strengste Abtödtung die Herrschaft über das widerstrebende Fleisch, und machte im

geistlichen Leben ausgezeichnete Fortschritte. Noch drei Jahre stand er unter der Zucht seines väterlichen Lehrers und Freundes Otto.

Nach dem seligen Hinscheiden Otto's begab sich Degenhard in die fernere Waldgegend, und wählte unweit Bischofsmais, in der sogenannten Breitenau, seine Wohnstätte. Hier verblieb er während seines ganzen noch übrigen Lebens. Er erbaute zu Ehren des heiligen Bartholomäus ein Kirchlein. In demselben oblag er ohne Aufhören dem Gebete und der Betrachtung. Die strengsten Bußübungen behielt er bis zu seinem Ende bei. Das Volk ehrte ihn als einen Heiligen und nahm in verschiedenen Nöthen seine Zuflucht zu ihm. Dreißig Jahre brachte er in dieser Einsamkeit zu. Endlich kam auch für ihn die Stunde der Erlösung. Es war dieß am 3. September 1374. Seine Leiche wurde in dem von ihm erbauten Bartholomäuskirchlein zur Erde bestattet. An seinem Grabe geschahen auf seine Fürbitte viele Wunder, und das Vertrauen des Volkes zu diesem treuen Diener Gottes erhielt sich durch Jahrhunderte.

(Butler.)

---

173. Die selige Margaretha von Bayern, Herzogin von Lothringen.

(Den 27. August.) † 1434.

Die Söhne Ludwigs des Strengen, Rudolf und Ludwig der Bayer, hatten sich in das von ihrem Vater ererbte Land getheilt. Ludwig erhielt Oberbayern, Rudolf aber die Rheinpfalz und die obere Pfalz. Rudolfs Nachfolger waren Pfalzgrafen am Rhein, und der Aelteste aus ihnen ward in der Folge jedesmal auch Kurfürst. Der berühmteste unter ihnen

ist der Urenkel Rudolfs, Ruprecht III. Derselbe wurde in strenger Zucht und Gottesfurcht auferzogen und zeichnete sich sein Leben lang durch Reinheit der Sitten und durch Liebe zur Gerechtigkeit aus. Er war selbst in den Wissenschaften unterrichtet und blieb fortwährend ein Förderer der von seinem Großoheim gegründeten Universität Heidelberg, an der die ausgezeichnetsten Männer der Zeit lehrten.

Ruprecht III. verehelichte sich mit Elisabeth, der Tochter des Burggrafen von Hohenzollern-Nürnberg, die eben so fromm und gottesfürchtig war, als ihr Gemahl. Als Pfalzgraf hielt er sich theils in Amberg, theils in Neunburg vorm Wald auf, wo fürstliche Schlösser waren. Aus der Ehe dieser frommen Eltern entsproßten sechs Söhne und drei Töchter. Unter diesen hat sich Margaretha, die zweitgeborne (1373), in der Kirche Gottes einen berühmten Namen erworben. Sie war am Hofe des Pfalzgrafen mit ihren vielen Geschwistern in aller Gottesfurcht erzogen und in den ihrem Stande zustehenden Kenntnissen unterrichtet worden. Während damals an französischen Höfen die größte Ausschweifung und die frechste Sittenlosigkeit herrschte, wurden die Kinder der Wittelsbacher in Unschuld und Reinheit des Herzens bewahrt, als würden sie für Klöster herangebildet. Diese Unschuld und Reinheit mit einer ausgezeichneten Liebe zu unverdrossener Arbeit war die vortreffliche Aussteuer, welche Margaretha von ihren Eltern erhielt.

Außerdem wissen wir von der Jugendzeit dieser frommen Prinzessin gar wenig. Zu der damals üblichen Kleiderpracht habe sie sich mehr aus Nachgiebigkeit gegen die Sitte als aus Liebe zur Eitelkeit verstanden. Da indessen ihr Vater fortwährend, auch als er im Jahre 1398 Kurfürst und zwei Jahre darauf deutscher Kaiser wurde, in großen Bedräng-

nissen und zumal in Geldverlegenheit sich befand, so mag die Kleiderpracht an seinem Hofe doch wohl eine verhältnißmäßig geringe gewesen sein.

Bis in ihr zwanzigstes Jahr lebte Margaretha bei ihren Eltern. Nun wurde sie von Herzog Karl II. von Lothringen zur Ehe begehrt. Dieser war ein stattlicher junger Mann von 25 Jahren, hatte in den Kriegen großen Muth und Tapferkeit bewiesen, und war im Kampfe gegen die Türken bei Nikopolis mit dem ältern Bruder Margaretha's, Ruprecht Pipan, bekannt geworden. Ruprecht III. übergab ihm seine geliebte Tochter und bat ihn beim Abschiede, er wolle ihr, so lange sie lebe, Liebe und Treue bewahren. Dieselbe Bitte stellte auch die bekümmerte Mutter, die ihre Tochter nach Lothringen begleitete. Karl II. versprach alles Gute, hielt aber sein Versprechen sehr schlecht.

Die erste Nachricht, die wir aus dem Leben der gottseligen Margaretha während ihres Aufenthaltes in Lothringen haben, stammt aus dem vierzehnten Jahre nach ihrer Verehelichung. Diese Nachricht ist uns ein Zeugniß von der ausgezeichneten Förderung dieser fürstlichen Frau auf dem Wege der Vollkommenheit und von der Alles überwindenden Kraft ihres Gebetes. Durch welche Mittel sie zu dieser Vollkommenheit gelangt sei, werden wir später erfahren.

Im Jahre 1407 fiel der Marschall des Herzogs Ludwig von Orleans mit seinen Verbündeten, Philipp von Nassau, Fürsten von Baar, den Grafen von Sarwerden und Anderen in Lothringen ein und verwüsteten das Land. In ihrem Uebermuthe ließen sie dem Herzoge sagen, sie würden an einem näher bestimmten Tage kommen und von seiner Residenz Besitz nehmen. Er sollte für sie ein Gastmahl zubereiten lassen, denn die Hitze des Kampfes könnte sie hungrig

machen. Auch sollte er an diesem Tage wider seine Gewohnheit vor der Mittagsstunde sein Bett verlassen, damit er sie beim Mahle bedienen könnte.

Damit deuteten sie auf die Trägheit und Sinnlichkeit des Herzogs, der wirklich diese Fehler an sich hatte, und zudem der größten Treulosigkeit gegen seine fromme Gemahlin sich schuldig machte. Allein der Einfall der Feinde in sein Land war ein ungerechter, und Karl II. hatte schon vor seiner Vermählung sich im Kampfe gegen die Türken als einen tüchtigen Kriegsmann erwiesen. Sein Muth verließ ihn auch dießmal nicht. Während die Großen des Reiches über diese Drohung erschracken und rathlos wurden, sprach ihnen der Herzog Muth ein und erklärte sich bereit, die Feinde mit den Waffen in der Hand in Empfang zu nehmen. Die Feinde waren an Zahl weit überlegen. Karl II. rückte am bestimmten Tage mit seinen Truppen gegen sie aus. Margaretha aber begab sich in die Kapelle des Schlosses und flehte zu Gott um den Sieg für ihren unwürdigen Gemahl. Das Treffen begann, die Feinde wurden überwunden, ihre Anführer gefangen und als Gefangene in das herzogliche Schloß geführt. Hier war für sie ein Gastmahl zubereitet, das ihnen aber wenig behagte. Beim Mahle bekannten sie einmüthig, nicht vom Herzoge seien sie geschlagen worden, sondern von seiner Gemahlin. Diese habe die Truppen angeführt und das übermenschlich leuchtende Antlitz dieser Heldin hätten sie nicht ertragen können.

Die Gefangenen wurden wieder freigegeben. Zwei Jahre darauf wollten sie für jene schmähliche Niederlage am Herzoge von Lothringen Rache nehmen. Alles sollte durch Feuer und Schwert verwüstet werden. Auch dießmal entschloß sich der Herzog zum tapfern Widerstande. Sein Heer war weit

schwächer, als das seiner Feinde. Kaum waren diese in die Nähe der Truppen des Herzogs gekommen, ergriffen sie nach kurzem Gefechte die Flucht. Als man ihnen dieß als Feigheit auslegte und sie darüber schalt, gestanden sie Alle einmüthig, die fromme Herzogin sei ihnen entgegengetreten und habe durch ihren flammenden Blick all' ihre Kraft gelähmt.

Der Karthäuser Adolf, ihr späterer Beichtvater, der uns dieses berichtet, erzählt weiter, wie er einst die Herzogin hierüber zur Rede gestellt habe, ob sie denn wirklich sich in die Schlacht begeben. Darauf habe sie geantwortet: Nie habe ich solches gethan, und nie könnte ich thun, was einem Weibe so gar nicht zusteht. Auf die Frage, wo sie dazumal gewesen, antwortete sie: Als ich die Ankunft der Feinde vernahm, begab ich mich in mein Gemach, warf mich vor meinem Heiland Jesus nieder und flehte zu ihm mit kindlicher Zuversicht, er wolle doch die Unsrigen bewahren, beschützen und erhalten. Auf die weitere Frage, ob sie denn Jesum gebeten, daß die Feinde geschlagen, gefangen und vernichtet werden sollten, gab sie zur Antwort: Seitdem ich meinen Jesus, sein Leben und seine Lehre aus dem Evangelium und aus dem Buche „Rosengarten" kennen gelernt habe, getraute ich mir nie mehr, um so etwas zu bitten; denn da hab' ich gesehen, daß mein Jesus auch nie um Solches gebeten. Immer hab' ich, wenn ich um Wohlfahrt für den Herzog und die Seinigen betete, Alles dem göttlichen Willen anheimgestellt. Wo ich immer um etwas zu Gott bat, das mir vernünftig, rechtmäßig und nothwendig schien, fügte ich jedesmal, wie Jesus in seinem Angstgebete, hinzu: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe."

Daraus sehen wir, daß die edle Herzogin schon nach vierzehn Jahren ihres Aufenthaltes in Lothringen im christ-

lichen Leben außerordentlich gefördert war. Als ein Mittel dieser Förderung wird von dem genannten Beichtvater das bezeichnete Buch „Rosengarten“ angegeben. Dasselbe war von einem Karthäuser verfaßt und enthielt Betrachtungen über das Leben und Leiden Jesu und seiner göttlichen Mutter. Dieses Buch hatte die fromme Herzogin immer zur Hand. Es galt ihr als ein Spiegel, in dem sie das Antlitz ihrer Seele betrachtete, um jeden Flecken und jeden Makel aus ihrem Herzen zu vertilgen und ihr Inneres dem höchsten Vorbilde gleichförmig zu machen. Es gelang ihr auch so vortrefflich, daß sie bald in dem Glanze ihrer Tugenden weit mehr leuchtete, als Anfangs durch den Schimmer ihrer äußern Pracht und Herrlichkeit. Ihre Heiligkeit übertraf Alle, die im Lande, sei es in den Klöstern, sei es in der Welt, Gott dienten, und es gewann bald den Anschein, die gottselige Herzogin sei mit apostolischer Mission nach Lothringen gekommen.

In der Nachfolge ihres himmlischen Bräutigams, den sie immer besser erkennen und inniger lieben lernte, hatte sie ein Leben vollkommener Selbstverläugnung und Abtödtung begonnen. Den Kampf gegen die bösen Leidenschaften hat sie so geführt, daß sie erst mit der gänzlichen Vertilgung der Laster am Ziele zu sein erkannte. Das Fundament war gründliche Demuth. Weder im Kleinen, noch im Großen traute sie sich selber etwas zu. All' ihr Vertrauen hatte sie auf den Herrn gesetzt. So war sie dann auch voll Liebe und Sanftmuth gegen Alle; denn sie erkannte sich als die geringste Magd des Herrn und als die Dienerin Aller. Mit den gemeinsten Speisen nahm sie vorlieb; die kostbaren Gerichte brachte sie den Armen. Ihr Mitleiden und ihre Barmherzigkeit gegen Elende und Kranke übersteigt allen Begriff.

Adolf, ihr Beichtvater, berichtet: „Mit Staunen und Beschämung sah ich, wie die Herzogin in Begleitung einer treuen Dienerin in die Spitäler ging, daselbst die abscheulichsten Geschwüre der Armseligen mit ihren Händen berührte, die Verwahrlosten von ihrem Aussatze, von ihrem Eiter und Ungeziefer reinigte, die eckelhaftesten Schäden und Wunden verband, den Aermsten die Füße wusch und sie nicht mit Tuch oder Leinwand, sondern mit ihren Haaren trocknete. Wie hätte sie noch tiefer sich erniedrigen können? Sie that aber Alles aus Liebe zu ihrem Heilande, und darum war es ihr Wonne und Freude. Sie, die Tochter eines Kaisers, die Gemahlin eines mächtigen Herzogs, die am Hofe an Wohlleben und Vergnügen gewöhnt war, bebte nicht zurück vor dem Anblicke des Unflathes, vor dem Todesächzen der Sterbenden, vor dem üblen Geruche der Halbverfaulten, wovor eines jeden Andern Natur zurückschaudert. Sie gestand es selbst, Anfangs seien ihr die Wunden und Geschwüre der Kranken so übelriechend und schauderhaft vorgekommen, daß sie sich bei deren Anblick hätte erbrechen müssen, wenn ihr Christus nicht besonders beigestanden wäre. Da habe sie sich dann erinnert, wie die heilige Katharina von Siena und andere Heilige in solchen Fällen sich selbst überwunden, sich selbst ermuthiget und im Vertrauen auf den Beistand des Herrn, dem sie in den Kranken dienten, das unmöglich Scheinende zu Stande gebracht hätten."

Nur eine einzige ihrer Dienerinen, Namens Lucia, konnte sich an diesen Werken der Barmherzigkeit betheiligen. Diese war die treue Begleiterin der Herzogin in ihrem Krankendienst. Ihr Beichtvater erklärt: „Ich habe wohl Ursache mich zu schämen, wenn ich meine weibische Kleinmüthigkeit mit der männlichen Beherztheit der Herzogin vergleiche. Ich

hatte zwar Freude, die edle Frau in ihrem Krankendienste von Ferne zu betrachten, wie sie nämlich die Kranken wusch, von ihrem Unrathe reinigte und ihre Wunden verband. Allein ich vermochte nicht einmal näher hinzugehen und das Elend anzuschauen, geschweige etwas anzurühren. Darum hatte ich auch durchaus keine Kraft, einem einzigen Kranken zur Gesundheit zu verhelfen, während die fromme Herzogin Unzählige von ihren Uebeln heilte. Von allen Orten strömten Kranke und Presthafte hin zur Herzogin, warteten auf sie, bis sie aus der Kirche kam und sie durch die ihr verliehene Wunderkraft heilte. Da trat sie denn zu jedem Einzelnen hin, berührte die kranken Glieder und segnete sie. Und alle gingen entweder vollkommen geheilt oder innerlich so getröstet und gestärkt, daß sie ihr Leiden geduldig und freudig ertragen konnten, von der Herzogin fort. Nur dreierlei Kranke konnte sie nicht heilen, denen es an Glauben fehlte, die auf menschliche Kunst und Arznei ihr Vertrauen setzten, und die in schweren Sünden lebten, ohne ernstlichen Willen, sich zu bessern."

Das tägliche Leben der ehrwürdigen Herzogin war ein Muster für alle christliche Frauen. Sobald sie sich am frühen Morgen von der Ruhe erhoben hatte, warf sie sich auf ihre Kniee nieder und dankte dem Herrn, daß er sie in der vergangenen Nacht am Leben erhalten und vor der Sünde verwahrt hatte. Zugleich bat sie ihn um seinen Beistand, den ganzen Tag zu seiner Ehre zubringen zu können. Dann eilte sie, wo das Zeichen zum Gebete gegeben wurde, in aller Frühe in die Kirche. Nur ein Diener und eine Magd begleiteten sie, während das ganze Haus noch im tiefen Schlafe lag. Wo nicht der Herzog, dem sie in allen Stücken pünktlich gehorsamte, es anders verlangte, blieb sie den ganzen

Morgen in der Kirche, dem Chorgesange der Geistlichen beiwohnend und die heilige Messe anhörend. Dann ging sie, nachdem sie über die vor ihrer Thüre auf sie harrenden Kranken gebetet und sie geheilt hatte, an ihre täglichen Geschäfte. Sie hatte zwei Söhne, Ludwig und Rudolf, die schon in ihrem zarten Alter starben, und zwei Töchter, Isabella und Katharina. Diese erzog sie in aller Gottesfurcht. Von frühester Jugend an gewöhnte sie dieselben an unabläßige Thätigkeit. Den Müßiggang verabscheute sie selbst als den Anfang aller Laster. Ihn duldete sie weder an ihren Töchtern noch an ihrer Umgebuug. War nichts anderes zu thun, so mußten sie die Näh- oder Sticknadel zur Hand nehmen und unabläßig arbeiten.

Von den Speisen, welche auf die herzogliche Tafel gebracht wurden, genoß sie gar wenig. Gewöhnlich ließ sie sich von den Mägden ganz geringe Speisen und Gemüse zubereiten, mit denen sie den Hunger stillte. So karg sie gegen sich war, so freigebig und sorgfältig bekümmerte sie sich darum, daß alle ihre Untergebenen gut verpflegt wurden. Sie erkannte sich als die Letzte von Allen, als die Dienerin Aller.

Am Tagesschlusse war die Erforschung ihres Gewissens ihre Hauptangelegenheit. Da durchsuchte sie die innersten Falten ihres Herzens, ob sie nicht in irgend etwas den Herrn ihren Gott beleidiget habe, in Gedanken oder in Worten, im Werke oder in der Unterlassung. Fand sie solches, so bereute sie es unter Thränen und beichtete es entweder noch an demselben Abend, oder am andern Morgen in aller Frühe. War der Herzog abwesend, so legte sie zur Büßung ein Bußkleid an, das sie den ganzen Tag trug.

An Sonn- und Festtagen hielt sie alle ihre Untergebenen

zum Besuche des Gottesdienstes an. Sie selbst empfing an diesen Tagen jedesmal das heiligste Sakrament des Altars. Nach dem Mittagessen versammelte sie die Ihrigen um sich und las ihnen etwas aus einem geistlichen Buche vor, oder sie bestellte Jemand, der diese Vorlesung hielt. Dieß dauerte bis zur Vesperzeit, wo Alle sich wieder zur Kirche begaben.

Zum heiligsten Sakramente hatte sie eine besondere Andacht. Mit heiligem Hunger verlangte sie die ganze Woche über nach dem seligen Augenblicke, in dem sie den Geliebten ihrer Seele wieder in ihr Herz aufnehmen konnte. Da ereignete sich denn einmal etwas höchst Wunderbares, das uns ihr Beichtvater berichtet. Die Herzogin kniete vor dem Altare. Der Priester wendete sich um, ihr den Leib des Herrn zu reichen, und sprach die Gebete. Auf einmal erblickte er das sonst blasse Antlitz der Herzogin von himmlischem Glanze umflossen. Er hatte die Hostie auf die Paten gelegt und war über diesen Anblick ganz erschrocken. Als er von seinem Schrecken sich wieder erholt hatte, wollte er der Herzogin die heilige Kommunion reichen. Allein da fand er die Hostie nicht mehr. Er glaubte, sie sei ihm entfallen, und sah darnach um. Jetzt gab ihm die Herzogin durch Neigung ihres Hauptes zu verstehen, sie habe den Leib des Herrn schon empfangen. Der Herr hatte sich ohne Zuthun seines Dieners der frommen Seele selbst mitgetheilt.*) In den spätern Jahren wurde sie nach dem Empfange der Engelspeise gar oft im Geiste entrückt.

Am herrlichsten erglänzet ihre heroische Selbstverläugnung und ihre aufopfernde Liebe in ihrem Benehmen gegen ihren Gemahl, den Herzog. Dieser Mann hatte viele vortreffliche

*) Görres, Mystik. 2 B. S. 123.

Eigenschaften; er war persönlich tapfer und Sieger über alle seine Feinde. Sein Land genoß unter ihm eines Friedens, wie man ihn damals in keinem Lande finden konnte. Er stimmte auch in die frommen Stiftungen ein, die durch seine Gemahlin zu Stande kamen, und hinderte sie wenig in ihren Uebungen der Andacht und in ihren Werken der Barmherzigkeit. Allein er war ein ganz sinnlicher Mensch und gab sich keine Mühe, die wüsten Leidenschaften, diese seine innern Feinde, zu bekämpfen und zu überwinden. Den schändlichsten Gelüsten hingegeben, war er ein beständiges Aergerniß für den ganzen Hof und für alle seine Unterthanen. Der unaufhörliche Anblick eines solchen Aergernisses von Seite desjenigen, mit dem sie durch das heiligste Band verbunden war, blieb für Margaretha von Bayern das schwerste Kreuz, das sie zu tragen hatte. Durch ihre aufrichtige Liebe suchte sie den Gemahl zu gewinnen, durch die äußerste Nachgiebigkeit und durch heroische Geduld war sie immer bemüht, jeden möglichen Anlaß zu einer Unzufriedenheit von Seite des Herzoges ferne zu halten. Selbst ihre religiösen Uebungen kürzte sie ab oder unterließ sie ganz, wo sie besorgte, es könnte ihrem Gemahl lästig fallen. Wie sehr sie auch von ihm gereizt wurde, so entfiel ihr doch nie ein unfreundliches Wort, das ihn hätte verletzen können. Allein dieß Alles konnte das Herz des von Leidenschaften gefesselten Herrschers nicht ändern. Die edle Herzogin wurde nur mehr als Ehrendame am Hofe geduldet, das Herz ihres Gemahls hatten Concubinen gewonnen. So war ihr Leben, in gänzlicher Verlassung und Verachtung von ihrem Manne, ein fortwährendes Marterthum.

Im Jahre 1415 ward auf ihre Verwendung ein Karthäuser-Kloster in Marienflos gegründet. Der Umgang mit den hei-

ligen Männern dieses Ordens war der frommen Dulderin zur ausgezeichneten Förderung im Geiste. Zwanzig Jahre später wurde das Kloster nach Rettel, nächst bei Sierk an der Mosel verlegt.

In den letzten Jahren seines Lebens war der Herzog fortwährend siech und elend. Sein scandalöses Leben war allgemein bekannt. Die Verachtung des Volkes traf ihn eben so allgemein, wie seiner Gemahlin die innigste Verehrung zu Theil wurde. Allgemein galt sie als eine Heilige. Kurze Zeit vor dem Tode des Herzoges erschien Johanna von Ark, die bekannte Jungfrau von Orleans, an seinem Hofe. Sie hatte den Muth, die allgemeine Stimme des Volkes vor dem Throne des Herzogs auszusprechen. Sie forderte den Herzog auf, dem König von Frankreich zu Hilfe zu kommen, und als er sich mit seiner Krankheit entschuldigte, erklärte sie ihm, er werde nicht Heilung finden, es sei denn, daß er sein lüderliches Leben aufgebe, sich bekehre und die Herzogin als seine Gattin ehre. Der Unglückliche hatte nicht mehr die Kraft, diesen Rath zu befolgen. Er verschied am 25. Jäner 1431. Die Vollziehung seines Testamentes übertrug er der Herzogin und dem Gemahle seiner Tochter Katharina, Jakob von Baden. In demselben nannte er sie „seine theuerste und geliebteste Schwester und Gefährtin, Margaretha von Bayern, Herzogin von Lothringen, seine Frau und Gemahlin."

Schon zu Lebzeiten ihres Gemahls hatte sich die Herzogin vorgenommen, im Falle sie ihn überleben sollte, sich als Wittwe ganz ihrem himmlischen Bräutigam, Christo dem Herrn, zu weihen, ihm in den Armen, Kranken, Elenden und Fremdlingen zu dienen und bis an das Ende ihres Lebens, nach dem Beispiele der heiligen Elisabeth, in diesem Dienste zu verharren. Sie gründete jetzt auf ihrem Wittwen-

Sitze zu Sierk ein Spital für Kranke und Arme. Hier diente sie ihnen mit eigener Hand gleich einer barmherzigen Schwester, und was immer für das Haus nothwendig war, besorgte sie aus ihren fortwährend erschöpften und doch unerschöpflichen Kassen. Oft nahm sie arme und krüppelhafte Personen von der Straße weg, und führte sie in ihr Spital. Hier wusch sie ihnen die Füße, trocknete sie mit ihren Haaren ab und küßte sie. Dann gab sie ihnen zu essen, und wenn sie wieder fortwollten, entließ sie dieselben reichlich beschenkt. Ihr Beichtvater Adolf sagt, er sei oft Zeuge solcher Liebesdienste gewesen, und habe der Herzogin das Waschbecken gehalten.

Der Ruf von der ausgezeichneten Tugend und Heiligkeit der Herzogin Margaretha hatte sich weithin verbreitet. Von allen Seiten her kamen Bischöfe und Laien, Fürsten und Klosterleute, um Margaretha von Angesicht zu sehen und mit ihr sich zu besprechen. Alle wurden durch sie zum Streben nach Gottseligkeit und nach Werken der Barmherzigkeit ermuntert und außerordentlich getröstet.

Nebst diesem Spital zu Sierk hatte sie auch eines zu Einville gestiftet. In diesen Spitälern, wo sie allenthalben ihre Muttersprache hörte und reden konnte, verweilte sie am liebsten, ganz sich dem Dienste des Herrn in seinen armen und kranken Gliedern aufopfernd.

Auch um die Regierung ihres Herzogthumes war sie fortwährend besorgt. Was sie immer zum Wohle ihrer Unterthanen thun konnte, unternahm sie mit himmlischer Klugheit und mit ausdauernder Kraft. Auf ihre Verwendung wurde das Herzogthum dem Gemahle ihrer Tochter Isabella, Renatus von Anjou, zuerkannt. Derselbe ward am 24. April 1434 mit dem Herzogthume Lothringen in der Kathedrale

zu Basel vom Kaiser Sigismund belehnt, daß er es im Namen seiner Gemahlin regiere.

Die gottselige Herzogin genoß jetzt eines seligen Friedens. Aber gerade das, was Andere so sehnlich wünschen, Glück und Wohlergehen, hatte sie ihr Leben lang am meisten geängstiget. Die treue Dienerin des Herrn sprach diese ihre Beängstigung einst vor ihrem Beichtvater Adolf aus. „Mein liebster Vater", sprach sie zu ihm, „ich ängstige mich und erschrecke, wenn ich sehe, daß es uns im Zeitlichen so wohl ergeht. Ich fürchte immer, es stehe sehr bedenklich bezüglich der ewigen Angelegenheiten. Der Herr könnte uns ja für das wenige Gute, das geschieht, mit zeitlichem Segen belohnen und die uns gebührende Strafe für die Ewigkeit aufsparen. Bittet doch den barmherzigen Gott, er wolle in dieser Zeit uns heimsuchen und im gegenwärtigen Leben uns züchtigen, damit er uns in der Ewigkeit verschone. Nie habe ich gelesen oder gehört, daß zeitliches Glück und Wohlergehen ein Zeichen der ewigen Auserwählung sei."

So demüthig war diese mit der Wundergabe und mit außerordentlichen Entzückungen begnadigte Dienerin des Herrn. Und so wandelte sie fortwährend in heiliger Furcht. Bis ihre Kräfte sie ganz verließen, blieb sie eine demüthige Dienerin und Wärterin aller Kranken und Elenden in ihren Spitälern. Endlich, nach einem Leben voll Mühseligkeit und Werken heiliger Liebe und Bamherzigkeit, starb sie zu Sierk am 27. August 1434*) im 61. Jahre ihres Lebens, im 41. nach ihrer Vermählung mit dem Herzoge von Lothringen. Ihr Leichnam wurde nach Nancy gebracht und in der herzog-

*) Die Stammtafel der bayerischen Regenten hat das Jahr 1439 als ihr Todesjahr bezeichnet.

lichen Familiengruft zur Erde bestattet. An ihrem Grabe geschahen viele Wunder, und die Gläubigen nannten sie, wie im Leben, so auch nach ihrem Tode, die wunderthätige Herzogin. Auf ihrem Grabsteine stand die Inschrift: Hier liegt begraben die erlauchteste und mächtigste Fürstin Margaretha von Bayern, Herzogin von Lothringen und Pfalzgräfin, gestorben am 27. August 1434.

Zur Zeit der französischen Revolution (1793) wurden die herzoglichen Grabstätten durchwühlt und die Gebeine der darin ruhenden fürstlichen Personen durcheinander gemengt, so daß es jetzt unmöglich wäre, die Reliquien der seligen Margaretha von Bayern noch aufzufinden.

(Rader. Abbé J. M. Curicque. Höfler.)

174. Die selige Barbara, herzogliche Prinzessin und Klosterfrau.

(Den 1. September.) † 1472.

Albrecht der Fromme war nach dem Tode der Herzoge Ernst (1438) und Wilhelm (1435) denselben in der Regierung nachgefolgt. Er war eben so besorgt für das Wohl seiner Unterthanen, als aufrichtig fromm. Die schwersten Leiden, die er sich durch die heimliche Verehlichung mit der unglücklichen Agnes Bernauerin zugezogen hatte, waren für ihn eine Schule der Gottseligkeit geworden. Nachdem seine Gemahlin Agnes auf Befehl seines Vaters in die Donau gestürzt war, nahm er auf dessen Geheiß die Anna von Braunschweig zur Frau. Im Jahre 1439 wurde ihm nach dem Tode des Kaisers Albert II. die Krone Böhmens angeboten. Albrecht schlug sie aus, um ganz allein für sein Land zu sorgen, und gewann dadurch den herrlichsten Sieg

über sich selbst, indem er das Verlangen nach irdischem Glanz in sich ertödtete und verachtete.

Das treue Ebenbild dieses frommen Fürsten war seine Tochter Barbara. Kaum fünf Jahre alt, wurde sie den Klosterfrauen bei St. Jakob am Anger in München zur Erziehung übergeben. Es geschah dieß in demselben Jahre, in welchem ihr Vater starb (1460). Hier wurde die Prinzessin in aller Gottseligkeit erzogen und gewann eine solche Liebe zu den heiligen Uebungen des Ordenslebens, daß sie in demselben bis an ihr Ende zu verharren sich entschloß.

Barbara war noch nicht durch Gelübde gebunden, als Gesandte des Königs von Frankreich nach München kamen, um sie für den künftigen Regenten dieses Landes als Braut zu verlangen. Ihr Bruder Albrecht theilte ihr diese Sache mit und wünschte ihre Einwilligung, ohne gerade sie zu nöthigen. Barbara verlangte drei Tage Bedenkzeit, während sie die Angelegenheit im Gebete vor Gott überlegen wollte. Während dieser Zeit lag sie fast unabläßig vor dem Hochaltar ihrer Klosterkirche auf ihrem Angesichte und flehte zu Gott um Erleuchtung. Und der gütige Gott ermangelte nicht, ihr seinen Willen kund zu geben. Mit aller Entschiedenheit erklärte sie am Ende der Bedenkzeit, sie wolle keinen andern Bräutigam, als den ewigen König der Herrlichkeit, dem sie von Kindheit auf gedient habe. Zudem wäre es auch der Wunsch ihrer frommen Eltern gewesen, daß sie dem Herrn allein angehören sollte. Ihm sei sie übergeben, und sein Eigenthum wolle sie bleiben ewiglich.

Albrecht der Weise, ihr Bruder, war mit diesem Entschluße vollkommen zufrieden. Weil er befürchtete, die französischen Abgesandten könnten mit List oder Gewalt in das Kloster eindringen und seine Schwester entführen, so ließ er

vor dem Kloster eine starke Schutzwache aufstellen, denn der weise Fürst hatte kein Vertrauen zu der französischen Verschlagenheit. So mußten die Abgesandten mit leeren Händen zurückkehren, wie sie gekommen waren.

Von dieser Zeit an betrachtete sich die fürstliche Jungfrau ganz als eine verlobte Braut Jesu Christi, des Bräutigams jungfräulicher Seelen. Alles Verlangen ihres Herzens ging nach der innigsten Vereinigung mit ihm. Auf die Stunde dieser vollkommensten Vereinigung mit Christo bereitete sie sich mit aller Sorgfalt vor. Diese Stunde wurde ihr auch angedeutet.

Barbara hatte von ihren frommen Eltern beim Eintritt in das Kloster einen Majoran-Strauch erhalten, daß sie ihn pflege und an seinem Wohlgeruche sich ergötze. Zudem hatte sie mit Erlaubniß der Obern mehrere Vögelein in einem großen Käfig bei sich, denen sie abwarten und mit denen vereint sie das Lob Gottes singen sollte. Ueber diesen Verkehr mit den lieblichen Sängern der Luft erzählet die Sage Mehreres, das ebenso von ihrem tiefen Gemüth als insbesondere von ihrer innigen Andacht Zeugniß gibt. Endlich hatte man ihr eine goldene Kette gegeben, die sie beständig an ihre Eltern erinnern und zum Gebete für sie aufmuntern sollte. Diese Kette trug sie mit Genehmigung der Vorstände unter ihrem Klostergewande. Durch diese ihre Habseligkeiten wurde ihr die nahe Scheidung von der Erde angekündet.

Ganz unversehens, ohne daß man eine Ursache wußte, verwelkte plötzlich der Majoran-Strauch. Tags darauf starben alle Vögelein dahin, und am folgenden Tage sprang ihre goldene Kette entzwei. Jetzt war Alles dahin, was sie bisher noch mit der Welt in Verbindung erhalten hatte. Barbara erkannte die Bedeutung dieser scheinbar zufälligen

Ereignisse und sprach: „Dieß Alles geht mich an; mich will der Herr aus dieser Sterblichkeit abfordern.“ Mit aller Sorgfalt bereitete sie sich auf den Empfang ihres himmlischen Bräutigams vor, der seine Ankunft so augenscheinlich angemeldet hatte. Vierzehn Tage nach dem Verdorren des Majoranstrauches verschied sie sanft und selig im Herrn, um die himmlische Krone der Jungfrauen in Empfang zu nehmen, nachdem sie längst die Krone einer Königin von Frankreich verschmäht hatte. Es war das Jahr 1472, das siebzehnte ihres zeitlichen Lebens, von dem sie zwölf Jahre an der gottgeheiligten Stätte zugebracht hatte.

Vierzehn Tage darauf verschied eine andere Schwester, die ebenfalls den Namen Barbara führte, und nach Verlauf derselben Zeit eine dritte; und so ging es fort, bis während vierzig Wochen zwanzig von ihren Mitschwestern verschieden waren. So wurden die Bräute des Herrn, die hier in Unschuld und treuer Liebe dem Herrn gedient hatten, miteinander vereint zum Lob und Preise ihres himmlischen Bräutigams bei dem ewigen Hochzeitmahle. Bei einer spätern Eröffnung ihres Grabes in der Klosterkirche zu St. Jakob gewahrte man den lieblichsten Duft himmlischer Wohlgerüche.

(Hueber Monologium. Freudensprung).

---

175. Der selige Ulrich, Einsiedler und Gefährte des seligen Nikolaus von der Flue.

(† 1491.)

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verließ der fromme Schweizerbauer, Nikolaus von der Flue, Haus und Hof und Weib und Kind, um in tiefer Einsamkeit ein beschauliches Leben zu führen. Daß sein Entschluß von der

Gnade des Herrn angeregt sei, bewies das ganze nachfolgende Leben des Nikolaus. Dasselbe ist ein fortdauerndes Wunder. Zwanzig und ein halbes Jahr lang genoß er durchaus keine irdische Nahrung mehr. Der Leib des Herrn in der heiligen Communion war das Einzige, das er genoß, wovon er wunderbar auch sein leibliches Leben fristete. Unzählige kamen zum gottseligen Einsiedler, um bei ihm Rath und Trost zu erhalten.

Der Ruf dieses treuen Dieners Gottes verbreitete sich bald auch bis nach Deutschland. Wie einst fromme Deutsche, durch den Ruf von der Heiligkeit des Franziskus von Assisi angezogen, nach Italien wanderten und sich diesem heiligen Patriarchen anschloßen, so faßte ein edler Bayer, Namens Ulrich, wahrscheinlich aus München gebürtig, den Entschluß, den heiligen Einsiedler in der Schweiz zu besuchen und vorerst zu erforschen, ob wirklich Alles sich so verhalte, wie man erzählte. Fände er Alles bestätiget, dann wollte er den heiligen Mann bitten, ihn als seinen Lehrjünger anzunehmen und auf dem Wege der Gottseligkeit zu leiten.

Ulrich kam wirklich in das Melchthal, in den sogenannten Ranft, wo Nikolaus seine Zelle hatte. Er fand Alles unvergleichbar höher und vollkommner, als man ihm erzählt hatte. Nun bat er, selber schon ein Greis, den ehrwürdigen Nikolaus gar demüthig und inständig, er wolle ihm doch ein Winkelchen in der Nähe seiner Wohnung gönnen, damit ihm Gelegenheit gegeben würde, recht oft von ihm Belehrung zu erhalten, und damit er ihn sich zum Vorbild in seinen geistlichen Uebungen nehmen könnte. Er habe jetzt Alles verlassen, was ihm in seiner Heimath zu Gebote gestanden, und er wolle nicht mehr zurücksehen auf das Verlassene, damit er tauglich werde fürs Himmelreich.

Nikolaus, der demüthige Einsiedler, erschrack über eine solche Zumuthung. Er sei kein Lehrmeister, sagte er, und er habe nur für seine eigene Seele zu sorgen. Damit habe er genug zu thun. Er habe keinen Beruf und kein Geschick, Andere zu leiten. Als aber Ulrich mit inständigem Bitten nicht nachließ, willigte Nikolaus endlich ein und gestattete ihm, in seiner Nähe zu bleiben.

Der fromme Ulrich war hierüber hocherfreut. Er nahm sich vor, in allen Stücken es dem ehrwürdigen Lehrmeister nachzuthun. Er kannte noch nicht die Wege der göttlichen Weisheit, die jedem Menschen seine eigene Bahn vorgezeichnet hat und einen jeden auf dieser Bahn zur höchsten Heiligkeit und Vollkommenheit führt, wenn er sich nur leiten läßt. Darum wollte es Ulrich vor Allem im Fasten seinem Lehrmeister nachmachen. Er brachte dreizehn Tage in Gebet und Betrachtung dahin, ohne im Geringsten eine Nahrung zu sich zu nehmen. Dabei fühlte er weder Hunger noch Abnahme seiner Kräfte. Als diese dreizehn Tage vorüber waren, und Ulrich entschlossen war, dieß gänzliche Fasten fortzusetzen, ward Nikolaus durch göttliche Mittheilung gemahnt, er sollte demselben das fernere Fasten untersagen. Auf dieß hin sendete ihm Nikolaus ein halbes Brod, mit dem Befehl, er sollte es im Fluße Melch eintunken und dann essen. Ulrich kannte sich in der Ordnung des christlichen Lebens schon so weit aus, daß er wußte, Gehorsam sei besser, als Fasten, und gehorchte dem Befehl seines Meisters. Indessen war sein Magen schon so an das Fasten gewöhnt, daß es ihm Mühe machte, das Brod zu verdauen. Am darauffolgenden Tage aß er im Auftrage seines Lehrers die zweite Hälfte des Brodes. Jetzt überfiel ihn ein solcher Hunger, daß er meinte, er könne sich gar nicht mehr satt essen. Nikolaus

hatte dieß vorausgesehen und eben darum seinen Leuten den Auftrag gegeben, ihm ein reichliches Mahl zuzubereiten, damit er seinen dreizehntägigen Hunger stillen könnte.

Nachdem der Magen wieder befriediget war, fragte Ulrich seinen Lehrmeister Nikolaus, warum denn ihm nicht erlaubt wurde, das Fasten fortzusetzen, da er ja doch keine Beschwerde dabei empfunden hätte. Nikolaus antwortete ihm: „Diese dreizehn Tage sind für dich genug. Gott wollte von dir nicht mehr verlangen. Warum er es aber so gewollt, das können wir nicht ergründen.“ Aus diesem dreizehntägigen, beschwerdelosen Fasten konnte Ulrich einsehen, daß es dem Herrn ein Leichtes wäre, ihn während seines ganzen noch übrigen Lebens ohne Speise zu erhalten, wie er das Leben des Nikolaus über zwanzig Jahre ohne Speise erhielt. Das sollte Ulrich lernen, und damit war der Zweck erreicht. Sein Vertrauen auf den Herrn war unerschütterlich geworden.

Hierauf verließ Ulrich das Häuschen, das er bisher bewohnt, und das Anfangs die Wohnstätte des seligen Nikolaus gewesen war, und überließ dasselbe dem Meßner. Er ging über das Flüßchen Melch hinüber und wohnte dort in einer Felsengrotte. Neben derselben hatte er eine kleine Kapelle, in der er dem Gebete oblag. In der Kapelle waren drei Altärchen, eines dem heiligen Erzengel Michael, eines dem heiligen Bartholomäus, und eines der heiligen Mutter Anna geweiht. Hier war sein Aufenthalt. Seinem Leibe gewährte er nur die allernothdürftigste Nahrung. Durch Fasten und Wachen kasteiete er seinen Leib, durch Betrachtung der himmlischen Dinge nährte und erhob er seinen Geist.

Vier Jahre lebte Ulrich noch mit seinem Lehrmeister Nikolaus zusammen. Als dieser am 21. März 1487 selig im Herrn verschieden war, dauerten die Lebenstage des seligen

Ulrich noch vier Jahre. Am Fronleichnamstage des Jahres 1490 beschloß er dieß armselige und mühevolle Leben. Sein Leichnam wurde in der Pfarrkirche zu Kerns begraben. Er war schon als ein Greis mit ehrwürdigen, grauen Haaren zum seligen Nikolaus gekommen. Durch die unausgesetzten geistlichen Uebungen und durch seinen unabläßigen Verkehr mit den Bürgern des Himmels war sein ganzes Wesen noch viel ehrwürdiger geworden. Er war von mittlerer Größe, blaß von Gesicht, hatte starken, langen Bart, ging immer barfuß und kleidete sich ganz wie der selige Nikolaus, als Einsiedler. An seinem Grabe geschahen mehrere Wunder, von denen wir keine genauere Nachricht geben können.

(Rader).

---

176. Der fromme Bauer zu Vohburg, bei Ingolstadt.

(Im 15. Jahrhundert.)

In der Nähe von Vohburg lebte vor uralter Zeit ein Landmann in einer armseligen Hütte ganz allein dem Gebete und der Betrachtung. Weib und Kinder waren schon heimgegangen, und er selber bereitete sich mit aller Sorgfalt auf diesen nahen Heimgang. Nur an Sonn- und Festtagen begab er sich nach Vohburg in die Kirche. Da empfing er jedesmal von den Bürgern so viel Almosen, als ihm zur Fristung seines Lebens bis auf den nächsten Sonntag nothwendig war. Dafür betete er zu Gott, daß er seinen Wohlthätern vergelten wolle, was sie an ihm thaten. Er war als heiligmäßiger Mann allgemein geachtet und geliebt. So lebte er viele Jahre in seligem Frieden.

Einst brachen in finsterer Nacht zwei Räuber in seine Hütte ein und verlangten von ihm Geld. Der Fromme hatte

nie etwas Anderes, als Lebensmittel, von seinen Wohlthätern angenommen und besaß keinen Heller Geld. Das wollten die Räuber ihm nicht glauben. Sie mißhandelten ihn und wollten auf diese Weise ihn zu einem Geständnisse und zur Auslieferung seiner Habe zwingen. Allein Alles war umsonst. Erzürnt über den armen Mann, schlugen sie ihn todt. Dann stöberten sie die ganze Hütte aus, fanden aber nichts. Um nun die Mordthat zu verheimlichen, hängten sie den Ermordeten mit einem Stricke an dem Firstbalken auf. Man sollte meinen, er habe sich selbst erhängt. Dann verriegelten sie noch die Thüre und liefen davon.

Als der fromme Bauer am nächsten Sonntag nicht zur Kirche kam, meinten die Vohburger, er sei erkrankt, und brachten ihm Speise zu seiner Hütte hin. Allein die Thüre war verschlossen, und auf all ihr Rufen erhielten sie keine Antwort. Jetzt meinte man, er habe, wie es öfter geschehen, irgend eine Wallfahrt unternommen, und beruhigte sich damit. Es vergingen indessen mehrere Sonntage, und der Bauer kam nicht zur Kirche. Nun wurde die Hütte erbrochen. Mit Entsetzen erblickte man den hängenden Leichnam. Mit Abscheu begrub man ihn neben dem Galgen bei Vohburg. Solches hätte man dem frommen Bauern nicht zugetraut, und Viele wurden irre an seiner Frömmigkeit.

Einige Wochen darauf war der Vohburger-Jahrmarkt. Da sollte vor der großen Menschen-Menge die Unschuld des frommen Bauern offenbar werden. Allerlei Volk wanderte auf den Jahrmarkt; die Einen Geschäfte halber, die Andern des Bettelns halber. Viele führte der Weg nach Vohburg am Vohburger Galgen vorbei. Unter diesem war ein blinder Bettler, der, am Galgen vorbeigeführt, plötzlich das Augenlicht wieder erhielt. Nach ihm kam ein Lahmer, der auf

seinen Krücken daher hinkte. Als dieser an dem Galgen vorbei ging, fühlte er augenblicklich neue Kraft in seinen Gliedern, warf die Krücken weg und wandelte unter Lobpreisungen Gottes seines Weges weiter. Zuletzt kam ein Aussätziger an diese Richtstätte hin und ward auf einmal von seinem Aussatze geheilt.

Alles Volk war Zeuge dieser Wunder. Sogleich erhoben sich Stimmen, welche diese Wunderheilungen als ein göttliches Zeugniß für die Unschuld und Heiligkeit des unter dem Galgen begrabenen, frommen Bauern erklärten. Die beiden Mörder waren indessen wegen anderer Frevel eingezogen worden. Sobald sie von den genannten Wundern hörten, gestanden sie den an dem frommen Bauern verübten Raubmord.

Als sich in der Folge noch mehrere Wunder an dieser sonderbaren Begräbnißstätte ereigneten, berichtete man die Sache an den Bischof von Regensburg, Heinrich III. von Alberg. Dieser stellte eine Untersuchung an, fand die Wunder durchweg bestätiget, ließ den Leichnam des frommen Bauern ausgraben und feierlich in seiner Gegenwart im Spital-Gotteshause begraben. Eine große Menge geistlicher und weltlicher Leute war bei dieser Feierlichkeit zugegen. Dieß geschah im Jahre 1471. Zwei hundert zwanzig Jahre später (1691) wurden die Reliquien des Seligen von dem Weihbischof in Regensburg, Graf Ernest Albert von Wartenberg, wieder erhoben, in ein Kästchen gelegt und versiegelt. Am Palmsonntag des Jahres 1694 (den 4. April) wurde dieses Reliquarium in der St. Andreaskirche zu Vohburg feierlich beigesetzt. Die Verehrung dieses seligen Dieners Gottes dauert unter dem Volke bis auf diesen Tag ununterbrochen fort. An der Stelle, wo seine Hütte stand, wurde eine

18 Fuß hohe Säule zu seinem Andenken errichtet, mit der Inschrift: „Hier stand im Jahre 1471 die stille und einsame Hütte des seligen Bauers zu Vohburg.“ Sein Andenken, sein Haupt und seine Gebeine werden in dem Gotteshause zu Vohburg in hohen Ehren aufbewahrt. Auch an der Stelle des ehemaligen Richtplatzes wurde seinem Andenken eine Denktafel aufgestellt.

(Rader. Sulzbacher Kalender.)

Sechster Abschnitt.

Bayern unter einem Herrscher vereint.

Vorbemerkung.

Die weise Vorsicht Albrecht's des Weisen, durch welche unser Vaterland vor weiteren Theilungen und Zerstückelungen verwahrt wurde, trug in diesem Zeitabschnitte als die köstlichste Frucht die Erhaltung des katholischen Glaubens im ganzen Lande. Während alle umliegenden Länder theilweise der neuen Lehre sich zuwendeten und dadurch den Samen unseliger Zwietracht in sich aufnahmen, hielten die edlen Herzoge von Bayern am alten Glauben fest, hemmten das Umsichgreifen der neuen Lehre, stellten Visitationen in Stiften und Klöstern und bei der Weltgeistlichkeit an, entfernten die Aergerniß gebenden oder Irrlehren verbreitenden Priester und verschafften dem Lande durch Berufung der Jesuiten und Kapuziner Vorbilder des priesterlichen Lebens und treue Verkünder der katholischen Lehre.

Als der Protestantismus den katholischen Glauben aus ganz Deutschland zu vertilgen drohte, in der Zeit des dreißigjährigen Krieges, ward Bayern's Herrscher, der große Maximilian, Schutzherr und Vertheidiger der katholischen Kirche, und daß es in Deutschland noch einen Katholizismus gibt, das hat man nächst Gott diesem ausgezeichnetsten aller Regenten unseres Vaterlandes zu danken. Selbst wo Oesterreich schwankte, und wo es mehr auf zeitlichen Vortheil und Ländererwerb bedacht war, behielten die edlen Wittelsbacher nur die Förderung der Ehre Gottes und der katholischen Kirche im Auge.

Die arg mißhandelte Oberpfalz führte der große Churfürst Maximilian, nachdem sie wieder mit dem Hauptlande Bayern vereinigt war, auf dem Wege der Belehrung zur katholischen Kirche zurück und gab ihr vortreffliche Seelsorger, die das Volk im Glauben befestigten und an ein christliches Leben auf's Neue gewöhnten.

Fortwährend barg die Regentenfamilie in ihrem Schooße einzelne Glieder, die sich durch Heiligkeit des Lebens in heroischer Weise auszeichneten. Aber auch in den erneueten Klöstern erblühten wieder himmlische Blumen, die durch den Wohlgeruch eines heiligen Lebens Gott und die Menschen erfreuten. Ueberall konnte man deutlich wahrnehmen, daß die heiligende und beseligende Kraft der Kirche Gottes noch dieselbe war, wie sie es durch alle Jahrhunderte gewesen, und daß die Braut des Herrn fortwährend von heiligen Dienern und Dienerinen Gottes umgeben ist. Was indessen von diesen heiligen Seelen, über die wir noch keine kirchliche Beglaubigung haben, Wunderbares aus den Urkunden mitgetheilt wird, ist durchweg in dem Sinne zu nehmen, wie es das Decretum Urbani VIII. zu fassen befiehlt, salva ecclesiae autoritate, der hier in keiner Weise vorgegriffen sein will.

---

177. Die selige Kunigundis, Herzogin von Bayern.

(Den 6. August.) † 1520.

Albrecht der Fromme, den wir aus dem Leben der seligen Prinzessin Barbara (S. 323) kennen, hatte fünf Söhne, Johann, Sigmund, Albrecht, Christoph und Wolfgang. Johann der Aelteste starb frühzeitig. Nach des Vaters Tode regierten Sigmund und Albrecht eine Zeit lang gemeinschaftlich. Dann trat Sigmund zurück, und Albrecht wäre Alleinherrscher gewesen, wenn nicht Christoph fortwährend Unruhen angefangen hätte. Endlich brachte er's doch zur Alleinherrschaft, und gab dann im Jahre 1506 das Gesetz, daß fortan immer nur der Erstgeborne dem Vater in der Herrschaft folgen sollte. Er regierte als Alleinherrscher vom Jahre 1467—1508.

Dieser Albrecht, den man mit Recht den Weisen nennt, war auf den hohen Schulen in Italien gebildet worden. Schon Alleinherrscher im Lande, lernte er die edle Tochter des Kaisers Friedrich III. von Deutschland, die Schwester des nachmaligen Kaisers Maximilian, kennen. Dieselbe hieß Kunigundis und lebte in jener Zeit zu Innsbruck bei ihrem Oheim, dem Erzherzog Sigismund. Albrecht warb um die Hand dieser edlen Prinzessin. Sigismund war dem weisen Albrecht sehr gewogen und versprach, die Einwilligung des Kaisers zu erwirken. Allein der Kaiser war gegen Albrecht feindlich gestimmt und wollte ihm seine Tochter nicht zur Ehe geben. Der nachmalige Kaiser Maximilian scheint die Sache vermittelt zu haben. Kunigundis wurde mit Albrecht zu Innsbruck feierlich vermählt. Es geschah dieß in Gegen-

wart des Bischofs Wilhelm von Eichstädt. Sigismund war ohne Erben und wollte Tyrol seiner lieben Nichte als Aussteuer vermachen. Allein der Kaiser war dagegen, und so unterblieb diese Wiedervereinigung Tyrols mit unserm Vaterlande.

Kunigundis lebte mit ihrem Gemahl in glücklicher Ehe, die mit drei Söhnen und fünf Töchtern gesegnet wurde. Diese ihre Kinder erzog die edle Herzogin in der Furcht des Herrn. Sie selbst war im ganzen Lande beliebt und als ein Vorbild in allen Tugenden verehrt. Unter ihrer sorgfältigen Erziehung wuchs Wilhelm der Beständige heran, dem das Bayerland die Erhaltung des katholischen Glaubens in seinem ganzem Gebiete verdankt.

Am Morgen des 14. März 1508 starb Albrecht der Weise. Kaum war ihr Gemahl zur Erde bestattet, so entschloß sich Kunigundis, der Welt gänzlich zu entsagen und sich ganz dem Dienste Gottes zu widmen. Sie verabschiedete alle ihre Hofdamen und die gesammte Dienerschaft, und begab sich geraden Wegs in das Bittricher-Regelhaus, in dem Nonnen vom dritten Orden des heiligen Franziskus ein gottgeweihtes Leben führten. Schon Ludwig der Strenge hatte Nonnen in dieß Haus eingeführt; dann aber haben die beiden Brüder, Anton und Bernardin Bittricher im Jahre 1484 diese Stiftung durch neue Vermächtnisse fest begründet. Von ihnen hat dann das Kloster auch den Namen erhalten.

In diesem Kloster lebte die ehrwürdige Kunigundis über zwölf Jahre ein heiliges Leben. Sie wurde zwar nicht eingekleidet, legte auch die feierlichen Gelübde nicht ab; aber dennoch unterschied sie sich von der strengsten Klosterfrau auf keine Weise. Sie trug fortwährend ganz einfache Kleidung aus gröberem Tuche, und genoß nur ganz einfache Nahrung.

Wurde eine Speise in der Küche verdorben, so aß sie dieselbe mit sichtbarer Freude. Sie hatte eine außerordentliche Andacht zu dem Leiden und Sterben unseres Heilandes. An Freitagen hielt sie immer strengstes Stillschweigen, bis um eilf Uhr die Scheidung des Herrn geläutet wurde. Den ganzen Vormittag, vom frühesten Morgen angefangen, brachte sie zu den Füßen des Gekreuzigten zu. Mit ganzer Seele vertiefte sie sich in die Wunden des Erlösers, aus denen das Heil für die sündige Welt geflossen ist. War die Scheidung geläutet, so mußte eine der Schwestern das Licht löschen, das sie den ganzen Vormittag vor dem Kreuze des Erlösers brennen ließ. An diesem Zeichen erkannte sie, die gar oft in himmlischer Contemplation entzückt war, daß jetzt die Zeit des Gebetes und der Andacht zu Ende sei.

In diesem Umgange mit demjenigen, der das Licht der Welt ist, in dieser fortwährenden Uebung des Gebetes und der heiligen Betrachtung erlangte sie den Blick in das Innere des Menschen und die Gabe, die Geister zu prüfen, wovon sie außerordentliche Proben ablegte.

Damals hielt sich eine fromme Betrügerin in München auf. Sie hieß Anna Leinmittlerin. Dieselbe gab vor, sie lebe, ohne eine Nahrung zu sich zu nehmen. Dadurch zog sie die Augen der Menschen auf sich. Sie hatte auch fromme Sprüche gelernt und konnte sich überhaupt recht heilig stellen. Selbst Kaiser Marimilian und der Bischof von Jerusalem, der als päpstlicher Gesandte beim Kaiser war, ließen sich hinter's Licht führen und glaubten der Betrügerin. Kunigundis erkannte im Augenblicke ihre Falschheit und Verstellung. Sie riß der Heuchlerin die Larve weg und wies sie mit heiligem Ernste zurecht. Die Betrügerin machte sich sogleich davon und kam bis nach Freiburg in der Schweiz.

Hier kamen ihre Laster, die sie bisher schlau zu verbergen verstand, an den Tag. Sie wurde arger Verbrechen überwiesen und daselbst zur Strafe dafür in einem Fluße ertränkt.

Weil Kunigundis selbst im Lichte der Wahrheit wandelte, so konnte sie der Geist der Finsterniß nie täuschen, er mochte in was für immer einer Gestalt auftreten. Sie kannte ihn auch, wenn er als ein Engel des Lichtes erschien.

So lebte die edle Frau in strengster Abgeschiedenheit, in vollkommenster Selbstverläugnung und innigster Andacht zwölf Jahre lang. Im Jahre 1510 besuchte sie in dieser Abgeschiedenheit ihr Bruder, Kaiser Maximilian. Er bezeugte die höchste Verehrung gegen seine fromme Schwester und brachte ihr mehrere kostbare Reliquien. Unter denselben war ein großer Kreuzpartikel, etwas von einem Dorne aus der Krone Christi und Anderes in der kostbarsten Fassung. Die Stunde ihres Hinscheidens wurde durch ein Zeichen am Himmel angekündiget. In der Nacht des 6. August 1520 erschien ein hellglänzender Stern über ihrem Kloster. Dieß war die Zeit ihres seligen Hinscheidens. Sie war 56 Jahre alt. Ihr Leichnam wurde in der von ihrem seligen Gemahl und dessen Brüdern erbauten Frauenkirche in München zur Erde bestattet. Ihr Andenken bleibt im Segen.

(Rader. Freudensprung.)

---

178. Die gottselige Margaretha, Abtissin zu Altenhohenau.

(Den 6. Jänner.) † 1530.

Georg der Reiche, Herzog von Niederbayern, der berühmte Stifter des georgianischen Klerikalseminars, das jetzt in München ist, lebte zur selben Zeit, als Herzog Albrecht der

Weise in München regierte (geb. 1455, gest. 1503). Er hatte nur zwei Töchter. Die Aeltere hieß Elisabeth und wurde mit Herzog Ruprecht von der Pfalz, dem Sohne des Herzog Philipp, verehelicht. Die Jüngere hieß Margaretha. Diese verlangte einen Bräutigam, der ihr ewige Treue halten, und den ihr auch der Tod nicht entreißen könnte. Der Glanz und der große Reichthum ihres Vaters eckelte sie an. Sie entschloß sich bald, Alles zu verlassen und als arme Magd ihrem Herrn und Heiland zu dienen. Zwei Freundinen hatten denselben Entschluß gefaßt, nämlich Barbara Obtacherin, aus einem hochadelichen Geschlechte in Kärnthen entsprossen, und Barbara Rindböckin aus Landshut. Sie begaben sich mitsammen in das Kloster Altenhohenau oberhalb Wasserburg am Inn. Daselbst lebten Nonnen aus dem dritten Orden des heiligen Dominikus. Die frommen Fräulein wurden mit Freuden aufgenommen am 7. September 1494 und erwiesen sich der Aufnahme vollkommen würdig.

Margaretha zeichnete sich vor allen Andern durch eine bewunderungswürdige Demuth aus. Die verächtlichsten und anstrengendsten Arbeiten, die es im Kloster gab, übernahm sie mit der größten Freude. Es war, als wollte sie sich gerade so tief unter alle Andere erniedrigen, als sie vor denselben ausgezeichnet war durch ihre Geburt. Wo es eine widerwärtige Arbeit in der Küche oder in dem Speisezimmer gab, da griff sie aus freiem Antriebe zu und verrichtete das Werk mit einer Andacht, als wenn sie in der Kirche vor dem Allerheiligsten stünde. Je mehr sie sich aber erniedrigte, desto inniger und aufrichtiger wurde sie von Allen als eine geliebte Mutter verehrt.

Darum wurde Margaretha auch bald zur Oberin des Klosters erwählt. Als solche nahm sie sich ganz besonders

der ältern und kranken Schwestern an. Ihre größte Freude war es, wenn sie denselben einen Dienst erweisen konnte, der sonst nur den letzten Schwestern zustand. Als Oberin hatte sie auch die Almosen auszutheilen und überhaupt für die Armen zu sorgen. Dieß that sie mit solcher Liebe und so reichlich, daß man sich über die Menge der Gaben nur wundern konnte. Allein es lag auf jeder Gabe ein besonderer Segen vom Himmel. Margaretha sparte sich Vieles vom Munde ab und fastete gar oft, um wieder Almosen geben zu können. Ihrem Beispiele folgten auch die Schwestern. So fehlte es ihnen nie an Stoff zum Geben; denn der Herr läßt sich im Wohlthun nicht übertreffen und gibt denen reichlich, die Barmherzigkeit üben.

Auch als Oberin beschäftigte sie sich mit Auffegen des Bodens, mit Besorgung der Wäsche, mit Auskehren der Gänge und mit ähnlichen Arbeiten; denn sie wußte, daß nichts gering oder niedrig ist, das man Gott zu lieb und nach seinem Willen thut.

Während Margaretha in seligem Frieden im Kloster lebte, brach zwischen ihrem Schwager Ruprecht, dem Pfalzgrafen, und dem Herzog Albert dem Weisen ein Krieg aus wegen der Erbfolge in Niederbayern. Während dieses Krieges starb ihre Schwester Elisabeth und deren Gemahl Ruprecht, um deßwillen der Krieg geführt wurde, an einer Seuche. Margaretha glaubte sich in dieser bösen Zeit zu Altenhohenau nicht mehr sicher und begab sich in das Kloster Neuburg an der Donau. Diese Stadt war damals sehr befestiget. Auch hier wurde sie bald als Oberin erwählt und blieb es zwölf Jahre lang. Wie in Altenhohenau, so leuchtete sie auch hier durch ihre Tugenden, und ganz besonders durch ihre Demuth. Sie war um das Jahr 1509 nach Neuburg gekommen.

Im Jahre 1521 legte sie das Amt einer Oberin nieder, um in gänzlicher Abgeschiedenheit allein dem Herrn zu dienen und sich vorzubereiten auf die Stunde, in der er kommen würde. Diese Stunde kam am 6. Jänner 1530, wo sie sanft und selig ihre Seele in die Hände ihres Schöpfers empfahl. Ihr Leichnam wurde in Mitte der Klosterkirche zur Erde bestattet. Ihr Andenken wurde in den Dominikaner-Klöstern alljährlich gefeiert.

(Rader. Freudensprung.)

---

179. Die gottselige Magdalena von Rottenburg, Nonne in München.

† 1534.

Im Jahre 1295 unter Ludwig dem Strengen übergab ein Münchener Bürger, Namens Heinrich Riedler, sein Haus frommen Schwestern zur Aufnahme und Verpflegung der Kranken. Sein Bruder Vinzenz, aus dem Orden des heiligen Franziskus und Visitator dieses Ordens in Deutschland, gab den daselbst vereinigten Schwestern geistliche Regeln und Satzungen. Hundert Jahre später richtete ein Nachkomme dieses Stifters, Gabriel Riedler, ein anderes bequemeres Haus zur Wohnstätte für diese Klosterfrauen ein. Dasselbe stand zunächst bei der Residenz und hatte immer den Namen „das Riedlersche Haus". Neben demselben ließ Gabriel zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers und des Evangelisten ein Kirchlein erbauen. Dieses wurde im Jahre 1409 feierlich eingeweiht.

In diesem Riedlerschen Kloster lebte im Anfange des 16. Jahrhunderts eine fromme Wittwe, Namens Magdalena, ein gar heiliges Leben. Sie war von Rottenburg

gebürtig und hatte nach dem Tode ihres Mannes eine Wallfahrt nach Tuntenhausen, acht Stunden oberhalb München, unternommen. Ihr Weg führte sie durch München. Daselbst kam sie sehr spät an und kannte keinen Menschen. „Könnte ich doch eine Herberge finden, in der keine Männer sind, und von meiner Müdigkeit ausruhen!“ So dachte sie bei sich und betete zu Gott, er möchte ihr eine Wohnung zeigen. Plötzlich sah sie neben sich einen wunderlieben, holdseligen Knaben, der ungefähr sieben oder acht Jahre alt zu sein schien. Diesen fragte sie, ob er keine Herberge wisse, in der keine Männer, sondern nur Frauen wohnten. Der Knabe antwortete, er wisse eine solche, und er wolle sie sogleich dahin geleiten. Wie der Knabe zum Riedlerschen Hause kam, läutete er an und sagte zu der Frau: „Hier wohnt kein Mann, sondern nur geistliche Frauen sind hier.“

Magdalena war über diese Freundlichkeit hocherfreut und wollte dem liebenswürdigen Knaben ein kleines Geldstück zur Belohnung geben. Wie sie aber ihr Geldbeutelein öffnet, ist der Knabe augenblicklich vor ihren Augen verschwunden. Indessen kam die Pförtnerin und fragte, was sie wolle. Magdalena antwortete: „Es hat mich ein Knabe hieher geführt, weil ich eine Herberge suche, wo nur Frauen sind, und jetzt ist er verschwunden. Nun bitte ich euch um eine Herberge, wenn es anders sein kann.“ Die Pförtnerin ging zur würdigen Mutter und trug ihr dieses Begehren vor. Sämmtliche Klosterfrauen saßen beim Abendtische. Die Fremde wird eingelassen und neben die Frauen an den Tisch gesetzt. Man bittet, sie wolle mit dem Wenigen vorlieb nehmen. Der guten Magdalena ist, als wäre sie in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen. Alles, was sie an den Frauen sieht und von ihnen hört, erbauet sie ungemein.

Man behandelt sie, als wäre sie schon längst Mitgenossin des Hauses und spricht ganz vertraulich mit ihr. Noch an demselben Abende erfährt sie, daß man in diesen Orden auch Wittwen aufnehme, und damit geht ihr ein Stern der Hoffnung auf. „Wäre es doch Gottes Wille, so spricht sie zu den guten Schwestern, daß auch ich mein Leben unter euch zubringen und selig enden könnte! Dürfte ich doch nicht mehr über die Schwelle dieses Hauses treten! — Doch es steht noch ein Hinderniß im Wege. Ich habe eine Tochter und eine Enkelin, die der Herr meiner Obsorge empfohlen hat."

Am darauffolgenden Tage setzte Magdalena ihre Wallfahrt fort und kam nach Tuntenhausen. Hier empfahl sie der göttlichen Mutter all' ihre Anliegen und die ihrer Tochter und Enkelin und bat recht innig, die seligste Jungfrau möchte durch ihre Fürbitte bei ihrem göttlichen Sohne es erwirken, daß sie ihre letzten Tage noch unter den gottgeweihten Frauen leben könnte. Dann kehrte sie wieder nach Rottenburg zurück. Hier traf sie Alles in gutem Stande. Aber bald darauf erkrankte ihre Tochter und starb. Die Enkelin folgte ihr bald nach. Jetzt war Magdalena ganz frei. Schon bei ihrer Wallfahrt hatte sie sich fest entschlossen, das Kreuz der gänzlichen Selbstverläugnung auf sich zu nehmen und in ausnahmslosem Gehorsam ihrem Heilande nachzufolgen bis in den Tod. Da nun der Herr ihr alle zeitlichen Sorgen abgenommen hatte, zog sie mit all' ihren Habseligkeiten nach München und brachte dieselben und sich selber dem Herrn zum Opfer. Ihr Schwiegersohn gab ihr das Geleite nach München. An der Klosterpforte sagte er noch zu den Klosterfrauen: „Hier übergebe ich euch meine Schwiegermutter. Sie braucht nicht erst das geistliche Leben anzufangen; denn schon seit Jahren hat sie immer ganz geistlich wie eine Klosterfrau

gelebt. Fromm und gottselig war sie in ihrem jungfräulichen Stande. Diese Gottseligkeit hat sie als Ehefrau bewahrt, und als Wittwe hat sie unabläßig dem Herrn gedient mit Wachen und Fasten und Beten, obwohl sie mitten in der Welt lebte. Mit ihr überantworte ich euch all' mein Glück, mein Hab und Gut. So lange sie bei mir gewesen, hatte ich an nichts Mangel. Nun setze ich meine Hoffnung auf ihr Gebet."

Mit diesen Worten beurlaubte sich der treue Schwiegersohn unter häufigen Thränen von seiner geliebten Schwiegermutter und überließ sie dem Kloster. Magdalena aber trat ihr Probejahr an. Mit Gutheißung der Oberin vermachte sie all' ihr Hab und Gut zum Besten der Kranken. Als das Jahr vorüber war, schmerzte sie nur das Einzige, daß sie nichts mehr hatte, was sie den Kranken und Bedürftigen zuwenden konnte.

In diesem Riedlerschen Kloster ging es sehr arm her. Die Kost war sehr gering und reichte gar oft nicht hin zur Sättigung. Diese Entbehrung ertrugen die frommen Klosterfrauen mit der größten Freude. Das Nothwendigste ward ihnen immer, und oft wunderbar bescheert. Je ärmer sie aber an zeitlichen Gütern waren, desto reicher waren sie an Tugenden. Es ist dieß insgemein bei armen Klöstern wahrzunehmen. Je mehr ihnen das wandelbare Gut der Welt versagt ist, desto sehnsüchtiger verlangen sie nach den unwandelbaren Gütern des Himmels.

Sobald sich Magdalena durch die feierlichen Gelübde ganz ihrem Heilande, dem Bräutigam ihrer Seele, geweiht hatte, ging all' ihr Bemühen und Streben nur dahin, diesem ihrem Herrn zu gefallen. Was ihm und seiner seligsten Mutter wohlgefällig war, das allein wollte sie unternehmen

und vollbringen. Ihre größte Wonne hatte sie an den verächtlichsten Arbeiten in den Gängen und in der Küche. Gleich der letzten Novizin kehrte sie die Gänge aus, fegte die Geschirre, spühlte die Schüsseln, reinigte und säuberte Alles, was dessen bedurfte, schürte das Feuer und trug mit innigster Freude das Brennholz dazu her. Sie hatte ganz vergessen, daß sie ehedem selbst Frau in ihrem Hause gewesen. Man hätte geglaubt, sie wäre unabläßig als die letzte Magd in Dienst gestanden.

Diese ihre Emsigkeit, diese Demuth und Bescheidenheit bewogen ihre Mitschwestern, sie zur Schaffnerin des Hauses zu erwählen. Es ist dieß ein Amt, das dem der Oberin zunächst kommt. Dieses Amt verwaltete Magdalena mit aller Gewissenhaftigkeit und Treue als sorgfältige Mutter aller ihrer lieben Mitschwestern. Allein sie wäre tausendmal lieber von aller Sorge für die zeitlichen Angelegenheiten frei geblieben. Darum sagte sie oft zu ihren Schwestern: „Wie mochtet ihr doch mir die Zeit des Gebetes rauben, und die so liebe Ruhe mir nehmen? Habt ihr mich denn um diese innere Ruhe, um diesen Frieden beneidet? Wie gerne möchte ich doch euch Allen dienen!“ Dieß that sie auch wirklich, und allmälig verstand sie es, alle ihre zeitlichen Arbeiten und Geschäfte so im Dienste des Herrn zu verrichten, daß die innere Glut der Andacht durch dieselben immer mehr angefacht wurde. Fand sie dann ein freies Stündlein, so ward es ganz dem Herrn geweiht in himmlischer Betrachtung der ewigen Geheimnisse Gottes. Fand sie unter Tags keine solche Zeit, so widmete sie die Stunden der Nacht dem trauten Umgang mit ihrem innigst geliebten Heiland und Erlöser.

In diesen geistlichen Uebungen wurde sie öfters entzückt, und empfing außerordentliche Gnaden vom Herrn. Die

Schwestern trafen sie gar oft in solcher Entzückung. Da gewahrte sie nichts von dem, was um sie vorging. Sie hörte es nicht, wenn man sie rief, außer der Beichtvater befahl ihr unter dem Gehorsame, wieder zu den gewöhnlichen Geschäften zurückzukehren. Kam sie wieder zu sich, so war sie ungewöhnlich fröhlich und heiter und benahm sich so, als wenn gar nichts vor sich gegangen wäre.

Einst am Feste der Himmelfahrt Christi waren nach der Non alle Klosterfrauen im Chore versammelt und beteten. Magdalena lag mit ausgespannten Armen auf dem Boden, ganz im Gebete versenkt, ihren Geist dem in den Himmel auffahrenden Heiland empfehlend. Auf einmal wurde sie in die Höhe gehoben und schwebte anderthalb Fuß hoch in der Luft. Alle waren voll Staunens und voll Verwunderung. Einige hatten diese Gnade der Erhebung des Leibes mit dem Geiste an ihr schon öfters wahrgenommen; allein noch nie war es so auffallend gewesen. Am meisten staunte eine Klostermagd, Namens Susanna. Diese hatte noch nie so etwas gesehen. Ganz außer sich rief sie unabläßig: „O mein Jesus, was ist doch dieß! Was ist doch dieß, o Jesus!“ Die übrigen Nonnen wehrten ihr ab; allein sie konnte sich nicht halten. Immer rief sie wieder: „Was ist doch das? Frau Magdalena, was ist das? Lebt ihr noch? Wollt ihr mit Christo leibhaftig gen Himmel fahren?“ Magdalena erwachte wieder aus ihrer Entzückung und that, als wenn gar nichts geschehen wäre. Der Dienstmagd aber verboten es die Klosterfrauen, je etwas davon auszusagen. Auch gegen Magdalena sollte sie darüber sich nie äußern, noch auch sie darüber fragen; denn von solchen Gnaden dürfe man nicht reden.

Wegen ihrer ausgezeichneten Frömmigkeit ward Mag-

dalena bei den frommen Fürsten hochgeachtet, und um ihretwillen wurde dem Kloster viel Gutes erwiesen. Die Schwestern verehrten sie schon um ihres ausgezeichneten Wandels willen; nun wurde sie ihnen auch wegen des zeitlichen Vortheiles sehr lieb und werth. Jetzt war kein Mangel mehr im Hause. Die armen Töchter des heiligen Franziskus konnten nun selbst unzählige Hungrige speisen und Hilflose unterstützen.

Das Jahr ihres Eintrittes in den Orden ist nicht angegeben. Ihr seliges Ende erfolgte im Jahre 1534. Das Beispiel ihrer ausgezeichneten Tugenden wirkte noch lange nach ihrem Tode. Viele empfahlen sich ihrer Fürbitte und bemühten sich, durch ein heiliges Leben der zukünftigen seligen Gemeinschaft mit ihr theilhaftig zu werden.

(Rader.)

---

180. Der gottselige Wilhelm Eiselin, Prämonstratenser zu Roth.

(Den 28. März.) † 1588.

Der Geburtsort dieses seligen Jünglings ist Mindelheim in Schwaben. Seine Voreltern waren sehr angesehene und vermögliche Leute in dieser Stadt. Das Geschlecht der „Eiselin“ zählte Rathsherrn und Bürgermeister. In der letzten Zeit aber war die Familie nicht mehr in diesem Wohlstande. Die Eltern des frommen Wilhelm waren arme Bürgersleute und verdienten ihr Brod durch Tuchweberei. Um so reicher waren sie an unvergänglichen, wahren Gütern. Ausgezeichnet durch Frömmigkeit und christliche Tugend lebten sie ein stilles, in Gott zufriedenes Leben zur Erbauung für alle ihre Nachbarn. Im Jahre 1561 wurde ihnen ein Sohn

geboren, dem sie in der heiligen Taufe den Namen Wilhelm gaben.

Die Eltern erzogen ihr Kind in aller Gottesfurcht. Bald bemerkten sie an ihm eine besondere Neigung zum Gebete und zu gottesdienstlichen Uebungen. Deßhalb entschlossen sie sich, den Knaben studieren und für den geistlichen Stand heranbilden zu lassen. Diesen Entschluß konnten sie jedoch nicht ausführen. Eine verheerende Pest raffte die beiden Eltern hinweg, und der fromme Wilhelm war nun ein Doppelwaise.

Was die Eltern nicht mehr thun konnten, das übernahmen jetzt gutherzige Verwandte. Diese nahmen sich des verwaisten Wilhelm mit Liebe an und brachten ihn ins Kloster der regulirten Chorherren in Memmingen, damit er daselbst in den Anfangsgründen der Wissenschaften unterrichtet würde. Der Pfarrer bei unserer lieben Frau nahm den Knaben in Kost und Verpflegung.

Jetzt war der fromme Wilhelm ganz glückselig. Seine größte Freude war es am Altare zu dienen, den kirchlichen Andachten beizuwohnen und neben seinen Studien auch in seinem Kämmerlein dem Gebete zu obliegen. Oft begab er sich auch in das dortige Frauenkloster, um sich durch die freundlichen Ermahnungen frommer Nonnen zum Guten ermuntern zu lassen und sich an ihrer Andacht zu erbauen. Durch diese frommen Frauen wurde er für das einsame Leben im Kloster ganz eingenommen. Der ehrwürdige Pfarrer bemerkte diese Neigung und sah es für seine Pflicht an, seinem Pfleglinge den Weg in irgend ein Kloster zu bahnen.

Nicht gar weit von Memmingen war damals die Prämonstratenser-Abtei Roth. Der vortreffliche Abt Martin Erdmann stand in jener Zeit der Genossenschaft vor. Er hatte

zugleich die Oberaufsicht über alle Klöster seines Ordens in der ganzen Diözese. Mit diesem Abte war der geistliche Pflegvater des Wilhelm innig befreundet. Ihm übergab er vertrauensvoll seinen geliebten Pflegling.

In diesem Kloster setzte Wilhelm seine Studien fort. Was ihm an Talenten abging, das ersetzte er durch seinen unermüdeten Fleiß. Vor Muthlosigkeit verwahrte ihn sein kindliches Vertrauen auf Gott. War er bei seinem angestrengten Lernen recht müde geworden, so sammelte er sich immer wieder neue Kraft und neuen Muth im Gebete. So machte er denn doch sehr gute Fortschritte, und erhielt auf seine Bitte die Aufnahme in das Noviziat des Ordens. Während dieser Prüfungszeit trug er noch das weltliche Gewand; allein deßungeachtet galt er schon damals als ein vollkommenes Muster eines wahren Ordensmannes. Endlich erhielt er auch das lang ersehnte weiße Ordensgewand. Demselben entsprach vollkommen die innere Reinheit und Unschuld des gottseligen Jünglings, und für ihn war es eine neue Aufforderung, die Reinheit der Sitten unverletzlich zu bewahren. Wegen seiner himmlischen Reinheit und Lauterkeit nannten ihn Alle einen Engel im Fleische.

Nach Verlauf der Probezeit bat Wilhelm um die definitive Aufnahme in den Orden und um die Erlaubniß, die drei feierlichen Gelübde ablegen zu dürfen. Diese Bitte wurde ihm gerne gewährt. Mit der innigsten Freude seines Herzens brachte sich der fromme Jüngling dem Herrn als lebendiges Opfer dar, fest entschlossen, von nun an ganz für ihn zu leben in gänzlicher Losgeschiedenheit von der Welt und all ihren Gütern und Genüssen, und im unverbrüchlichen Gehorsam gegen seine Obern. Von Natur aus zur Nachgiebigkeit und Willfährigkeit gegen Andere gestimmt, war er bis-

her in diesen Stücken manchmal zu weit gegangen, und hatte, um den Frieden mit Andern zu erhalten, den Frieden im Innern gestört. Von der Stunde seiner feierlichen Profeß angefangen, erstarkte er auch in dieser Hinsicht. Jetzt machte er sich nichts mehr daraus, bei den Menschen einzubüßen und von ihnen Tadel und Spott hinzunehmen, wo ihm sein Gewissen oder der heilige Gehorsam etwas mißbilligte. Was er früher hierin gefehlt hatte, bereute er nun mit heißen Thränen, und jede Demüthigung, die er von Andern erfahren mußte, ertrug er mit innigster Freude.

Um diese Zeit war ein sehr eifriger Mitbruder, Namens Johannes Fegg, von seinen theologischen Studien aus Dillingen zurückgekehrt. Die Jesuiten hatten eben die Leitung der höhern Studien dieser Stadt übernommen. Johannes hielt nach seiner Rückkehr sehr ernste Vorträge über die letzten Dinge, um die Gemüther der leichtfertigen Mitglieder zu erschüttern und zu einer vollständigen Besserung zu bewegen. Diese Vorträge gingen dem frommen Wilhelm so zu Herzen, daß er einst nach der Metten in seiner Zelle hellauf weinen und jammern mußte. Der Prior hörte seinen Jammer, ging zu ihm und fragte ihn um die Ursache seines Weinens. Wilhelm eröffnete ihm die Angst seiner Seele vor der Gerechtigkeit des ewigen Richters, die ihn seit jenen Vorträgen befallen habe. „Das sind lauter ewige Wahrheiten, entgegnete ihm der Prior, aber sie sind uns nicht dazu geoffenbaret, daß wir verzweifeln, sondern daß wir uns von ganzem Herzen zu Gott bekehren und für Gott leben.“ Dann besprach sich der Prior noch mit dem eifrigen Johannes, der die Leitung und den Unterricht für Wilhelm übernommen hatte, und gab ihm Winke, wie er diese unschuldige Seele zu führen habe. Unter der weisen Leitung seines erleuchteten

Lehrers erlangte Wilhelm durch die tägliche Selbstprüfung vor Gott und durch die Gnade des Sakramentes der Buße, das er sehr oft empfing, eine ausgezeichnete Selbstkenntniß und einen hohen Grad christlicher Vollkommenheit. So geordnet auch bisher sein Wandel gewesen war, so war er doch, wie Alle bekennen mußten, seit jener Beängstigung noch weit vorsichtiger, eifriger und andächtiger geworden.

Nachdem der fromme Wilhelm im geistlichen Leben einen festen Grund erlangt hatte, wurde er im Jahre 1586 mit noch einem Bruder nach Dillingen gesendet, daß er auch in den Wissenschaften noch weiter ausgebildet werde. Wilhelm war über diese Anordnung seiner Obern sehr erfreut, und bemühte sich aus allen Kräften, die dem Priester so nothwendigen, wissenschaftlichen Kenntnisse zu erwerben. Den Mangel an Anlagen ersetzte er durch unermüdeten Fleiß und durch Gebet. Sein Lehrer, der Jesuit Ferdinand Grondel, gewann ihn sehr lieb und erklärte einst vor andern Schülern: „Der fromme und gute Wilhelm lernt mehr durch sein andächtiges Gebet, als ihr durch euern anhaltenden, oft unsinnigen Fleiß.“ Wo er immer irgend eine Lehre nicht leicht fassen konnte, nahm er zum Gebete seine Zuflucht, und gar oft ging ihm während seines Gebetes in der Zelle ein Licht auf, daß er leicht fassen und verstehen konnte, was ihm vorher unklar und zu schwer geschienen hatte.

Auf solche Weise erlangte Wilhelm nebst der höchsten Wissenschaft des Heils zugleich auch eine umfassende Kenntniß der Theologie und damit die Tüchtigkeit, zum Heile der Seelen als Priester wirken zu können. Seine frommen Uebungen richtete er ganz nach den Regeln ein, welche der heilige Ignatius Lojola seinen Mitbrüdern in dem Büchlein „geistliche Uebungen“ gegeben hatte. Man sieht dieses ganz

deutlich aus den von ihm selbst aufgeschriebenen Regeln in Betreff der besondern Gewissenserforschung. Seine besondern Uebungen und Gebete verrichtete er immer ganz für sich, ohne vor Andern sich erblicken zu lassen. So betete er viele Stunden lang vor einem alten Crucifixe, das zwischen zwei Kästen hing und von keinem Menschen beachtet wurde. Den gemeinsamen Gebeten und Uebungen oblag er mit einer Innigkeit und Andacht, die Alle erbaute. Einst verfiel er bei einem feierlichen Amte, wobei er als Levite diente, in Entzückung und empfing, wie sein Seelenführer bezeugte, wunderbare Offenbarungen. Seinen größten Trost erlangte er jedesmal beim Empfange der heiligen Kommunion. Auf jede derselben bereitete er sich durch sorgfältige Gewissens-Erforschung und durch aufrichtige Beicht vor. Gar oft entließ ihn der Beichtvater ohne Lossprechung, mit den Worten: „Geh hin im Frieden, mein Sohn, du hast nichts zu beichten."

Alle Gutgesinnten hatten die größte Ehrfurcht vor dem gottseligen Bruder; viele faßten ein besonderes Vertrauen zu seinem Gebete. Als er schon im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in Dillingen wegen Kränklichkeit wieder in sein Kloster zurückberufen war, kamen einst zwei Mönche aus einem andern Kloster nach Roth, um sich in Angelegenheit der Verbesserung ihres Klosters mit dem Abte Martin zu berathen. Sie waren sehr trostlos und empfahlen ihre Sache auch dem Gebete des frommen Wilhelm. Dieser trug die Angelegenheit in seinem Gebete Gott vor, kam dann zu den zwei Mönchen und sprach zu ihnen: „Seid guten Muthes, die Sache wird zur Verherrlichung Gottes und zum Heile der Seelen einen ganz guten Ausgang nehmen." Und so geschah es auch wirklich. Leichtfertige Genossen, die zwar das Gewand des Ordens trugen aber den Geist nicht hatten,

machten sich öfters über die Frömmigkeit des Wilhelm lustig und verursachten ihm viele Demüthigungen. Er ertrug Alles mit himmlischer Sanftmuth und betete für seine Beleidiger. Dafür erlangte er öfters außerordentliche Tröstungen und Gnaden vom Herrn. Was ihm in dieser Hinsicht Außerordentliches erfuhr, anvertraute er nur seinem Seelenführer, der es erst nach seinem Tode offenbarte. Es waren dieß Erscheinungen von Engeln, von der Mutter Gottes und von Christo dem Herrn selber, durch die er in seiner Krankheit getröstet wurde.

Seine Demuth und seine Liebe zur Armuth war so groß, daß er sich eines neuen Ordensgewandes unwürdig erachtete und sich freute, wenn er den von Andern abgelegten Habit tragen durfte, wie sehr er auch ausgebessert, wenn er nur reinlich weiß war. Immer war er mit dem Geringsten zufrieden, und stets hielt er es für eine außerordentliche Gnade, daß er im gottgeweihten Hause wohnen und leben durfte. Die Nacht brachte er großen Theils im Gebete zu. Nur wenige Stunden gönnte er sich, auf einem Brette liegend und einen Strohpolster unter dem Haupte, nächtlichen Schlaf. So lange er von seiner Krankheit weniger zu leiden hatte, trug er immer den Bußgürtel. Nur auf Befehl seines Seelenführers legte er denselben weg.

Von Kindheit an hatte er eine zärtliche Liebe zur Mutter Gottes und eine recht innige Verehrung gegen sie bewahrt. Aber auch andere Patronen hatte er sich erwählt, mit denen er ganz vertrauten Umgang pflegte, so daß er auch in der einsamen Zelle nie allein, sondern immer von diesen himmlischen Freunden umgeben war.

In der ersten Zeit nach seiner Rückkehr von Dillingen hatte man noch große Hoffnung, seine Gesundheit werde

wieder hergestellt werden. Allein diese Hoffnung wurde von Woche zu Woche immer mehr abgeschwächt. Die Aerzte ließen nichts unversucht, den theuern Ordensbruder zu retten; allein die Krankheit nahm immer mehr überhand. Die großen Schmerzen seiner Krankheit litt er mit erstaunenswerther Geduld. Wenn man ihn zur Geduld ermuntern wollte, war er ganz erstaunt; denn er konnte gar nicht begreifen, wie man ungeduldig sein sollte, wo man unter einem von Gott gesendeten Kreuze leide. Wenn er in seiner Schwäche die für gesunde Mönche vorgeschriebenen Psalmen und andere Gebete nicht singen und beten konnte, kamen die heiligen Engel, stärkten ihn und sangen und beteten mit ihm. So lange er in die Kirche zu gehen vermochte, begab er sich, auch wenn er den Chor vor Schwäche nicht mitbeten konnte, in die Kapelle zur rechten Seite des Chores, und merkte in heiliger Andacht auf den Chorgesang der Brüder. Wie er einst während der Complet so da kniete, erschien ihm die Mutter Gottes und tröstete ihn gar wunderbar.

Endlich kam die langersehnte Stunde der Erlösung aus dem Elende dieses Lebens. Am 28. März 1588 in aller Früh kamen die Klostergeistlichen insgesammt zu ihm und warteten betend auf sein Hinscheiden. Wilhelm hieß sie fortgehen, um den Gottesdienst zu feiern, und versicherte sie, erst nach Beendigung des Gottesdienstes werde er aufgelöst werden. Um 10 Uhr kamen sie wieder, und jeder trug eine brennende Kerze in der Hand. Augenblicklich löschten alle diese Kerzen aus, und eben so plötzlich entzündeten sich nach einer Weile alle wieder. Indessen hatte der Selige noch eine Vision. Die seligste Jungfrau erschien ihm in Begleitung der heiligen Barbara und der heiligen Katharina. Dieß konnte er noch seinem geistlichen Vater, dem ehrwürdigen

P. Georg Kurtz mittheilen. Dann verschied er selig in Gott. Sein Angesicht, das durch Kasteiung und Krankheit sehr abgemagert war, wurde jetzt ganz voll und wunderlieb anzusehen. Von seinem Leichnam verbreitete sich ein lieblicher Wohlgeruch, wie noch Niemand einen wahrgenommen hatte. Ueber seinen Tod war allgemeine Trauer. Selbst seine bisherigen Gegner und Spötter wurden tief beschämt und bekannten, sie hätten einen Heiligen beleidigt. Der wunderbare Wohlgeruch verbreitete sich fortwährend von seinem Leichnam aus, als er schon viele Jahre im Grabe ruhte. Es geschahen auf seine Fürbitte mehrere Wunder. Alle die ihn gekannt hatten, bezeugten, er sei ein vollkommener Heiliger gewesen. Darum begann auch alsbald die Verehrung desselben. Fünfzig Jahre nach seinem Tode wurden seine Gebeine aus der bisherigen Begräbnißstätte erhoben und in das Kapitelkirchlein übertragen. Hier blieben sie ein Gegenstand der Verehrung für die Mönche, die allein Zutritt dahin hatten. Bis zum Jahre 1809 wurde urkundlich alle Jahre der Tag seines Hinscheidens (28. März) mit einem Hochamte im Kapitels-Kirchlein gefeiert. Im Jahre 1835 ließ der gegenwärtige Pfarrer diese Reliquien fassen und in die Pfarrkirche übertragen. Noch immer nehmen die Gläubigen ihre Zuflucht zu der Fürbitte dieses treuen Dieners Gottes und erlangen oft wunderbare Hilfe.

(Rader. Ablgasser.)

181. Der sel. Petrus Canisius, aus der Gesellschaft Jesu.
(Den 21. Dezember). † 1597.

Dieser große Diener Gottes wurde am 21. November 1843 in Rom selig gesprochen. Derselbe war zwei Jahre lang Lehrer der Theologie an der Universität Ingolstadt und hat sich um unser Bayerland außerordentliche Verdienste erworben.

Sein Geburtsort ist Nimwegen. Dieses liegt in der ehemals zu Niederdeutschland gehörigen Grafschaft Geldern. Er ward geboren am 8. Mai 1521. Es war dieß dasselbe Jahr, in welchem der heilige Ignatius noch als Kriegsmann in der Festung Pampelona verwundet wurde, was bekanntlich den ersten Anlaß zu seiner Bekehrung gegeben. Die Studien begann Canisius zu Köln. Hier nahm sich der vortreffliche Lehrer Nikolaus Eschius des Knaben mit Sorgfalt und Liebe an. Dieser leitete ebenso die frommen Uebungen des jungen Canisius, wie dessen Studien. So machte der talentvolle und fromme Jüngling in jeder Beziehung ausgezeichnete Fortschritte. Um sich gegen die Reize und Gelüste der Jugend um so mehr zu sichern, legte Canisius schon im neunzehnten Jahre seines Lebens das Gelübde ewiger Keuschheit ab. Von dieser Zeit an gewann er besondere Liebe zur Einsamkeit, oblag mit neuem Eifer dem Gebete und trug auf bloßem Leibe ein härenes Bußkleid.

In Köln studierte er mit größtem Eifer die Theologie und zugleich auch das römische Recht. Nebenbei verlegte er sich auf das Studium der Polemik, und gar oft fand er Gelegenheit, sich in einen Kampf zur Vertheidigung der katholischen Wahrheit einzulassen. Zum Studium des canonischen Rechtes begab er sich nach Löwen. Auch in diesem Zweige theologischer Wissenschaft zeichnete er sich aus.

Nun kam die Zeit, in der er sich für seinen künftigen Beruf entscheiden mußte. Sein frommer Sinn zog ihn zum Klosterleben hin. Anfangs war er Willens, in den Orden der Karthäuser zu treten. Die stille Ruhe und das heilige Leben dieser Ordensmänner sagte ihm am meisten zu. Jetzt wurde er mit dem neugestifteten Orden der Gesellschaft Jesu bekannt. Er begab sich nach Mainz, um den Exercitien des ehrwürdigen P. Peter Faber (le Fafre) beizuwohnen. Diese geistlichen Uebungen machten einen so günstigen Eindruck auf ihn, daß er sich entschloß, in den Orden einzutreten, dem diese Uebungen ihren Ursprung verdanken. Den 7. Mai 1543 wurde er in seinem drei und zwanzigsten Lebensjahre von Peter Faber wirklich in den Orden aufgenommen. Unter der Leitung dieses Geistesmannes begann Canisius auch sein Probejahr zu Köln. Hierauf setzte er mit mehreren jungen Mitgliedern des neuen Ordens in dieser Stadt seine Studien fort. Als Peter Faber durch den heiligen Ignatius nach Portugal zurückberufen wurde, mußte Canisius, noch ganz jung an Jahren, aber gereift und gekräftiget durch himmlische Weisheit und Gnade, seine Stelle übernehmen. Er ward zum Priester geweiht und hielt nun Vorträge an die Studierenden in den Hörsälen und an das gläubige und in seinem Glauben vielfach angefochtene Volk. Den Theologen erklärte er die Briefe des heiligen Apostels Paulus und die heiligen Evangelien.

Während seines Aufenthaltes in Köln gab er auch die Werke des heiligen Cyrillus von Alexandria und die Schriften des Papstes Leo des Großen heraus. In diesen seinen Studien und Arbeiten wurde er durch einen höchst wichtigen Auftrag unterbrochen.

Der damalige Erzbischof und Churfürst von Köln, Her-

mann von Wied, hatte unter der Leitung des trefflichen Gropper seine Diözese zu verbessern begonnen. Allein er ließ sich in seinen reformatorischen Bestrebungen zu weit treiben. Die sogenannten Reformatoren fanden Eingang bei ihm. Er ließ den bekannten Buzer von Straßburg, den Melanchthon und Pistorius nach Köln kommen und wollte durch sie das Werk der Kirchenverbesserung fortsetzen. Schon waren eine Menge Wölfe unter dem Schaafpelze in die Heerde Christi eingefallen. Sie waren um so gefährlicher, weil sie der rechtmäßige Hirt berufen hatte. Allein die Stadt war gegen solche Neuerung. Auch das Domkapitel widersetzte sich den Irrlehrern. Der Kaiser und der Papst ermunterten das Domkapitel und den Rath der Stadt, in ihrem Widerstande zu beharren. Canisius mit seinen Genossen standen fest gegen alle Anfälle der Widersacher und vertheidigten mit aller Kraft die katholische Wahrheit. Dafür wurden sie mit Verleumdungen, mit Schimpf und Schmach überhäuft. Allein sie ließen sich nicht irre machen. Sie blieben, obgleich des Lebens nicht sicher, fortwährend in der Stadt. Nun wurde eine Gesandtschaft an Kaiser Karl V. nach Worms abgeordnet und zwar unter Leitung des Canisius. Auch den Suffraganbischöfen der Provinz mußten diese Gesandten von der Gefahr berichten, welche dem altkatholischen Köln drohte. Die Folge davon war, daß Hermann von Wied seines Erzbisthums und seiner Churwürde entsetzt und ercommunizirt wurde. Sein Nachfolger war Adolf von Schaumburg. Dieß geschah im Jahre 1547.

Zu Worms war dazumal auch der Bischof von Augsburg, Otto Truchseß von Waldburg, in der Umgebung des Kaisers. Dieser hatte daselbst die ausgezeichneten theologischen Kenntnisse und den Feuereifer des Canisius für die Sache

der katholischen Kirche kennen gelernt und entschloß sich, denselben als seinen Theologen auf das Concilium zu Trient zu senden. Canisius kam wirklich noch im Jahre 1547 mit dem berühmten Claudius Jajus, dem Lehrer an der Universität Ingolstadt, nach Trient. Er war damals erst sechsundzwanzig Jahre alt.

Canisius zog bald darauf mit der Kirchenversammlung von Trient nach Bologna. Der Cardinal und der heilige Ignatius selbst freuten sich der vortrefflichen Leistungen des jungen Theologen. Er reichte selbst höchst wichtige Vorschläge ein und verfaßte die Beschlüsse der Versammlung in gutem Latein. Als dann das Concilium auf Befehl des Papstes unterbrochen wurde, berief der heilige Vater Ignatius seinen geliebten Sohn Canisius zu sich nach Rom, empfing ihn daselbst mit väterlicher Liebe und behielt ihn fünf Monate lang bei sich. Hier wurde der Geist dieses zum Beschützer des Glaubens in Deutschland berufenen Mannes durch die Wissenschaft der Heiligen und durch die Uebungen der Gottseligkeit außerordentlich gefördert. Vorzüglich ward Canisius in den beiden Grundtugenden des Christen, in der Demuth und im Gehorsam, auf manigfaltige Weise geübt. An Anlässen zur Uebung dieser Tugenden fehlte es damals gar nicht.

Zur selben Zeit wollte Johannes Vege, Statthalter auf der Insel Sizilien, in seinem Lande ein Collegium der Gesellschaft Jesu gründen. Hiezu erbat er sich einige tüchtige Männer vom heiligen Ignatius. Dieser sendete zwölf seiner Jünger, worunter Canisius, nach Messina. Hier wurde ein Collegium gegründet, und Canisius mußte in demselben die Rhetorik oder Redekunst lehren. Er that dieß mit derselben Freude und Begeisterung, mit welcher er ehevor die Theologie gelehrt und den katholischen Glauben vor Gläubigen und Un-

gläubigen vertheidiget hatte. Der Umgang mit den Schülern war ihm eben so lieb, als ehevor der Verkehr mit den gelehrtesten Kirchenfürsten auf dem Concilium. In Rom wird noch ein von Canisius beschriebenes Blatt aufbewahrt, auf dem folgendes Gelübde aufgeschrieben ist: „Ich gelobe heiliglich und unbedingt, nie darnach zu streben, daß mir irgend ein Amt nach meinem Wohlgefallen übertragen oder ein Ort nach meiner Bequemlichkeit angewiesen werde. Die Sorge und die Vollmacht über mich, die Leitung meiner Seele und meines Leibes überlasse ich gänzlich meinem Vater und Vorgesetzten in Christo, Ignatius. Seinem Gutdünken, seinem Urtheile und Willen unterwerfe ich mich in Allem, ihm bringe ich mich in Demuth zum Opfer dar, ihm übergebe ich mich mit ganzer Zuversicht. Am 5. Februar 1548. Dieß habe ich mit eigener Hand geschrieben, Petrus Canisius von Nimwegen."

Während Canisius ganz unbekümmert um sich und seine Angelegenheiten in Messina die Redekunst lehrte, ward für ihn ein anderer Wirkungskreis eröffnet. Wilhelm IV. Herzog von Bayern, mühte sich aus allen Kräften, die Ketzerei in seinem Lande zu unterdrücken. Deßungeachtet schlichen selbst an seiner Hochschule zu Ingolstadt Irrlehrer sich ein, und es war Gefahr, daß auch die Stadt dem Irrthume preisgegeben werde. Nun wendete sich der Herzog an den heiligen Ignatius und bat ihn um Lehrer, welche die reine Lehre vortragen und seine hohe Schule in dem bisher bewahrten Rufe der Rechtgläubigkeit erhalten sollten. Der heilige Ignatius, immer bereit, den Glauben zu fördern und dem Irrthum zu steuern, sendete drei Männer, Claudius Jajus, Salmeron und Canisius nach Ingolstadt. Es waren dieß die ausgezeichnetsten Gelehrten, welche die Gesellschaft damals hatte. Sie begannen

mit vereinten Kräften die Vertheidigung der Wahrheit und den Kampf gegen die Häresie.

Canisius war noch ehevor in Bologna zum Doktor der Theologie promovirt worden. Im Jahre 1549 begann er zu Ingolstadt, die Glaubenswissenschaft zu lehren. Zugleich übernahm er es, in deutscher Sprache dem Volke zu predigen. Die Leute eilten in solcher Menge zu diesen Predigten, daß sie die Kirchen nicht fassen konnten. Dieses sein Auftreten war mit außerordentlichem Segen gekrönt. Die Leute schenkten ihm ihr volles Vertrauen. Sie sahen nämlich, wie der Diener Gottes nicht allein mit unwiderstehlicher Ueberzeugungskraft das Wort Gottes verkündete, sondern wie er dann auch die Spitäler der Kranken und Armen und selbst die Gefängnisse besuchte, um Allen leibliche Hilfe und geistlichen Trost zu bringen. Er lehrte nicht bloß in Worten. Sein ganzes Leben war eine Erklärung und Bestätigung seiner Lehre.

Durch solche unermüdete Thätigkeit erlangte Canisius sehr bald das größte Ansehen in der Stadt und an der Hochschule. In Folge dessen wurde er zum Rektor der Universität erwählt. Er aber weigerte sich aus allen Kräften, diese Last auf sich zu nehmen. Als er mit seiner Weigerung nichts ausrichtete, begann er die Führung seines Amtes damit, daß er alle ketzerischen Bücher aus den Schulen entfernte und durchgehends solche einführte, aus denen die Studierenden die katholische Wahrheit vernehmen und zugleich in der lateinischen Sprache sich ausbilden konnten. Dann verbot er mit aller Strenge die Feindseligkeiten und Raufereien unter den Studierenden. Auch andere Mißbräuche, die nur zum Verderben der Studierenden führten, schaffte er ab. Wo er selber ein Uebel nicht entfernen konnte, da zog er den aka-

demischen Senat zu Rathe und besprach sich mit demselben über die möglichen Abhilfen. Er wendete Zurechtweisung und Bestrafung gegen die Gesetzlosen an, und die Unverbesserlichen entfernte er von der Hochschule. Außer den öffentlichen Vorträgen hielt er zu Hause noch Besprechungen mit den Stu-



dierenden, um sie nicht allein für die Wissenschaft, sondern auch für die Tugend zu begeistern. Gar oft ließ er dieselben kurze Vorträge über wichtige Gegenstände des religiösen Lebens halten, um ihre Kenntnisse zu prüfen und ihre Grundsätze zu berichtigen. Insbesondere war er für arme

Studierende besorgt, die Eifer im Studium zeigten und das Nothwendige entbehren mußten. Solchen verhalf er mit väterlicher Liebe zu der nothwendigen Unterstützung. Ihm lag sehr daran, daß die Kirche wieder würdige und tüchtige Seelsorger erlangen möchte; denn daran war schreiender Mangel.

Damals war das religiöse Leben so herabgekommen, daß man sich schämte, in der Kirche zu beten. Canisius predigte über den Nutzen und Trost, den man im Gebete findet, und über die Uebung des Gebetes. Zugleich aber lehrte er die Leute beten. Während oder nach der Predigt fiel er auf die Kniee nieder und betete den Leuten vor, und hielt sie an, die Worte, die er aus dem Herzen betete, ihm nachzusprechen. Dann stellte er einzelne studierende Jünglinge auf, die zu bestimmten Zeiten in den Kirchen mit dem Volke beten mußten. Auf diese Weise suchte er die falsche Scham wegen des Betens zu verscheuchen und die Leute zu ermuthigen, ihrem religiösen Leben Nahrung und den entsprechenden Ausdruck zu geben.

Wie mit dem Beten überhaupt, so sah es auch mit dem Besuch des Gottesdienstes ganz schlecht aus. Die Leute gingen entweder gar nicht in die heilige Messe, oder sie verließen die Kirche jedesmal schon, sobald der Priester aufgewandelt hatte. Canisius erklärte ihnen das Geheimniß des heiligen Opfers und zeigte ihnen die herrlichen Früchte, die sie aus demselben gewinnen könnten. Dann sagte er, wie schwer sie sich durch ihr schläfriges Wesen und durch ihre Entfernung vor Vollendung des Opfers versündigten.

Der ehrwürdige Canisius fand vorzüglich darum so leicht Eingang bei dem Volke und bei den Studierenden, weil man wußte, daß er alles aus Liebe und mit Aufopferung that, ohne für sich im Geringsten etwas in Anspruch zu nehmen.

Allgemein wußte man, daß er die dem Rektor zugewiesene Besoldung nicht annahm. Ebenso wußte man, daß er alle Aemter und Würden, die ihm der Herzog von Bayern aufdringen wollte, mit aller Entschiedenheit ablehnte. So war gerade um diese Zeit das Amt eines Prokanzlers an der Universität erlediget worden. Dasselbe war sehr einträglich, und es war damit eine Domherrnpräbende in Eichstätt verbunden. Die Universität und der Bischof von Eichstätt drangen in ihn, diese Stelle anzunehmen. Er ließ sich nicht dazu bewegen. Herzog Albrecht V., der im Jahre 1550 seinem Vater Wilhelm IV. in der Regierung gefolgt war, wendete sich in einem sehr nachdrücklichen Schreiben an den heiligen Ignatius, mit der Bitte, der Heilige möchte ihm unter dem Gehorsame befehlen, diese Stelle anzunehmen. Allein es war umsonst. Ignatius billigte die Weigerung des Canisius vollkommen und gestattete ihm nur, dieses Amt auf einige Monate ohne alle Entgeltung zu verwalten. So bewies sich der ehrwürdige Lehrer als einen treuen Nachfolger des armen Jesus und seiner Apostel.

Die Umgestaltung der Hochschule zu Ingolstadt durch Canisius wurde in ganz Deutschland allgemein bekannt. Mehrere Städte wünschten eine ähnliche Verbesserung ihrer Schulen und wendeten sich an Canisius. Der Bischof von Naumburg und die Domherren von Straßburg beriethen sich, nachdem sie wieder aus der Verbannung zurückgekehrt waren, schriftlich mit Canisius über die Reform ihrer Schulen.

Als das im Jahre 1547 unterbrochene Concilium von Trient am 1. Mai 1551 wieder eröffnet wurde, wollten die Bischöfe von Freising und von Eichstätt unsern Canisius als ihren Legaten dahin absenden. Allein Herzog Albrecht V. ließ seinen hochverehrten Lehrer nicht fort. Er wollte diese

Zierde seiner Hochschule für immer behalten. Nun wendete sich König Ferdinand I., der Schwiegervater des Herzogs, an den heiligen Ignatius und zugleich an den Papst Julius III. und erbat sich diesen heiligen Lehrer für seine Universität Wien, die in ihrem Verfall laut aufschrie nach Verbesserung. Zugleich sollte er in dieser Stadt ein Collegium der Gesellschaft Jesu gründen. Ferdinand gab vor, er verlange den kräftigen Vertheidiger der katholischen Lehre nur auf kurze Zeit. Auf diese Versicherung hin entließ der Herzog seinen hochverehrten Rektor. Im Monat März 1552 verließ Canisius unser Bayerland, das ihm so vieles verdankt, in der Erwartung, bald wieder in dasselbe zurückkehren zu können.

Oesterreich war gerade damals von der Häresie ganz durchsäuert. Die Weltgeistlichkeit war lüderlich und ungebildet; in den Klöstern sah es gräulich aus. Die Schulen waren ganz schlecht bestellt. Unter zwanzig Geistlichen fand sich kaum einer, der katholisch glaubte und christlich lebte. Die kleinern Orte waren ohne Seelsorger, oder, was noch schlechter war, es stand an dessen Stelle ein Miethling, der nur Aergerniß gab. Um die heiligen Geheimnisse kümmerte sich Niemand; Vielen waren sie ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung. Die heiligen Uebungen und Ceremonien hatte man gänzlich vergessen. Alles bot einen recht trübseligen Anblick.

Diesem endlosen Elende abzuhelfen, nahm Canisius vor Allem seine Zuflucht zu Gott. Die beleidigte Majestät des ewigen Gottes zu versöhnen, war seine erste Angelegenheit. Darum wurde zu diesem Zwecke von jedem Priester der Gesellschaft Jesu alle Monate eine heilige Messe aufgeopfert zur Bekehrung der in Irrthum und Laster versunkenen Be-

wohner dieser Länder. Dann schritt er zu den nähern und nächsten Mitteln der Bekehrung dieser Leute. Er hatte bald wahrgenommen, daß die mit Unwissenheit gepaarte Eitelkeit vielfach den Verirrungen zu Grunde liege. Die Leute hatten keine Studien gemacht und wollten doch sich auszeichnen. Die Universität war unendlich freigebig gewesen mit ihren Auszeichnungen und Titeln. Sie hatte jeden Gecken, der sich darum bewarb, zum Magister oder zum Doktor gemacht. Canisius drang nun darauf, daß man es mit den Prüfungen der Doktoranden ernstlich nehme, und daß man keinen auszeichne, der nicht sich ausgewiesen hatte, daß er etwas gelernt und den Glauben bewahrt habe. Auch für die Anstellung der Lehrer forderte er strenge Prüfung bezüglich der Kenntnisse und des Wandels.

Damit die jungen Leute Gelegenheit finden, etwas zu lernen, und damit sie vor dem Verderben der Zeit verwahrt würden, gründete er ein Seminarium, in dem die Jünglinge zur Frömmigkeit angehalten und in den Wissenschaften unterrichtet wurden.

Canisius hatte längst eingesehen, daß der Leichtsinn des Lebens und die gänzliche Verkommenheit des sittlichen Lebens nebst der oben bezeichneten Eitelkeit ein fruchtbarer Boden für die Häresie sei. Darum griff er ohne Scheu und mit aller Kraft der Wahrheit die herrschenden Laster und die überall überhand nehmende Lüderlichkeit an. Mit dem heiligen Ernste eines Propheten forderte er Hohe und Niedere zur Verläugnung der sündigen Gelüste und zur Erneuerung des Wandels auf. Kein Laster ließ er ungestraft. Verrottete gottlose Gewohnheiten, die bei der spießbürgerlichen Lauheit und Indolenz allmählich das Bürgerrecht erlangt hatten und kaum mehr als fehlerhaft angesehen wurden, deckte er in

ihrer innern Verderblichkeit und Häßlichkeit auf, und zeigte zugleich ihre heillosen Folgen.

Anfangs hatte der eifrige Prediger nur eine kleinere Zahl von Zuhörern. Die Wiener stießen sich an seinem plattdeutschen Dialekte. Allmählig lernte der Ehrwürdige in der Wiener Mundart zu den Wienern reden. Jetzt fand er mehr Eingang. Nach dem Tode des berühmten Hofpredigers Friedrich Nausea, der zugleich Bischof war, mußte Canisius die Hofpredigerstelle übernehmen. Seine Genossen waren eben so eifrig und nahmen sich ganz besonders des armen, großentheils schon verführten Landvolkes an. Seit 1553 begaben sich mehrere derselben zu den hirtenlosen Gemeinden ausser der Stadt und predigten den Leuten das unverfälschte Wort Gottes. Dieß geschah ganz besonders zur Fastenzeit.

Canisius hatte schon vom Anfange die Erfahrung gemacht, daß die Irrthümer ganz besonders durch populär geschriebene Bücher verbreitet wurden. Dieses Mittel, dessen sich die Irrlehrer zur Verbreitung ihrer Irrthümer bedienten, benützte der Weise nun auch zur Befestigung der Gläubigen in der apostolischen Wahrheit. Bei seinen vielen Arbeiten an der Universität, auf den Kanzeln und in der Privatseelsorge fand er noch Zeit, die Grundlehren des katholischen Christenthumes zuerst für seine Schüler zusammenzustellen und zugleich jedes seiner Worte durch Aussprüche der Väter zu belegen. Dieses erste Werk war zunächst für Gebildete bestimmt, die sich über die geoffenbarte Wahrheit eine sichere und festbegründete Erkenntniß verschaffen wollten. Aus dem größern Buche machte er einen gemeinfaßlichen Auszug für das gemeine Volk. Es ist dieß der kleine Katechismus dieses heiligen Lehrers, der schon im Jahre 1554 durch einen kaiserlichen Befehl für alle Kirchen und Schulen in

Nieder-, Ober- und Inneröſterreich ausſchließlich vorgeſchrieben wurde und bis in die neueſten Zeiten das Grundbuch für den Religionsunterricht des chriſtlichen Volkes geblieben iſt. Dieſer kleine Katechismus wurde alsbald in alle Sprachen Europas überſetzt und wirkte allenthalben zur Verbannung der Irrlehren und zur Befeſtigung der Gutgeſinnten im Glauben. König Philipp II. von Spanien hat ihn auf den Rath der Theologen von Löwen in allen ſeinen Ländern eingeführt. Dieſe hatten ihm nämlich erklärt, es gebe kein Büchlein, das in derſelben Weiſe den Verſtand durch die Lehre der Wahrheit erleuchten und das Gemüth zur Frömmigkeit bewegen könne, wie der Katechismus des ehrwürdigen Lehrers. Der Herzog Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg verdankte nebſt dem Gebete ſeiner frommen Gemahlin vorzüglich dieſem Büchlein die Erkenntniß der katholiſchen Wahrheit und die Wiedervereinigung mit der Kirche. Derſelbe that auch den Ausſpruch: „Wer dieß Büchlein (er meinte wohl den größern Katechismus) auch nur ein einziges Mal geleſen habe, könne unmöglich mehr dem Irrthume anhangen.“ Die hochwichtige Bedeutung dieſer Katechismen erkannten auch die Widerſacher. Nicht leicht iſt ein Werk mit ſolchem Ingrimm angegriffen und mit ſolcher Gehäßigkeit in den Koth gezogen worden, wie dieſer kleine oder größere Katechismus von Caniſius.

Nun verlangte man in allen Ländern, in denen das katholiſche Leben noch nicht ganz eingeſchlummert war, Glieder der Geſellſchaft Jeſu, und zumal unſern Caniſius. Der Kaiſer hatte ſein Augenmerk zunächſt auf Böhmen gerichtet, und wollte die Wohlthat der ſegenreichen Wirkſamkeit des neuen Ordens zuerſt dieſem Lande zuwenden. Daſelbſt hatten die Irrlehrer ſchon ſeit 1519 arg gewühlt. Die Katholiken

waren in sich selber entzweit. Man hatte einem Theil derselben schon seit bald 100 Jahren den Laienkelch erlaubt, um sie in Vereinigung mit der Kirche zu erhalten. Von diesen wendeten sich Viele den Neuerungen zu. Dem fortwährend zunehmenden Abfall trat die Gründung eines Jesuiten-Collegiums in Prag entgegen. Es geschah dieß in den Jahren 1554 und 1555. Unter den nach Prag gesendeten Männern war Canisius.

Bald darauf, im Jahre 1556, wurde Canisius vom heil. Ignatius zum ersten Provinzial seines Ordens in Deutschland aufgestellt. Als solcher kehrte er wieder nach Bayern zurück und vollendete die Stiftung des Collegiums in Ingolstadt. In demselben Jahre wurde er vom Kaiser zum Reichstage nach Regensburg eingeladen, auf dem man dem Umsichgreifen des Protestantismus Einhalt gebieten wollte. Daselbst wurde ein Religionsgespräch beschlossen, das im folgenden Jahre gehalten werden sollte. Bis dahin hatte Canisius Zeit, sich nach Rom zu begeben. Daselbst starb der heilige Vater Ignatius am 31. Juli 1556. Von Rom kam Canisius nach München, um die Stiftung eines Collegiums daselbst einzuleiten. Im darauffolgenden Jahre (12. September 1557) kam das Religionsgespräch in Regensburg zu Stande. Auf Befehl des Papstes mußte Canisius sich bei demselben einfinden. Er war selbst dagegen, denn er wußte gar wohl, daß man mit Disputiren nichts ausrichte. Deßungeachtet arbeitete er bei demselben weitaus am meisten. Er verlangte vor Allem, daß nur die Anhänger der Augsburger Confession zum Gespräche sollten zugelassen werden. Bei diesem Anlasse offenbarten sich die großen Partheiungen unter den Protestanten, die in allem Uebrigen uneinig, nur im Kampfe gegen die Kirche sich vereinigten. Die Zielscheibe ihrer Läster-

ung und Verleumdung wurde bald der Verfechter der katholischen Lehre, der ehrwürdige Canisius. Gegen alle ihre Angriffe waffnete sich der Diener Gottes mit Geduld; ihren Verleumdungen setzte er Verachtung entgegen. Sie konnten ihm nichts anhaben. Sein ganzes Wesen imponirte ihnen. Seine Liebe gewann Viele, nicht allein in Regensburg, sondern auch in Colmar, in Breisach, in Freiburg im Breisgau und in andern Städten des obern Elsaß. Ueberall heilte er die Wunden, die der Kirche durch ihre eigenen Diener waren geschlagen worden.

Im Sommer 1558 reiste Canisius wieder nach Rom. Daselbst erwählte er mit den andern versammelten Vätern der Gesellschaft den ehrwürdigen Jakob Lainez zum Nachfolger des heiligen Ignatius in der obersten Leitung des Ordens. Weil aber die Protestanten wieder ein Religionsgespräch in Petrikau in Polen veranstalteten und durch dasselbe sich Anhänger zu verschaffen hofften, so befahl der Papst dem Canisius, sich dahin zu begeben und die Lehre der Kirche zu vertheidigen. In Folge dessen reiste Canisius am 2. Julius 1558 in Rom ab und kam am 15. Oktober in Krakau an. Zwei Mitglieder und der päpstliche Nuntius für Polen waren bei ihm. Ihre Erscheinung machte einen so guten Eindruck auf die Polen, daß gar Viele, die bisher schwankten, augenblicklich der neuen Lehre entsagten.

In Petrikau angelangt, fand er die Sache der Katholiken weit schlechter bestellt. Die Unthätigkeit des schläfrigen Königs, die Neuerungssucht und Habsucht der Großen des Reiches, die Sorglosigkeit der Bischöfe, die wenig sich um ihre Herden kümmerten, hatten in diesen Gegenden der neuen Lehre großen Vorschub geleistet. Der Apostel des Herrn ließ seinen Muth nicht sinken. Vor Allem forderte

er die Seinigen und alle Rechtgläubigen auf zum Gebete, daß der Herr der Kirche sich seiner Sache annehmen wolle. Dann erinnerte er die Bischöfe und die Priester an ihre schweren Verpflichtungen und an die große Verantwortung für die ihnen anvertrauten Gläubigen. Den König aber brachte er dahin, daß er alle Eingriffe in die Rechte der Bischöfe und alle Neuerungen in Sachen der Religion strengstens verbot. So mußten denn die Neuerer sich zurückziehen und entweder das Land meiden, oder wieder zur Kirche zurückkehren.

Am bedenklichsten sah es dazumal in Augsbnrg aus. Hier war im Jahre 1548 das Interim abgeschlossen worden. Man hatte den Protestanten nachgegeben, in der Hoffnung, sie würden Vernunft annehmen und sich wieder mit der Kirche aussöhnen. Im Jahre 1555 war daselbst der Religionsfriede geschlossen worden. Die Protestanten hatten sich jetzt ganz ausgeschieden und standen gleichberechtigt neben den Katholiken. Der Kardinal Otto war unabläßig bemüht, die Gläubigen bei der Kirche zu erhalten, die Wankenden im Glauben zu befestigen und das Umsichgreifen des Irrthums zu hindern. Er kannte die segensreiche Wirksamkeit des neuen Ordens, er kannte den ehrwürdigen Theologen Canisius von Köln her. Nun war er vor Allem darauf bedacht, ein Collegium dieses Ordens in Augsburg zu gründen. Die Glieder des neuen Ordens sollten durch ihren reinen Wandel den übrigen Geistlichen ein Vorbild und den Gläubigen zur Erbauung sein. Sie sollten durch ihre Katechesen und Predigten das Volk von der göttlichen Wahrheit überzeugen und den anderen Predigern zur Aufmunterung und zum Muster dienen. Vorzüglich wollte er die Bildung der nachkommenden Geistlichkeit in ihre Hände legen.

Als nun der bisherige Domprediger Johannes Fabri, gebürtig aus Heilbronn, ein Dominikaner, im Jahre 1558 gestorben war, lag dem Kardinal Otto ganz besonders daran, den ehrwürdigen Canisius als seinen Nachfolger zu erhalten und durch ihn die Gesellschaft Jesu in Augsburg einzuführen. Von seinem vortrefflichen Domdekan, Christoph von Freiberg, aufgemuntert und unterstützt, wendete er sich an Ferdinand, um denselben geneigt zu machen, den treuen Diener Gottes zu entlassen. Zugleich schrieb er an den General des Ordens, Jakob Lainez, und stellte ihm das große Ackerfeld vor Augen, das in Augsburg zu bearbeiten wäre, nebst der großen Gefahr, daß dasselbe vom Unkraute der Irrlehre ganz überwuchert werde. Beide willigten in dieses Gesuch ein, und so kam Canisius mit seinem Genossen, P. Jakob Seckler, nach Augsburg, hielt am 14. Juni 1559 seine erste Predigt im Dome und begann die Gründung der Gesellschaft Jesu in dieser Stadt.

Sobald die Neuerer von der Ankunft ihres gewaltigsten Gegners Kunde erhielten, begannen sie den Kampf gegen ihn mit Verleumdungen, Lästerungen und Spott. Allein bald ließ ihre Wuth nach. Sie konnten dem Ehrwürdigen ihre Ehrfurcht nicht versagen. Mehrere aus ihnen ließen sich von der katholischen Wahrheit überzeugen und versöhnten sich wieder mit der Kirche. Unter diesen war einer ihrer gelehrtesten Prediger, Stephanus Agricola.

Noch im Jahre 1559 mußte der jetzt allgemein beliebte Domprediger auf Befehl des Papstes den Kardinal Stanislaus Hosius, der sich um die Erhaltung des katholischen Glaubens in Polen sehr verdient gemacht hatte, nach Wien begleiten. Hier bemühte er sich mit Hosius, den schwankenden Kaiser im katholischen Glauben zu befestigen. Dann

kehrte er wieder zurück nach Augsburg. Seine Predigten wurden jetzt nicht allein von Augsburgern besucht; von Nahe und Ferne kamen die angesehensten Männer, um ihn zu hören, und Alle bekannten, Niemand könne der Kraft seines Geistes und der Macht seiner Rede widerstehen.

Canisius hatte schon in Ingolstadt gesehen, daß die Leute nicht beten können und vor Allem das Beten lernen müssen. In Augsburg fand er es gerade so. Da begnügte er sich denn nicht damit, daß er vom Gebete, von dessen Nothwendigkeit und Nutzen predigte; er schrieb auch eine Menge ausgezeichnet kernhafter Gebete zusammen, „ein Handbüchlein für Katholiken", und gab es den Leuten in die Hände. Dem Kaiser gefiel dieß Büchlein so wohl, daß er es auf eigene Kosten drucken und austheilen ließ. Sein Einfluß erstreckte sich aber nicht allein auf das gemeine Volk und die Laien überhaupt; auch die Klöster ließen sich zu größerem Ernste aneifern, und die gesammte Geistlichkeit wendete sich zum Besseren. Die Protestanten aber ließen immer mehr und mehr die Flügel sinken. Augsburg gewann allmälig eine ganz andere Gestalt. Mehrere aus den adeligen Familien kehrten wieder in den Schooß der Kirche zurück. Pius IV. erhielt über diese Wirksamkeit des Canisius durch seinen Kardinal Otto getreue Nachrichten und erließ im Jahre 1561 an den Diener Gottes ein sehr ruhmvolles Schreiben, in dem er ihn zur Ausdauer in seinem segensvollen Wirken ermunterte.

Im Jänner 1662 wurde das zum zweiten Male unterbrochene Concilium von Trient wieder eröffnet. So unentbehrlich auch Canisius in Augsburg schien, so fand man es doch für nothwendig, ihn zum Concilium einzuberufen. Niemand wußte besser über die Verhältnisse Deutschlands zu

berichten, als er, der seit Jahren gerade an den Orten gearbeitet hatte, an denen der Protestantismus am kräftigsten sich erhob. Sein Erscheinen in Trient erfüllte die versammelten Väter mit innigster Freude. Der berühmte Kardinal Hosius lag eben, durch außerordentliche Anstrengungen erschöpft, krank darnieder. Beim Anblicke und bei der Umarmung seines geliebtesten Freundes Canisius wurde er augenblicklich gesund. In der Versammlung widerstand er mit aller Kraft seiner Reden den Anträgen und Vorschlägen, welche zur Beeinträchtigung des kirchlichen Ansehens und zumal des römischen Stuhles eingebracht wurden.

Am 4. Dezember 1564 wurde die letzte Sitzung des Conciliums gehalten. Jetzt handelte es sich darum, daß die Beschlüsse von den Fürsten angenommen würden. Die versammelten Väter kannten keinen, der mehr geeignet war, diese Beschlüsse den Fürsten zu überreichen und sie zur Annahme derselben zu bewegen, als den ehrwürdigen Canisius. Mit dieser Sendung beauftragt, begab sich Canisius als armer Ordensmann an die Höfe der Mächtigen und bestimmte sie zur Annahme der kirchlichen Verordnungen. Zugleich zeigte er ihnen Mittel und Wege, wie sie dem Umsichgreifen des Irrthumes wehren und die katholische Wahrheit in den Herzen ihrer Untergebenen befestigen könnten und sollten. Auf seinen Vorschlag wurden in mehreren Bisthümern Coadjutoren mit dem Rechte der Nachfolge angestellt, damit nicht bei der großen Unsicherheit aller Dinge nach dem Tode der noch lebenden Kirchenfürsten Wölfe in den Schafstall Christi eindringen könnten. In seinem geliebten Köln vermochte er den Rath der Stadt zu dem Beschlusse, keinen zum Lehrer zu befördern, und keinen als Lehrer an der Hochschule auftreten zu lassen, der nicht das Bekenntniß des Conciliums

von Trient zuvor unterschrieben hätte, ferner alle Bücher der Irrlehrer zu verbrennen und keinen Irrlehrer in die Stadt aufzunehmen*).

Nachdem Canisius das ihm aufgetragene Commissorium glücklich vollendet hatte, wünschte er einige Ruhe zu genießen, um sich von so vielen Anstrengungen zu erholen. Diese Ruhe ward ihm vom Papst Pius IV. auch gestattet. Allein sie war von kurzer Dauer. Pius IV. starb noch am Ende des Jahres 1565. Am 7. Jänner 1566 wurde Papst Pius V. erwählt. Dieser befahl dem Canisius, zu dem in Augsburg versammelten Reichstag sich zu begeben.

Hierauf visitirte Canisius die bereits bestehenden Collegien in Schwaben und Bayern, gründete einzelne und belebte alle seine Mitbrüder durch den Flammeneifer, der sein ganzes Wesen erfüllt hatte. Auf dieser Reise kam er auch nach Wiesensteig zum Grafen Ulrich von Helfenstein. Derselbe hatte sich im Jahre 1557 dem protestantischen Bekenntnisse zugewendet. Mit ihm war der größte Theil seiner Herrschaft lutherisch geworden. Der Cardinal Otto hatte vergeblich alle Mühe aufgeboten, ihn wieder mit der Kirche auszusöhnen. Dieß gelang dem ehrwürdigen Canisius. Im Mai 1567 trat der Graf wieder in die katholische Kirche zurück, bestimmte dadurch auch seine Unterthanen zum Rücktritte und verbannte die sechs Prädikanten, die bisher das Volk im Irrthume bestärkt hatten, aus seiner Herrschaft.

Gegen das Ende dieses Jahrzehents (1560—1570) er-

*) Die Sitte, einem Jeden, der zu einer akademischen Würde befördert werden wollte, zuvor das Bekenntniß des Tridentinischen Symbolums abzufordern, wurde auch an der Universität Dillingen, die im Jahre 1563 den Jesuiten übergeben worden, und allmälig an allen katholischen Universitäten eingeführt.

hielt Canisius vom Papste Pius V. den Auftrag, eine Widerlegung der sogenannten Magdeburger Centurionen zu schreiben. Es hatte nemlich Matthias Flaccius, ein recht feindseliger Protestant, die Jahrhunderte der christlichen Kirche beschrieben, immer ein Jahrhundert in einem Bande, und dieselben Centuriones genannt. Dieses Werk war so voll von Lästerung und Verleumdung der katholischen Kirche, daß eine Widerlegung unumgänglich nothwendig war. Canisius übernahm die Arbeit und gab im Jahre 1571 den ersten Theil dieser Widerlegung heraus. Im Jahre 1577 folgte der zweite Theil. Den dritten Theil konnte er nicht mehr vollenden. Eine vollständige Gegenschrift zu diesen Centurionen fertigte der berühmte Cardinal Baronius in seinen christlichen Jahrbüchern.

Diese schriftstellerische Arbeit besorgte Canisius in Rom. Er wurde jedoch auch während der Zeit seiner Arbeit mit Aufträgen nach Deutschland gesendet. Im Anfang des Jahres 1573 kam er nach München zu Herzog Albrecht V. Es scheint damals darauf abgesehen gewesen zu sein, den Churfürsten August von Sachsen wieder für die katholische Kirche zu gewinnen. Später sendete ihn Gregor XIII. an den Erzbischof von Salzburg und wiederum an den Herzog von Bayern und an andere Fürsten, mit den Worten: „Es ist unser Wille, daß du uns in unserm Bemühen, Deutschland aufzuhelfen, beistehest; denn es ist uns gar wohl bekannt, wie viel dein heiliger Eifer und deine hohe Weisheit in diesem Stücke vermögen."

Darauf berief ihn Gregor XIII. wieder nach Rom, um sich mit ihm über die Errichtung eines deutschen Collegiums in Rom zu berathen. Es war dieß seine siebente Reise nach Rom. Von da mußte er auf den Befehl des Papstes sich

nach Regensburg zu dem daselbst versammelten Reichstag begeben. Dann verlangte ihn Herzog Albrecht V. zur Gründung eines Jesuitencollegiums in Landshut. Auch dieses kam zu Stande und ward mit dem Collegium zu Passau ein mächtiges Bollwerk der Kirche gegen die Anfälle der Häresie in Niederbayern.

Um das Jahr 1579 sendeten die Bischöfe von Constanz, Basel und Lausanne einen kläglichen Bericht über die kirchlichen Zustände in der Schweiz an Papst Gregor XIII. Der Papst erließ an seinen Nuntius in Deutschland Aufträge in Betreff des Schutzes der Kirche in der Schweiz, und zur Verwahrung der Gläubigen vor der Verführung zum Irrthum. Der Nuntius überlegte diese Sache und fand kein besseres Mittel zum Schutze der Kirche, als die Gründung eines Jesuitencollegiums zu Freiburg im Uechtland. In Freiburg war noch Alles der Kirche treu geblieben. Allein als man jetzt von der Gründung eines Collegiums hörte, kam Alles in Verwirrung. Man sprengte die schauerlichsten Lügen über die Jesuiten aus, stellte sie als die schrecklichsten Menschen dar und hetzte alles Volk auf, sich ja doch vor diesen Leuten zu verwahren. Eine solche Stimmung fand der Nuntius in Freiburg, als er daselbst ankam. Nach seiner Meinung war Niemand besser im Stande, all die übeln Gerüchte und Verleumdungen durch sein bloßes Erscheinen niederzuschlagen, als der ehrwürdige Canisius. Er ließ ihn also um das Jahr 1580 nach Freiburg kommen, gründete durch seine Vermittlung das Collegium und übergab es seiner Obsorge. Canisius aber gewann sich schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Freiburg die Herzen Aller. Die Verleumdungen verstummten. Die Lästerer verkrochen sich, wie die Nachteulen beim Erscheinen des Tages. Canisius

bat inständig, es möchte doch die Leitung dieses Collegiums einem Andern übertragen werden, denn er wollte im Gehorsame und in Ruhe seine letzten Tage zubringen. Diese Bitte wurde ihm lange nicht gewährt. Indessen arbeitete er unermüdet in der Seelsorge, predigte gar oft, nahm die Rückkehrenden mit aller Liebe in die Kirche auf und war bemüht, ebenso die Andacht zu erhöhen wie den Glauben zu befestigen. An seine Mitbrüder in andern Collegien schrieb er Briefe voll himmlischer Weisheit und göttlichen Trostes. Es war ihm gegönnt, hier ungestört zu verbleiben bis an sein Ende. Hier schrieb er noch mehrere Werke zur Belehrung und Erbauung der Gläubigen. In aller Demuth bat er seine Freunde um ihre Fürbitte bei dem Herrn. Er kasteiete seinen Leib mehr als je durch Fasten und brachte ungeachtet seines hohen Alters viele Stunden im Gebete zu. Er redete nur immer von göttlichen Dingen und war in Allem, was ihm zustieß, voll Dank gegen Gott. Die manigfaltigen körperlichen Leiden, die ihn während der letzten Lebensjahre trafen, sah er als lauter Gnaden von der Hand des Herrn an. Sein sehnsüchtigstes Verlangen war, durch Leiden eine Aehnlichkeit mit seinem leidenden Heiland zu gewinnen. In den letzten Monaten hatte die Wassersucht ihn so zugerichtet, daß man ihn gar nicht anrühren konnte, ohne ihm große Schmerzen zu verursachen. Er konnte gegen vier Monate weder stehen noch auch am Bette liegen. Selbst das Sitzen war ihm äußerst schmerzlich.

Es war schon mehr als siebzehn Jahre, daß er in seinem lieben Freiburg angekommen ward. Jetzt erkannte er, daß die Stunde des Scheidens nahe. Das schwache Band, das die Seele noch am Leibe festhielt, konnte nicht mehr lange halten. Endlich am Feste des heiligen Thomas, den 21. De-

zember 1597, Nachmittags 3 Uhr gab er seinen Geist auf. Weinen und Wehklagen erfüllte die ganze Stadt, als die Kunde von seinem Hinscheiden sich verbreitete. Unzählige kamen zu seiner Bahre, küßten seine Hände und Füße, berührten Rosenkränze und Medaillen an ihm, schnitten von seinem Gewande oder von seinen Haaren etwas ab, um eine Reliquie von ihm zu erhalten, und verehrten ihn als einen Heiligen. Die Vornehmsten des Stadtrathes trugen seinen Leichnam zur Beerdigung in die Hauptkirche der Stadt. Daselbst ruhte er, bis ihn die Gesellschaft Jesu im Jahre 1622 in ihre eigene Kirche zurückerhielt. Auf dem Grabmal, das man ihm errichtete, erklärten ihn die Freiburger als ihren Patron, als einen Kirchenvater der Schweiz, als eine feste Säule des katholischen Glaubens, ausgezeichnet durch alle Tugenden.

Gott hatte seinen treuen Diener schon bei Lebzeiten mit der Wundergabe begnadiget. Viele außerordentliche Wunder wurden durch ihn gewirkt; noch mehrere geschahen auf seine Fürbitte an seinem Grabe. Bayern hat alle Ursache, diesem treuen Diener Gottes Verehrung zu erweisen; denn ihm danket es nach Gott die Errettung aus den Irrthümern, von denen es allenthalben schon angesteckt war, und das Wiederaufleben des katholischen Glaubens. Mit Freuden sehen wir der nahen Heiligsprechung des seligen Dieners Gottes entgegen.

(Rader und Andere.)

---

182. Die gottselige Renata, Herzogin in Bayern.

(Den 23. Mai.) † 1602.

Während der ganzen Reformationszeit war Bayern mit seinen edeln Herzogen die Zufluchtstätte des Katholizismus und ein mächtiger Wall wider die um sich greifende, mächtige

Irrlehre. Wilhelm IV. der Standhafte (1508—1550) und sein Bruder und Mitregent Ludwig († 1545) hatten festgehalten an der Religion ihrer Väter und durch Förderung des religiösen Unterrichtes, sowie durch strenge Ueberwachung der Geistlichkeit in und außer den Klöstern der Kirche große Dienste geleistet. In ihre Fußstapfen war Wilhelms Sohn, Albrecht V. der Großmüthige (1550—1559) getreten. Dieser gab sich alle Mühe, die Beschlüsse des Kirchenrathes von Trient in seinem Lande auszuführen, er errichtete Knaben-Seminarien, bestrafte die schlechten Priester, trug zur Verherrlichung des Gottesdienstes Vieles bei und schloß sich innigst an den edlen Bischof von Augsburg an. Es war dieß Otto von Truchseß, Cardinalbischof der römischen Kirche, einer der ausgezeichnetsten Bischöfe jener Zeit (1543—1573). Auf Albrecht V. folgte in der Regierung Bayerns sein Sohn Wilhelm V. der Fromme. (1579—1597). Auch er nahm sich des Wohles der Kirche mit gewissenhafter Sorgfalt an, übergab die Unterrichtsanstalten den tüchtigen Lehrern aus dem Jesuitenorden, erbaute Klöster und Kirchen für diesen Orden in Regensburg, Altenötting, Landsberg und steuerte mit Macht dem eindringenden Irrthume. Die Jesuitenkirche in München sammt dem großen Klostergebäude ist das Werk dieses Herzogs.

Dieser Fürst hatte sich noch unter der Regierung seines Vaters, im Jahre 1568, mit Renata, der Tochter des Herzogs Franz von Lothringen verehlicht. Der Cardinalbischof Otto von Augsburg hatte diese Ehe am 22. Februar desselben Jahres feierlich eingesegnet. Diese Herzogin, die würdige Schwester des Herzogs Carl III. von Lothringen, brachte unserm Vaterlande neuen Segen. Ausgezeichnet durch Talente und Gottseligkeit, voll Würde und Anmuth, war sie

die Freude des ganzen Landes. Geziert mit allen Gaben und Tugenden, stand sie dem frommen Wilhelm würdig zur Seite in allen seinen Unternehmungen für das Wohl des Vaterlandes.

Als Kind war sie fortwährend kränkelnd und so schwächlich gewesen, daß Niemand mehr an ihr Auffkommen denken konnte. Schon hatten sie die Aerzte aufgegeben. Da nahm sie ihre Zuflucht zu übermenschlicher Hilfe. Sie gelobte eine Wallfahrt nach Maria Loretto in Oberitalien, im Falle ihr der Herr das Leben und die Gesundheit schenken würde. Darauf verfiel sie in einen todesähnlichen Schlummer. Die ersten Worte, die sie nach ihrem Erwachen aussprach, waren diese: Gloria tibi Domine! (Ehre sei dir, o Herr!) Jetzt war die Krankheit zu Ende, und die fromme Prinzessin begann neu aufzuleben und sich zu befestigen, ebenso leiblich, wie geistig. Von nun an zielte Alles auf die Verherrlichung Gottes und auf das Heil der Seelen. Nie ließ sie dieß Ziel aus den Augen. Unabläßig ließ sie sich leiten von dem Geiste Gottes, der in den reinen Seelen seine Wohnung hat. Ein hochadelicher Herr, Namens Guidobonus, der, selbst aufrichtig fromm, vierzig Jahre lang in der nächsten Umgebung der Herzogin war, bekräftigte mit einem Eide das Zeugniß, er habe während dieser ganzen Zeit nie ein Wort, nie eine Geberde oder Bewegung an ihr wahrgenommen, die nicht der Ausdruck ihrer gründlichen Tugend und Gottseligkeit gewesen wären.

Diese gottselige Herzogin ward die Mutter von zehn Kindern. Maximilian I. der große Churfürst, der katholische Held des dreißigjährigen Krieges, war ihr Erstgeborner. Die jüngste ihrer Töchter war Magdalena. Dieselbe wurde mit dem Herzog Wolfgang Wilhelm von Pfalzneuburg ver-

mählt und gewann durch ihre ungeheuchelte Frömmigkeit und Liebe so viel über ihren Gemahl, daß derselbe, durch ihren musterhaften Wandel von der Wahrheit der katholischen Lehre überzeugt, wieder zur Kirche zurückkehrte. Sie ward die Ursache, daß die meisten Unterthanen von Pfalz-Neuburg wieder dem katholischen Bekenntnisse sich zuwendeten.

Nachdem die edle Fürstin ihrem Gemahl und dem Lande eine so zahlreiche Nachkommenschaft gegeben hatte, gelobte sie mit Einstimmung des frommen Herzoges im Jahre 1587 gänzliche Enthaltsamkeit und ein strengeres Leben, als sie bisher bei aller Frömmigkeit und Gottseligkeit geübt hat. „Die Christo angehören, kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden". Dieß Wort des Apostels widertönte unabläßig in den Ohren ihres Herzens. Wenige Zeit nahm fortan die Pflege ihres Leibes in Anspruch. Sie gönnte ihm nur das Nothwendigste. Alle übrigen Stunden waren dem Gebete, der Betrachtung und den Werken der Barmherzigkeit gewidmet. Dabei erzog sie ihre Kinder mit aller Liebe und Sorgfalt in der Furcht des Herrn. Sie stand unter besonderer Leitung des göttlichen Geistes. Wenn man zu ihr kam, fand man sie entweder im Gebete mit Gott redend, oder in Unterweisung der Ihrigen von ihm sprechend. Dieß geschah immer mit so zärtlicher Liebe, daß sich Jedermann, der sie zu hören das Glück hatte, daran erbauen mußte.

Wie ihr herzoglicher Gemahl vor Allem durch Wohlthätigkeit sich auszeichnete, so war auch sie eine Mutter der Armen. Als ihr Vorbild hatte sie sich die heilige Elisabeth von Thüringen, diese wundervolle Erscheinung einer früheren Zeit, auserwählt. Ihr suchte sie in allen Stücken nachzufolgen. Unter dem Schutze dieser heiligen Patronin gründete sie das Elisabethen-Spital und verwendete auf diese Stift-

ung von ihrem eigenen Vermögen 20,000 Dukaten. Von ganzem Herzen mitleidend mit allen Armen brachte sie den Bedrängten schon durch ihre bloße Gegenwart einen großen Trost. Allein sie blieb beim Mitleiden nie stehen, wo sie helfen konnte. Sie hatte für sich ein jährliches Einkommen von 2000 Dukaten. Diese Summe verwendete sie, weil ihre eigenen Bedürfnisse unbedeutend waren, ganz für die Armen. Sie unterstützte ihren Gemahl in der Gründung des herzoglichen Spitals, des Krankenhauses und des Waisenhauses. Als der Herzog am Rochusberge ein Haus zur Beherbergung und Verpflegung dürftiger und hilfeloser Fremdlinge gründete, trug sie von dem Ihrigen mit freigebiger Hand bei.

Wie der Herzog täglich zwölf arme Männer an seiner Tafel speiste und tränkte, so hatte auch seine Gemahlin alle Tage zwölf arme Weiber an ihrer Tafel, die sie voll Demuth und Liebe bediente. Und wie der Herzog alljährlich 72 arme Männer kleidete, so versorgte auch sie alle Jahre 72 arme Frauen mit dem nothwendigen Gewande und Obdach.

Mit besonderer Liebe nahm sich die gottselige Herzogin der Waisen an. So lange sie am Leben war, konnte kein Waise sagen, er habe keine Mutter. Ebenso innig und wirksam war ihre Liebe zu den Kranken. In jedem derselben sah sie Christum ihren Heiland. Sie eilte zu den Betten der Kranken, wie andere Damen an Vergnügungsplätze eilen. Allenthalben hatte sie Späher aufgestellt, die sie mit der Noth der Armen und Kranken bekannt machen mußten. Da ging sie dann selbst in die armseligsten Hütten, um Zeugin des Elendes und der Noth zu sein, und um gründlich zu helfen. Sie brachte selbst das Nothwendigste mit und sendete durch ihre Dienerinen nach, was zur Stillung der übrigen

Bedürfnisse nothwendig war. Herzog Wilhelm sagte öfters: „Will man die Liebe malen, so muß man das Porträt der Herzogin fertigen; denn in ihr sind alle vom Apostel angegebenen Eigenschaften der Liebe vereint.“

Für sich genoß die edle Fürstin so wenig, daß die Aerzte es als ein Wunder erklärten, wie sie bei so wenig



Speise und Trank das Leben fristen könne. Ihre Speise war das Fasten. Sie hatte eine bewunderungswürdige Herrschaft über sich selbst gewonnen. Man meinte wirklich, Gesundheit und Krankheit stehe ihrem Willen zur beliebigen

Verfügung. War sie auch noch so leidend, so lebte sie doch beim Herannahen eines Festes oder einer heiligen Zeit immer wieder von Neuem auf und blieb während der ganzen Festzeit so kräftig, daß sie alle geistlichen Uebungen und Andachten mitfeiern konnte. War diese Zeit vorüber, so trat wieder ihr kränklicher Zustand ein.

Als ihr Gemahl im Jahre 1597 der Regierung entsagt und die ganze, große Last auf die Schultern seines Sohnes Maximilian I. gelegt hatte, zog er sich mit ihr in die von ihm erbaute Marburg zurück, und hier führten sie in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt ein wahrhaft klösterliches Leben. Drei Jahre darauf, als die Aerzte die Gesundheit der Herzogin neu gekräftiget erklärten, sagte sie selbst ihren nahen Tod vorher. Zur Vorbereitung auf denselben wollte sie noch eine Wallfahrt machen. Mit ihrem frommen Gemahl trat sie die Wallfahrt nach Ebersberg an, um daselbst den heiligen Sebastian zu verehren und ihm für seine Fürbitte in den mannigfaltigen Nöthen nochmal zu danken. Von Ebersberg begaben sie sich zur Mutter Gottes nach Altenötting. Von dieser treuen Beschützerin wollte sie sich vor ihrem Hinscheiden noch beurlauben; ihr wollte sie ihre letzte Stunde und ihr Hinscheiden empfehlen. Während sie in der heiligen Kapelle vor dem Bilde der Gnadenmutter betete, befiel sie ein Fieber. Niemand wollte dasselbe für gefährlich halten. Die fromme Herzogin aber erkannte es als einen Boten des Todes und bereitete sich mit innigster Andacht auf ihr nahes Hinscheiden vor. Sie starb, gestärkt durch die heil. Sakramente der Sterbenden, am 23. Mai 1602. Ihr Leichnam ward in der St. Michaelskirche in München, die ihr Gemahl hatte erbauen lassen, zur Erde bestattet. Das ganze Land trauerte über diesen Tod, wie über das Hin-

scheiden der Mutter. Ihr Sohn Maximilian that Alles, dieß Leichenbegängniß zu verherrlichen. Allgemein wurde die treue Dienerin Gottes wie eine Heilige verehrt. Ihr Gemahl behielt das Herz der Verstorbenen als kostbare Reliquie für sich. Es war ja dieß die eine Hälfte seines eigenen Herzens, denn sie waren Ein Herz und Eine Seele. Nie konnte man dieß Wort der Schrift von einem Ehepaar mit mehr Recht sagen, als von diesen zwei ehrwürdigen Eheleuten. Wilhelm V. der Fromme überlebte seine treue gottselige Gemahlin noch 24 Jahre. Er ließ zu Schleißheim eine Hofkapelle und eine Hauptzelle für sich, nebst acht Nebenzellen, erbauen. In dieser Zelle oder in einer andern, in der Au erbauten, oblag er seinen geistlichen Uebungen und bereitete sich vor auf seine Sterbestunde. Diese kam endlich am 7. Februar 1626 im 76. Jahre seines an Werken der Barmherzigkeit und Gottseligkeit so reichen Lebens. Auch sein Leichnam wurde in der St. Michaelskirche zu München begraben.

(Freudensprung. Rader.)

---

183. Der selige Andreas von Lechhausen.

(Den 16. September.) † 1606.

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts war Lechhausen nur ein armseliges Dörfchen für Taglöhner in Augsburg. In einer der niedrigsten Hütten dieses armen Ortes lebte damals ein heiliger Knabe, dessen kurzes Leben uns die Jesuiten von Augsburg beschrieben haben. Der Knabe hieß Andreas. Er war noch nicht zwei Jahre alt, da konnte er ganz ungewöhnlich schon die christlichen Gebete mit Ausdruck und Deutlichkeit sprechen. Als er einst unter dem Dache seiner heimathlichen Hütte auf die Vorübergehenden herabschaute,

fiel er, man weiß nicht auf welche Veranlassung, auf die Straße herunter. Den Kopf schlug er an einen harten Felsen, der Leib fiel auf ein Bauholz, das in die Quere daneben lag. Die Mutter sieht das Kind fallen, und denkt nichts anderes, als es sei ganz zerschmettert. Wie sie dazu kommt, findet sie es ganz unverletzt, vollkommen frisch und gesund. Sie kann sich nichts anders denken, als der liebe Schutzengel habe seine Hand untergehalten und ihr Kind vor dem Unheil verwahrt.

Bald darauf traf den kleinen Andreas ein neues Unglück. Nächst bei dem Hause des Meßners, das hart am Leche stand, ging ein schmaler Steg in den Fluß hinein. Es war nur ein einfaches Brett und schlecht befestiget. Andreas geht auf dem Stege hin, immer weiter und weiter. Auf einmal schnellt das Brett auf, und der Knabe liegt im Lechflusse. Er wird sogleich vom Strome fortgerissen bis an die große Brücke. Hier erblickt ein größeres Mädchen etwas von seinem Gewande, dann von seinem Kopfe. Sogleich springt es ins Wasser bis an den Hals, reißt den Knaben heraus und legt ihn ans Ufer. Sie weiß nicht, ob das Kind noch lebt oder schon verschieden ist. Das Mädchen macht Lärm. Es begeben sich mehrere Leute und auch die Eltern des Andreas ans Ufer. Wie sie gegen die Stelle hingehen, wo das Mädchen den Ertrunkenen hingelegt hatte, kommt ihnen der Knabe frisch und gesund entgegen. Auch diese Rettung erkannte man als eine göttliche Fügung.

Das Kind hatte eine sein Alter weit überragende Neigung zu göttlichen Dingen. Mit ausgezeichnetem Fleiße und mit himmlischer Freude besuchte es an Sonntagen Nachmittags die Christenlehren. Das Gehörte wiederholte es die ganze Woche über vor sich selber. Kam dann der Sonntag

wieder, und fragte man es in der Kirche, so konnte es Alles mit solcher Andacht und mit solcher Deutlichkeit aussprechen, daß die Zuhörer staunen mußten und oft bis zu Thränen gerührt wurden.

Andreas blieb immer ein schwächliches Kind. Konnte er wegen Schwäche nicht in die Kirche gehen, so ließ er sich von guten Leuten in die Kirche tragen, damit ihm ja nichts vom christlichen Unterrichte auskomme. Dabei hütete er sich vor Allem, was auch nur einer Sünde ähnlich sah; denn er hatte immer einen lebhaften Abscheu vor allem Bösen. An Gehorsam übertraf er alle Kinder.

Einst war in Lechhausen Kirchweih. Das Bauernvolk, das von nahe und ferne herzu kam, ergötzte sich an einigen Musikanten, die dabei aufspielten. Eine große Rolle unter diesen Musikern spielten die Pfeifer. Dieß Pfeifen gefiel auch unserm Andreas gar wohl. Mit Erlaubniß seiner Mutter geht er zu einem Krämerstand hin und kauft sich eine Pfeife. Mit derselben spielt er nun nach Herzenslust auf und freut sich selber, daß er so gut pfeifen kann. Wie der Vater nach Hause kommt und seinen Andreas so pfeifen hört, sagt er im Scherze: „Kein Pfeifer kommt in den Himmel." Dieß Wort wirkt wie der Blitz auf Andreas. Augenblicklich wirft er seine Pfeife weg, und kein Mensch kann ihn mehr bewegen, sie je wieder zur Hand zu nehmen; denn nichts soll ihm den Himmel, nach dem all sein Verlangen geht, verschließen.

In seinen Reden war der fromme Andreas äußerst behutsam. Nie hat man ein unwahres Wort aus seinem Munde gehört. Viel weniger konnte man von ihm eine zänkische Rede oder etwas Unehrbares vernehmen. Er war und blieb die lautere Unschuld.

Für die Versagung jener kindischen Freude an dem Pfeifen wurde Andreas in außerordentlicher Weise belohnt. Als er einst im Augustmonat krank darnieder lag, vernahm er auf einmal eine himmlische Musik, und es wurde ihm so inniglich wohl, als hätte er schon Theil an der Seligkeit des Himmels. Zugleich erschien ihm Christus der Herr und seine glorwürdige Mutter, umgeben von einer großen Schaar heiliger Engel und seliger Bürger des Himmels. Auch ein andermal zeigte sich ihm die Himmelskönigin in ihrer unaussprechlichen Holdseligkeit.

Die Krankheit nahm immer mehr überhand, und der fromme Andreas erwartete mit Zuversicht die nahe Auflösung. Der Pfarrer kam zu ihm, um ihn auf den Tod vorzubereiten. Andreas bat ihn, er möchte ihm einen Pater aus dem Collegium kommen lassen, daß er ihm beichten könne. Dieß geschah. Am 30. August kam der Pater und fragte den Kranken, wo er jetzt mit seinen Gedanken und mit seinem Sinne sei. „Im Himmel,“ antwortete Andreas. Als der Pater ferner fragte: „Bist du bereit zum Sterben, und willst du mit Gott und seinen Heiligen leben ohne Ende?“ „Das ist eben mein Verlangen und meine Freude“, erwiderte der Kranke, und blickte voll Freude und Trost gen Himmel. Auf eine fernere Frage, was denn die Unschuldigen im Himmel für ein Geschäft hätten, entgegnete der Kleine: „Sie sind bei Gott, und er umfängt sie unabläßig mit seinen Liebesarmen.“ Darauf legte Andreas seine Beicht ab. Der Pater fand nichts, das Gegenstand der Lossprechung gewesen wäre. Er sah, daß er eine himmlische Unschuld vor sich hatte, und fragte das Kind noch recht zutraulich, was es denn während dieser Krankheit für einen Trost gehabt hätte. Andreas sagte in aller Unbefangenheit und Einfalt: „Am Himmelfahrtstag ist

die Mutter Gottes zu mir gekommen. Auch die heiligen Apostel Petrus und Andreas sind bei ihr gewesen, und noch andere Heilige. Die seligste Jungfrau hat mir einen gar lieblichen Kuß gegeben, die Heiligen haben recht freundlich mit mir geredet und mir die unaussprechliche Seligkeit des Himmels gezeigt. Da bin ich mit wunderbarem Troste erquickt worden."

Auf dieß hin verließ ihn der Pater. Andreas aber brannte von heiliger Begierde, den Leib unsers Herrn im heiligsten Sakramente zu empfangen. Acht Tage lang nahm er den ganzen Vormittag nichts zu sich, um sich durch diese Abtödtung auf den Empfang des heiligsten Sakramentes vorzubereiten. Der Pfarrer gab diesem engelreinen Knaben das Brod der Engel, und dieser empfing es mit innigster Andacht.

Nach einigen Tagen, als Vater und Mutter sammt den Geschwistern um das Bett versammelt waren, wendete sich Andreas zuerst an die Mutter und sprach: „Mutter, ich werde bald sterben. Gott grüße dich, Gott behüte dich! Auch ihr, liebe Brüderlein, lebet wohl!" Darauf übergab er der Mutter noch den Rosenkranz, den er in der Christenlehre zum Geschenke erhalten hatte, den Brüderlein gab er noch gute Ermahnungen und wiederholte dann nochmal: „Behüte euch Gott allesammt!"

Jetzt wurde er so schwach, daß er nicht mehr reden konnte. Allein was die Zunge nicht mehr aussprechen konnte, das deuteten seine Augen und alle seine Geberden an. Wurde ihm vorgelesen, oder wurden Gebete und Trostworte an ihn gesprochen, so erhob er seine Augen und Hände gen Himmel; er bezeichnete sich öfters mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und so oft man den heiligsten Namen Jesus aussprach, neigte er sein Haupt. Sein Angesicht erblaßte nicht, es

blieb rosenroth und glänzte wie Purpur. Man konnte dieß nicht so fast seiner Krankheit zuschreiben; man hielt es für eine wunderbare Wirkung der Gnade. Während der ganzen Krankheit hatte er viele Schmerzen ausgestanden; allein seine Geduld war so stark, daß man ihn gar nie jammern oder sich beklagen hörte. Das Knie am rechten Fuße war so aufgeschwollen, daß der Kranke den Fuß gar nicht mehr strecken konnte. Durch eine Reliquie vom heiligen Ignatius, welche der Pater zum Kranken brachte, ward diese Geschwulst wieder vertrieben.

Endlich, nachdem die Zeit seiner Prüfung durch schwere Leiden vorüber war, schied seine unschuldige Seele aus dieser Welt, um sich der Gemeinschaft der heiligen Engel ewig im Himmel zu erfreuen. Die liebliche Röthe blieb auf seinem Antlitze, nachdem seine Seele schon längst verschieden war. Bei seinem Grabe erklärte der Pfarrer die Worte der heiligen Schrift: „Der Gerechte, so er vor der Zeit vom Tode hinweggenommen worden, wird in der Erquickung sein.... Er ward entrückt, damit die Bosheit nicht umwandle seinen Sinn, oder damit nicht Täuschung befange seine Seele. Denn der Zauber der Verwerflichkeit verblendet das Edle, und der Taumel der Begierde verändert ein argloses Gemüth. Vollendet nach Kurzem, hat er ausgefüllt ein langes Zeitmaaß." Weish. 4, 7—13.

Kein Auge blieb trocken, während der Priester die Reinheit und Geduld, die Innigkeit und Andacht dieses Kindes schilderte. Nicht bloß Kinder, auch Männer konnten von ihm lernen. Für Kinder aber bleibt der selige Andreas allezeit ein Vorbild der Nachahmung. Darum wurde auch diese liebliche Lebensgeschichte desselben hier ausführlich beschrieben. Von einer besondern Verehrung, die demselben nach seinem

Tode zu Theil geworden wäre, ist uns nichts bekannt. Sein Todestag war der 16. September 1606. Auch sein Alter ist nicht genau angegeben.

(Rader. Braun.)

184. Die gottselige Maria, Gräfin von Helfenstein. † 1611.

Diese edle Frau war eine geborne Gräfin von Hohenzollern. Dann wurde sie die Gemahlin des Grafen Suikard von Helfenstein. Mit demselben lebte sie in glücklicher Ehe, und stiftete das Collegium und Noviziat der Gesellschaft Jesu in Landsberg. Ihr Gemahl war ein sehr gottesfürchtiger, frommer Mann. Durch sein Ansehen als herzoglicher Pfleger der Stadt und durch seinen musterhaften Wandel förderte er die Sache Gottes zum Heile seiner Untergebenen. Von seinem frommen Eifer und von seiner sittlichen Kraft zeugt insbesondere ein Vorfall in seinem Leben, den uns die Geschichte aufbewahrt hatte. Suikard ward einst mit mehreren Großen des Reiches bei einem festlichen Mahle versammelt. Die Gäste waren schon ziemlich vom Weine erhitzt. Damals bestand noch die Unsitte, den Pokal auf einen Zug zu leeren. Einige von den Gästen begannen wirklich, in dieser unmäßigen Weise sich zuzutrinken. Suikard und die Besonneren waren dagegen. Da erhob denn Einer seinen Pokal mit den Worten: Und wenn der T . . . . selbst im Glase wäre, so wollte ich's auf einen Zug austrinken. — Suikard entgegnete: „Da sei Gott vor!" streckte seine Hand aus und machte das Zeichen des Kreuzes über den Pokal. Und im Augenblicke zersprang derselbe, und der Wein zerfloß auf dem Tische und Boden.

Um das Jahr 1599 starb Sulkard, Graf von Helfenstein. Nach seinem Tode entsagte seine fromme Gemahlin aller Pracht der Welt, kleidete sich wie eine Dienerin und vollbrachte auch alle Arbeiten von Dienstboten. Auch in ihrem Essen beobachtete sie die größte Einfachheit. Brachte man ihr eine köstlichere Speise, so versuchte sie dieselbe nur und schickte sie dann den Kranken zu. Der Kranken nahm sie sich mit besonderer Liebe an. Sie richtete eine kleine Apotheke her und bereitete für die Armen die kostbarsten Arzneien umsonst. Zudem gab sie ihnen reichliches Almosen.

Einst faßte sie den Entschluß, all' das Ihrige wegzugeben und dann selbst als arme Wittwe von den Gaben barmherziger Leute zu leben. Ihre Gewissensräthe mißriethen ihr dieses. Sie stellten ihr vor, wie sie jetzt nicht allein Gaben austheilen, sondern selbst für die Armen arbeiten und Kranke verpflegen könne. Die Hauptsache sei, daß sie ihr Herz frei erhalte von aller Anhänglichkeit an das Gut der Erde. Die fromme Wittwe gehorchte.

Sogleich nach dem Tode ihres Mannes hatte sie die geistlichen Exercitien nach der Anleitung des heiligen Ignatius gemacht. Von da an zog sie sich alle Jahre in die Einsamkeit zurück und beschäftigte sich mehrere Tage lang einzig mit Betrachtung und Gebet. Täglich erforschte sie zweimal ihr Gewissen, und täglich brachte sie eine ganze Stunde mit Betrachtung der ewigen Wahrheiten zu Beim Essen ließ sie sich immer aus geistlichen Büchern vorlesen. Jeden Freitag fastete sie bis am Abend. Die Stunden des Vormittags brachte sie durchgehends in den Kirchen zu. Nachmittags verrichtete sie Handarbeiten für arme Leute, oder sie diente den Kranken. Auch die häuslichen Gebete verrichtete sie, obwohl schon sehr schwach und vielfach leidend, immer auf

den Knien. Jeden geringsten Fehler bereute sie von Herzen und klagte sich desselben unter Thränen in der Beicht an. Nach jedem Jahre hielt sie Abrechnung über ihr ganzes inneres und äußeres Leben während desselben und legte darüber eine Beicht ab.

Fünf Jahre vor ihrem seligen Ende schrieb sie ihre letzte Willenserklärung auf. In derselben verfügte sie über Alles, was sie noch besaß, in einer so klugen und frommen Weise, daß man ihre Einsicht bewundern mußte. Jetzt sah sie Alles als etwas Geliehenes an, dessen sie sich nur aus Barmherzigkeit bedienen durfte. In diesem ihrem Testamente verordnete sie auch, daß bei ihrem Hinscheiden keine Weltleute, sondern nur Geistliche sein, und daß diese für ihre Seele beten sollten.

Jeden Tag beschloß sie so, als wenn es der letzte wäre. Immer legte sie sich zur Ruhe, als wenn sie nicht mehr aufstehen würde. Diese letzte Nacht, von der sie nicht mehr aufstehen konnte, kam für ihre Umgebung ganz unerwartet. Die edle Dienerin Gottes hatte in der Frühe noch die heilige Kommunion in ihrer eigenen Wohnung empfangen. Während des Tages schien sie ganz wohl zu sein. Als sie aber in der Nacht erwachte, fühlte sie sich auf einmal unendlich schwach. All' ihre Kräfte waren entschwunden, und die Stunde des Scheidens war gekommen. Ein Jesuiten-Pater wurde gerufen. Die edle Frau fiel in die letzten Züge und gab unter dem Gebete des Priesters ihren Geist auf. Ihr Leichnam wurde in der Jesuitenkirche neben dem ihres seligen Gemahls zur Erde bestattet. Die ganze Stadt trauerte über den Verlust dieser großen Wohlthäterin der Armen. Ihr Andenken hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten. Der Tag ihres Hinscheidens ist nicht angegeben.

(Rader.)

185. Der ehrwürdige P. Remigius von Bozolo, Kapuziner in München.

(Den 4. April.) † 1627.

Dieser fromme Pater und ausgezeichnete Prediger war im Gebiete von Mantua, in Italien, um das Jahr 1559 geboren, brachte aber die meiste Zeit seines Lebens in Bayern zu. In einem Alter von siebzehn Jahren trat er in seinem Vaterlande als unschuldiger, frommer Jüngling in den Orden. Bald nach der Berufung der Kapuziner nach Bayern, welche bekanntlich durch Maximilian I. im Herbste 1600 geschah, kam Pater Remigius nach München.

Der edle Jüngling hatte sich schon vor seinem Eintritt in den Orden die strengste Lebensweise angewöhnt. Drei Tage in der Woche fastete er bei Wasser und Brod. Im Orden setzte er diese Lebensweise fort. Nur an den hohen Festtagen genoß er ein wenig Fleisch. An andern Tagen aß er fast nur Gemüse. War im Orden ein Tag, an dem man nur Fastenspeisen essen durfte, so fastete er bis auf den Abend, wo er etliche gekochte Bohnen aß. Weil er öfters kränkelte, baten ihn die Mitbrüder gar oft, er möchte doch gegen seinen Leib nicht gar so strenge verfahren. Allein nichts konnte ihn von seiner Strenge abbringen. Mit aller Geduld ertrug er 46 Jahre lang die Beschwerden eines fast immerwährenden Katarrhes, in Folge dessen er oft ganze Nächte nicht schlafen konnte.

Dieser fromme Mann empfand gar oft den größten Ueberdruß an geistlichen Uebungen. Da war er denn innerlich ganz trocken. Nur mit der größten Mühe und ohne allen innern Trost konnte er seine Gebete, Betrachtungen und geistlichen Lesungen verrichten. Dessenungeachtet unterließ er sie

nie. Tag und Nacht erschien er beim Chorgebete und bei der Betrachtung. Diese Trockenheit des Geistes nahm er als eine Züchtigung vom Herrn an, und darum demüthigte er sich um so mehr unter die mächtige Hand Gottes. Durch diese Demuth und durch seine ausharrende Geduld überwand er alle Versuchungen und erlangte er einen herrlichen Sieg.

Seine strenge Lebensweise suchte er nach Möglichkeit zu verbergen. Im Aeußern war er immer ganz heiter. Sein Angesicht offenbarte die Freundlichkeit und Güte seines wohlwollenden Herzens. Wo er Jemanden einen Dienst oder Gefallen erweisen konnte, that er es mit Freuden. Darum genoß er auch die Liebe und Achtung aller Menschen, die ihn kannten. Sein Aeußeres glich mehr einer wandelnden Leiche, und dennoch war er unabläßig thätig. Längere Zeit hatte er das Amt eines Lectors, dann das eines Guardians und eines Definitors verwaltet. Ganz besondere Verehrung hatte er zu seinem Ordensstifter, dem heiligen Franziskus. Auf seine Verwendung wurde das Fest der Wundmale dieses Heiligen auch in Deutschland durch eigene Tagzeiten und Messe gefeiert. Auch schrieb er ein Büchlein zu Ehren dieser Wundmale, zuerst in italienischer Sprache, dann übersetzte er es selber in's Lateinische und in's Deutsche. Dasselbe erschien in München 1622.

Seinen Tod sah und sagte er lange voraus. Dem Provinzial und dem Herzoge Maximilian, der ihn besonders hoch verehrte, sagte er voraus, daß er bald sterben werde. Am Feste Mariä Verkündigung kam er des Nachts noch zur Mette, und in der Früh las er die heilige Messe. Nach derselben sprach er zum Guardian: „Dieß war meine letzte heilige Messe.“ — Und so war es wirklich. Von diesem Tage an kam er nicht mehr aus seiner Zelle. Die Kräfte schwanden

immer mehr, und er konnte sich nicht mehr erholen. So elend er auch war, so betete er doch noch alle Tage mit größter Mühe die kanonischen Tagzeiten, bis es ihm endlich der Obere verbot. Bald bat er um die Spendung der Sterb-Sakramente. Vor dem Empfange derselben warf er sich mit einem Stricke um den Hals allen anwesenden Mitbrüdern zu Füßen und bat sie um Verzeihung. Dann empfing er die heiligen Sakramente mit der innigsten Andacht.

Während der Charwoche wurde er von dem Herzoge und seiner Gemahlin in seiner Zelle besucht. Beim Abschiede baten ihn diese fürstlichen Häupter um seinen Segen. Der demüthige Pater wollte sich Anfangs dazu nicht verstehen. Erst auf das Zureden der anwesenden Mitbrüder ertheilte er ihnen seinen priesterlichen Segen. Am heiligen Ostertage, den 4. April 1627, vollendete er sein leidenvolles Leben. Nebst den Leiden, die ihm sein kranker Leib verursachte, hat er noch viele schmerzliche Bußübungen vorgenommen. So fand man nach seinem Tode um seine Lenden einen Bußgürtel.

Zu seiner Leiche war ein unglaublicher Zulauf. Man berührte seinen Leichnam mit Rosenkränzen und andern Gegenständen der Andacht und trug sie zum Andenken an den seligen Pater. Man schätzte sich glücklich, ein Stückchen von seinem Habit oder eine Blume, die zur Verzierung der Leiche angebracht war, zu erhalten. Sein Leichnam wurde in München begraben.

(Pöckl, die Kapuziner in Bayern.)

186. Die gottselige Magdalena, Pfalzgräfin von Neuburg.

(Den 15. Oktober.) † 1628.

Unter den vielen Kindern Wilhelms V. und seiner gottseligen Gemahlin Renata hat sich ganz besonders Magdalena durch Frömmigkeit ausgezeichnet. Sie wurde am 4. Juli 1587 geboren und mit ihren andern Geschwistern in der Furcht des Herrn erzogen. Neben der lateinischen Sprache, welche damals von allen Prinzessinen des bayerischen Hauses mit aller Fertigkeit gesprochen wurde, lernte Magdalena auch die italienische, die spanische und die französische Sprache. Nebstdem lernte sie aber auch gründliche Verachtung der Welt und all' ihrer Eitelkeit. Hätte sie der Neigung ihres Herzens folgen dürfen, so wäre sie in eine Zufluchtstätte eifriger Dienerinen des Herrn eingetreten, wo sie ganz allein ihrem Herrn und Heilande hätte leben können. Allein es war ihr eine andere Lebensaufgabe von der ewigen Vorsehung zugetheilt. Sie ward in der Hand der göttlichen Weisheit das Mittel, wodurch ein Sprößling des bayerischen Regentenhauses wieder der Religion seiner Väter, der katholischen Kirche, zugeführt wurde.

Der erstgeborene Sohn des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Pfalzneuburg, Wolfgang Wilhelm, warb um die Hand der Prinzessin Magdalena. Derselbe bekannte sich zwar zur lutherischen Konfession, allein er hatte große Neigung zum Katholizismus, und es war gegründete Hoffnung vorhanden, daß eine fromme Gemahlin auf ihn einen guten Einfluß ausüben würde. Wolfgang Wilhelm verehelichte sich mit Magdalena. Anfangs November 1612 wurde die Hochzeit in aller Pracht zu München gefeiert. Darauf begab er sich

mit seiner Gemahlin in die Residenz seiner Herrschaft nach Neuburg. Sämmtliche Unterthanen hatten unter der Herrschaft seines Vaters das lutherische Bekenntniß angenommen. Es galt damals der Grundsatz: „Die Religion des Fürsten muß auch die Religion des Volkes sein.“ Wolfgang Wilhelm hatte indessen gesehen, wie der Churfürst von Brandenburg und selbst mehrere seiner Verwandten von dem lutherischen Bekenntnisse abgefallen nnd zum Calvinismus übergetreten waren. Er gewann immer mehr Einsicht in die katholische Lehre und immer mehr Liebe zu dem Glauben, den seine Eltern und Großeltern verlassen hatten. Endlich entschloß er sich, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren. Zu Düsseldorf legte er öffentlich das katholische Glaubensbekenntniß ab. Er war vorzüglich durch Lesung des größern Katechismus vom ehrwürdigen Petrus Canisius von der Wahrheit des katholischen Glaubens überzeugt worden. In der Folge sagte er öfters, wer dieß Buch nur ein einziges Mal gelesen habe, könne nicht mehr der Irrlehre anhängen.

Seine fromme Gemahlin hatte an der Rückkehr des edlen Herzogs zur katholischen Kirche großen Antheil. In innigster Hingabe ihrem heiligen Glauben getreu, hatte sie schon vor ihrer Vermählung mit dem Pfalzgrafen das Bekenntniß des katholischen Glaubens mit eigener Hand geschrieben und gleichsam einen Bund ihres Herzens mit Christo und seiner Kirche geschlossen. Die Urkunde dieses Bundes trug sie fortwährend bei sich. Sie verlangte auch, daß dieselbe einst mit ihrem Leibe in's Grab gelegt werde. Jetzt lag ihr Alles daran, daß auch die Unterthanen ihres Gemahles wieder zur katholischen Kirche zurückgeführt würden. Sie konnte zu diesem Zwecke nichts thun, als ihre unabläßigen Gebete um Bekehrung der Verirrten zum Himmel emporsenden.

Ihr Hauptgeschäft war die Sorge für ihre eigene Heiligung. Zu diesem Zwecke oblag sie täglich der Betrachtung ewiger Wahrheiten. Täglich erforschte sie ihr Gewissen, um alle ihre, auch noch so verborgenen Fehler kennen zu lernen. Für jeden erkannten Fehler unterwarf sie sich der strengsten Buße, so daß der Beichtvater ihren großen Bußeifer vielmehr mäßigen, als anspornen mußte. An jedem Sonntage und zu allen festlichen Zeiten des Kirchenjahres empfing sie die heiligen Sakramente der Buße und des Altars. Alle Wochen wallfahrte sie in das nahe gelegene Joßhofen, um den daselbst aufbewahrten Kreuzpartikel zu verehren, und das Leiden ihres Herrn und Heilandes zu betrachten. Diesen Weg machte sie immer zu Fuß und gar oft in Schuhen, die ohne Sohlen waren. Die innigste Verehrung hatte sie gegen die seligste Jungfrau. Die ihr gewidmeten Kirchen besuchte sie gar oft und bedachte sie mit den reichlichsten Stiftungen. Häufig unternahm sie Wallfahrten an Gnadenorte, die der Mutter Gottes geweiht sind. So kam sie öfters nach Lechfeld, nach Altötting, und legte jedesmal große Opfer auf den Altar dieser Kirchen. Insbesondere waren es von ihrer eigenen Hand gefertigte Paramente, was sie diesen Kirchen zum Opfer brachte.

Weil sie stets bemüht war, vollkommene Resignation in den göttlichen Willen zu bewahren, so konnten die verschiedenen Leiden und Widerwärtigkeiten, die über sie kamen, die Ruhe ihres Herzens nie stören. Diesen frommen Sinn offenbarte sie insbesondere durch ihre Sorgfalt für die Untergebenen. Sie wußte, daß sie eine schwere Verantwortung wegen derselben erwarte. Darum duldete sie nie ein Unrecht, das sie abstellen konnte. Von den Fehlern anderer Menschen durfte man in ihrer Gegenwart nicht reden. Alles Ehrab-

schneiden wollte sie von ihrem Hofe verbannt wissen. — Immer war sie geneigt zum Verzeihen, wo Jemand seine Schuld reumüthig bekannte und Besserung gelobte. Gegen alle Nothleidende, Presthafte und Kranke war sie voll Barmherzigkeit. Sie sendete ihnen Almosen und ließ sie in ihrem Elende trösten. Oft begab sie sich selbst in die Hütten der Armen, um Kranke zu besuchen, ihnen Unterstützung zu bringen und mit Worten des Trostes sie aufzurichten.

Das fromme Beispiel dieser gottseligen Fürstin gewann viele von den Verirrten der Kirche wieder. An ihr sahen sie die unverkennbaren Früchte des wahren Glaubens. Sie hatte selbst unter den Protestanten großes Ansehen. Ein protestantischer Adelicher sagte einst: „Diese gottselige Fürstin könnte die Anrufung der Heiligen, wie sie bei den Katholiken gebräuchlich ist, gar wohl rechtfertigen. Zu ihr, die so voll Barmherzigkeit ist, könnte ich meine Zuflucht nehmen, und ich bin gewiß, daß sie mir keine Bitte versagen würde.“

Mit ihrem Ehegemahl lebte sie fortwährend in Frieden und Eintracht. Wilhelm Wolfgang bedauerte nur Eines, daß er ihr auf dem Wege der Tugend und Gottseligkeit nicht nachkommen konnte. Er erkannte ihre ausgezeichneten natürlichen Gaben und bewunderte ihre ausgezeichneten Tugenden. Darum ging ihm der frühe Verlust dieser gottseligen Gattin sehr zu Herzen.

Magdalena sah ihrem frühzeitigen Tode mit vollkommener Ergebung in den göttlichen Willen entgegen. Täglich war es schon seit vielen Jahren ihre Hauptangelegenheit gewesen, sich auf das Sterben recht vorzubereiten. Als die Zeit der Auflösung näher rückte, legte sie sich ganz in die Arme der ewigen Liebe, in der festen Zuversicht, daß die ewige Weisheit auch ihren frühzeitigen Tod ihr zum Heile wenden werde.

Als ihr Sohn, der nachmalige Churfürst, Philipp Wilhelm, sich ihrem Sterbebette näherte, redete sie mit aller Ruhe von ihrem nahen Hinscheiden, gab ihm mehrere liebevolle Ermahnungen, und bat ihn noch besonders, er möchte ja doch nicht mit einer protestantischen Prinzessin eine Ehe eingehen, sondern selbst mit seinem ganzen Hause dem katholischen Glauben treu bleiben, die Unterthanen in diesem Glauben sorgfältig unterrichten lassen und dadurch die wahre Erkenntniß Gottes fördern.

Die gottselige Fürstin wurde bei guter Zeit mit den heiligen Sakramenten versehen, war in den letzten Tagen unaufhörlich in das Gebet vertieft und verschied unter Aussprechung der heiligsten Namen Jesus und Maria sanft und selig am 15. Oktober 1628. Ihr Leichnam wurde in der Fürstengruft, die zum Begräbnisse der Familienglieder in der Jesuitenkirche gebaut worden war, feierlich beerdigt. Ihr Andenken blieb und bleibt den Einwohnern von Neuburg und dem gesammten Bayerlande ein Segen.

(Raßler.)

187. Die gottselige Maximiliana von Wartenberg, Oberin in München.

(14. Jäner.) † 1638.

Ferdinand, der Bruder Wilhelms V., verehelichte sich mit Maria Pettenbeck und gründete mit ihr das Geschlecht der Grafen von Wartenberg. Zu den ersten Sprößlingen dieses Geschlechtes gehört Marimiliana, geboren am 1. Oktober des Jahres 1589. Ihr Bruder Franz Wilhelm wurde Bischof von Regensburg und Cardinal. Sie, die Tochter des Herzogs, erwählte das Leben größter Armuth und vollkommenster

Entsagung. Der Herr hatte sie mit ausgezeichneten Talenten begabt. In drei Jahren wurde sie der lateinischen Sprache so vollkommen mächtig, daß sie in derselben ihre Briefe schreiben und auch sprechen konnte. Sie brachte die Jahre ihrer ersten Jugend am herzoglichen Hofe zu. Einst saß sie, etwa acht Jahre alt, in ihrem Zimmer an einem mit rothem Sammet bedeckten Tische, und las das Leben der heiligen Katharina von Siena. Da vernahm sie, wie diese wundervolle Heilige schon in ihrem zarten Alter sich mit ihrem himmlischen Bräutigame verlobt hatte. Dieß machte einen mächtigen Eindruck auf sie. Auch sie entschloß sich, das Leben am Hofe zu verlassen und in einem Kloster als eine Braut Christi zu leben. Zur fortwährenden Erinnerung an diesen ihren Entschluß schnitt sie ein Stückchen von dem Sammet weg, womit der Tisch bedeckt war, und heftete es an ihr Gewand. Selbst in ihren spätern Jahren gestand sie öfters mit großer Heiterkeit, wie dieß rothe Fleckchen ihr eine beständige Aufforderung, ins Kloster zu gehen, gewesen sei.

Zwei Jahre lang, bis in ihr zehntes Jahr, trug die fromme Prinzessin diesen Entschluß in sich. Die Neigung zum klösterlichen Leben nahm immer zu. Die Welt mit all ihren Eitelkeiten wurde ihr immer mehr zuwider. Am 21. Juni 1599 trat sie mit ihrer Schwester Magdalena in das Riedlersche Kloster in München ein. Sechs Jahre brachte sie in demselben als Candidatin in weltlichen Kleidern zu. Ohne durch Gelübde gebunden zu sein, hielt sie alle Satzungen des Ordens mit strengster Gewissenhaftigkeit. Am 23. Oktober 1605 empfingen beide Schwestern das geistliche Ordensgewand aus der Hand des Hochwürdigen Herrn Generalkommissärs des Ordens P. Jakob Farini, eines Niederländers. Bei dieser feierlichen Einkleidung war der ganze bayerische Hof gegen-

wärtig, nämlich Herzog Ferdinand ihr Vater, Herzog Wilhelm V., dessen Bruder und ihr Oheim, sammt dessen Söhnen, dem regierenden Herzog Maximilian und dessen Bruder Albert, dann die Herzogin Elisabeth und die nachmalige Pfalzgräfin Magdalena.

Die Schwester der Maximiliana war ein Jahr jünger als sie. Beide hatten denselben Eifer, auf dem Wege christlicher Vollkommenheit fortzuschreiten. Beide wollten miteinander die feierliche Profeß ablegen. Dieß konnte aber den kirchlichen Satzungen zufolge erst geschehen, nachdem Magdalena, die jüngere, das 16. Jahr vollendet hatte. Maximiliana harrte nun im Noviziat aus, bis diese Zeit gekommen war. Am 21. Jäner 1607 legten dann beide mit einander die ewigen Gelübde ab, fest entschlossen, ihrem himmlischen Bräutigam ewige Treue zu bewahren.

Das Verlangen beider Schwestern, ganz ihrem Herrn und Heiland zu leben, war so groß, daß ihnen Alles, was sie darin hindern konnte, recht lästig fiel. An solchen lästigen Verhältnissen war damals im Riedlerschen Kloster kein Mangel. In demselben war nämlich keine Clausur eingeführt. Die Nonnen mußten in die Franziskanerkirche zum Gottesdienste gehen. Zudem kamen viele Besuche aus der Stadt, welche die nothwendige Ruhe und Stille im Kloster störten. Dieß bewog die jüngere Schwester, dieses Haus zu verlassen und in das Kloster am Anger einzutreten, wo strenge Clausur gehalten wurde. Am 13. Juni 1616 trat Magdalena wirklich in das Kloster am Anger. Sie gewann dieses Leben vollkommener Zurückgezogenheit außerordentlich lieb, übte alle klösterlichen Tugenden in ausgezeichneter Weise, machte auf dem Wege christlicher Vollkommenheit die bewunderungswürdigsten Fortschritte und vollendete ihre zeitliche Laufbahn

schon nach vier Jahren. Am 8 November 1620 übergab sie ihre unschuldige, mit allen Tugenden gezierte Seele ihrem himmlischen Bräutigam, für den sie allein gelebt hatte.

Indessen harrte Maria Maximiliana in ihrem Kloster aus. Sie hatte dasselbe Verlangen nach einer strengen klösterlichen Ordnung; alle Zerstreuungen waren ihr eben so zuwider, wie ihrer Schwester; allein sie scheint vom Anfang an mit dem Plane umgegangen zu sein, ihrem Kloster einst dieselbe ersehnte Verfassung zu geben, welche das Kloster am Anger schon lange hatte. Sie wurde wirklich in der Hand des Herrn das Werkzeug, durch welches nicht bloß im Riedlerschen, sondern auch im Bittrichschen Kloster eine strengere Ordnung und insbesondere eine vollkommene klöster-Armuth, wie die Gelübde sie erforderten, eingeführt wurde. Sie hatte und gab keine Ruhe, bis diese Verbesserung durch ihre Ordensobern durchgesetzt wurde. Dazu verhalf ihr vorzüglich ihr herzoglicher Vetter Maximilian, der überall das Gute förderte, und dem alle Halbheit ein Greuel war. Schon im Jahre 1621 wurde im Riedlerschen Kloster strenge Clausur eingeführt. Dieß war vielen von den ältern Frauen nicht recht. Sie waren an den Verkehr mit den Stadtleuten gewöhnt und in das wahre Klosterleben zu wenig eingeübt. Darum sahen sie für großen Nachtheil und für schwere Last an, was alle treuen Dienerinnen des Herrn als den größten Gewinn und als wahre Erleichterung erkannten. Da brachen denn über Maximiliana, die man als Urheberin all dieser Neuerungen ansah, manche Stürme herein. Sie aber ertrug dieß Alles mit Geduld und Freude, und es war ihr ein Trost, um ihres Herrn und Heilandes willen etwas leiden zu können.

Doch allmählich fanden sich die meisten Nonnen in die

neue Ordnung. Sie sahen, welch eine unaussprechliche Wohlthat es für sie war, von aller Welt abgeschlossen ganz allein ihren geistlichen Uebungen zu leben und ihr letztes Ziel unverrückt im Auge zu behalten. Schon zwei Jahre darauf, am 4 Dezember 1623, wurde Maximiliana zur Novizenmeisterin erwählt. Als solche hatte sie die eintretenden Nonnen im geistlichen Leben zu unterrichten und ihnen den Weg der christlichen Vollkommenheit zu zeigen. Sie ging in Allem selber voran. An ihr hatten die Novizinen das vortrefflichste Vorbild. Ihr Hauptstreben ging dahin, den Schülerinnen eine gründliche Verachtung der Welt, innige Liebe zum Gebete und zur Betrachtung und strenge Wachsamkeit über sich selbst beizubringen. Damit erwachte in ihnen auch die Alles überwindende nnd Alles tragende Liebe zum himmlischen Bräutigam, die im Herzen der Meisterin brannte, jedes ihrer Worte beseelte und alle ihre Schritte leitete.

Etwas über zwei Jahre versah Maximiliana das Amt einer Novizenmeisterin zum ewigen Heile der Untergebenen. Das Kloster begann wirklich herrlich zu blühen und versprach köstliche Früchte. Nun wurde der ausgezeichneten Lehrmeisterin das Amt der Oberin übertragen. Dieß geschah am 16. Jäner 1626. In dieser Stellung hatte sie, wie wir noch sehen werden, viele Trübsale und große Widerwärtigkeiten zu erdulden. Sie nahm die Bürde im Vertrauen auf den Beistand des Herrn auf sich und war unabläßig bemüht, ihre Pflichten mit aller Genauigkeit zu erfüllen. Vor Allem lag ihr die Sorge für die kranken Schwestern am Herzen. Diesen mußte eine bessere Pflege als bisher zu Theil werden. Darum wurde ein neues Krankenzimmer hergerichtet und die Sache so geordnet, daß die Kranken von demselben aus der heiligen Messe beiwohnen konnten. Auch

für bessere Krankenkost wurde gesorgt. — Dann waren bisher weltliche Mägde zum Dienste der Frauen im Kloster angestellt gewesen. An ihnen hatte man auch nach Herstellung der Clausur noch immer ein Stück von der Welt im Kloster behalten. Diesen Mißstand stellte die weise Oberin dadurch ab, daß sie Ordensschwestern, welche die feierlichen Gelübde abgelegt hatten, für alle die Dienste verwendete, welche bisher die weltlichen Mägde verrichtet hatten.

Ihr Rathgeber bei all diesen Verbesserungen war der ehrwürdige Barfüßer-Karmelit Dominikus a Jesu, der im Jahre 1620 auf Verlangen Maximilianas nach Bayern gekommen war. Seiner Leitung vertraute sich die demüthige Oberin ganz an. Durch ihn wurde sie selbst noch tiefer in den Geist des wahren Ordenslebens eingeführt. Sie nahm selber auffallend zu an Strenge gegen sich und an inniger Liebe zu dem Bräutigam ihrer Seele. Dabei war sie jetzt noch weit freudiger und froher als je zuvor, und selbst ihr Anblick war eine Aufmunterung zur Liebe des Herrn und zur treuen Nachfolge des leidenden Erlösers. Alle Widersprüche und Verfolgungen konnte sie jetzt mit innerer Freude des Herzens hinnehmen und ertragen. Wo Jemand ihr etwas zuwider that, war sie bemüht ihm dafür eine Wohlthat zu erweisen. Hatte sie in der Uebereilung ein Wort gesprochen, von dem sie befürchtete, es könnte dadurch Jemand beleidiget worden sein, so bat sie augenblicklich, oft unter Thränen, um Verzeihung. Die Ansicht derjenigen, welche meinten, eine Oberin dürfe sich nicht so weit herablassen und demüthigen, daß sie selbst die Untergebenen um Verzeihung bitte, verachtete sie als großartige Thorheit.

Ihrer Bemühung gelang es, in dem Kloster vollkommene Armuth einzuführen, so daß keine der Nonnen mehr etwas

für ihr Eigenthum ansah. Vorher hatten Manche noch besonderes Einkommen gehabt oder Zinsen bezogen, worüber sie frei schalten und walten konnten. Diesen Unfug, der im offenbaren Widerspruche mit dem Gelübde der Armuth steht, stellte sie ganz ab. Von jetzt an gehörte Alles, was die Einzelnen zu beziehen berechtigt waren, dem Kloster, und keine Einzige durfte über irgend etwas ohne Erlaubniß der Oberin verfügen. Damit war das Kloster vollständig reformirt, und die neue Ordnung begann mit dem 1. März 1632.

Allein in dieser neuen Ordnung war der gottseligen Oberin nicht lange zu leben gegönnt. Die Schrecken des 30jährigen Krieges verbreiteten sich allmählich auch über Bayern. Schon zwei Jahre früher war der Schweden-König Gustav Adolf nach Deutschland gekommen, um das römisch-deutsche Reich zu zertrümmern und der katholischen Kirche in Deutschland ein Ende zu machen. In seinem Namen erschien der Pfalzgraf Christian I. im Oktober 1632 in Bayern, und sengte und mordete überall, wo er hinkam. Alles Land zwischen dem Lech und der Isar ward mit unmenschlicher Grausamkeit verwüstet. Schon naheten sich die feindlichen Heere der Hauptstadt. Jetzt ergriff die fromme Oberin mit ihren Schwestern die Flucht. Sie hatten kaum Zeit, auch nur das Nothwendigste für etliche Wochen mitzunehmen. In der Hoffnnng, die Gebirge Tyrols und die biedern, glaubenstreuen Bewohner dieses Landes würden ihnen Schutz gewähren, zogen sie am Inn hinauf bis nach Hall. Daselbst war ein königliches Stift für Klosterfrauen. Die Oberin dieses Stiftes nahm die Flüchtlinge voll Liebe auf und wies ihnen das nahegelegene Schloß Thurnfeld zur Wohnung an. Nun waren die Dienerinen Gottes geschützt gegen den äußern Feind, allein ganz bloßgestellt der innern Noth. Bald war Alles ausgegeben, was

man in der größten Eile mitgenommen hatte, und es stand die bitterste Noth in nächster Aussicht.

Als schon Manchen aus der kleinen Schaar der beunruhigende Gedanke kam: „Was werden wir essen?" war die gottvertrauende im Leiden geübte Oberin voll Trost und himmlischer Zuversicht. Sie forderte die Schwestern auf zum herzlichsten Danke für die glückliche Rettung aus der größten Gefahr, und ermunterte sie zur Geduld und zum Ausharren in der Trübsal. Sie selbst dankte dem Herrn, daß er sie gewürdiget hatte, um seines Namens willen etwas leiden, und mit ihrem Heilande ganz arm leben zu können. Alle waren durch die heldenmüthige Vorsteherin getröstet und freuten sich, mit ihr zu hungern und zu entbehren. Diese willige und freudige Entsagung gefiel dem Herrn so wohl, daß er die Sorge für seine treuen Dienerinen selbst übernahm und ihnen das Nothwendige in wunderbarer Weise zusendete.

Ganz unerwartet erschien vor der Pforte des Schlosses eine edle Jungfrau in Begleitung einer Magd. Beide trugen Körbe mit Brod, Fleisch und andern Lebensmitteln am Arme, und übergaben Alles der Portnerin. Auf die Fragen, wer sie seien und wer sie gesendet habe, gaben sie ausweichende Antworten. Im Augenblicke waren sie wieder verschwunden, und kein Mensch konnte erfahren, wer sie gewesen, und wo sie hingekommen. — Weil sich die frommen Töchter des heil. Franziskus die äußerste Entbehrung zum Gesetze gemacht hatten, so war jetzt wieder auf lange Zeit Fürsorge getroffen. Die gottselige Oberin sorgte nun dafür, daß ihnen auch die geistige Nahrung nicht abging. Sie hielt mit ihren Schwestern das Chorgebet im Schlosse gerade so, wie sie es im Kloster gehalten hatten. Auch für die Betrachtung und Gewissenserforschung wurde die bestimmte Zeit festgesetzt. Dieses

fromme Leben und insbesondere der nächtliche Chorgesang der eifrigen Klosterfrauen war der ganzen Umgegend zur Erbauung. Vor Allem staunte man über die Demuth und Entsagung der herzoglichen Oberin, die weder in Nahrung noch im Gewand von der letzten Schwester sich unterschied, sondern nur durch größern Eifer in Uebung aller Tugenden sich vor den Andern auszeichnete. Deßhalb wetteiferten auch die Einwohner Hall's und Innsbrucks in Erweisung von Wohlthaten an diese um des Glaubens willen verfolgten Jungfrauen. Der Erzherzog Leopold von Oesterreich kam öfters von Innsbruck in das Schloß Thurnfeld, um die ihm leiblich verwandte Oberin zu besuchen. Auch er sendete ihr reichliche Unterstützung.

Im Riedler'schen Kloster zu München waren einige Schwestern zurückgeblieben. Diese hatten Vieles zu leiden und zugleich auch Gelegenheit, Barmherzigkeit zu üben. Die Klosterfrauen von Altomünster und Kühbach hatten sich vor dem wüthenden Feinde nach München geflüchtet, und waren in das großentheils verlassene Riedler'sche Kloster aufgenommen worden. Hier wurden sie, so gut es eben ging, zwei Jahre lang freundlich verpflegt. Unter den zurückgebliebenen Schwestern war eine alte, achtzigjährige Klosterfrau, Namens Sara. Dieser hatte die Oberin bei ihrem Fortgehen gesagt, „sie sollte ihre Rückkehr getrost erwarten, ehevor dürfe sie nicht sterben. Unter den Augen ihrer Oberin werde sie ihren Geist aufgeben." Diese Sara war nun mehrmal zum Sterben krank, und öfters glaubte man, ihre letzte Stunde sei gekommen. Allein jedesmal erholte sie sich wieder, und erst nach der Rückkehr ihrer ehrwürdigen Oberin nach zwei Jahren verschied sie selig im Herrn, nachdem sie von der gottseligen Maximiliana noch den mütterlichen Segen empfangen hatte.

Neben der lästigen Sorge für das ganze Kloster hatte die gottselige Oberin auch von ihrem schwächlichen Leibe Vieles auszustehen. Von Jugend auf litt sie die verschiedenartigsten Schmerzen, und oft war sie so elend, daß sie glaubte, nicht aufstehen zu können. Allein immer erhob sie sich im Namen Jesu, und immer besorgte sie wieder ihre Geschäfte, als wenn sie der besten Gesundheit sich erfreute. Sie war die Erste im Chore und die Emsigste, wo Handarbeiten zu verrichten waren. Voll Mitleiden mit jeder leidenden Mitschwester suchte sie Allen in ihren Nöthen beizustehen und Hilfe zu schaffen. Dabei aber hielt sie strenge auf klösterliche Zucht und auf pünktliche Befolgung der heiligen Regel.

Die strenge Handhabung der Ordnung verursachte der gewissenhaften Oberin viele Schmähungen und Verfolgungen. In der so zahlreichen Klostergemeinde gab es immer einzelne Unzufriedene. Diese murrten gegen ihre Anordnungen und wiegelten auch Andere zum Ungehorsam auf. Das widerspenstige Wesen offenbarte sich ganz besonders nach der Rückkehr der ehrwürdigen Oberin aus Tyrol. Die zurückgebliebenen Schwestern hatten sich während ihrer Abwesenheit an ein freieres Leben gewöhnt, das in der Ungunst der Zeit und in dem Zusammenwohnen mit Nonnen aus andern Klöstern seine Entschuldigung fand. Jetzt sollte Alles wieder in das frühere, rechte Geleise zurückgebracht werden. Maximiliana war in diesem Stücke unerbittlich. Sie hatte gesehen, welchen Segen die strenge Ordnung über ihre Gemeinde gebracht hatte; sie hatte dieselbe Ordnung mit ihren getreuen Schwestern selbst auf der Flucht eingehalten und kannte in dieser Beziehung kein Nachgeben. Indessen wurde die Zahl der Unzufriedenen immer größer, und als der Visitator des Ordens vom heiligen Franziskus nach München kam, wurde er so

mit Klagen über die Oberin bestürmt, daß er sich gar nicht mehr auskannte. Der größte Fehler, den er beging, war dieser, daß er die verklagte Oberin gar nicht mehr anhörte. Ohne sie über die gemachten Vorwürfe zur Verantwortung zu ziehen, fuhr er sie mit rauhen Worten an, nannte sie eine Zerstörerin der geistlichen Gemeinde und entsetzte sie ihres Amtes, im Jahre 1634.

Maximiliana ertrug Alles stillschweigend. Sie stellte Alles dem Herrn anheim und sprach mit Jonas: „Wenn ich Ursache dieses Sturmes bin, so werfet mich ins Meer." Dann begab sie sich zu dem Bräutigam ihrer Seele, warf sich vor seinem heiligsten Sakramente nieder und übergab ihm allen Kummer ihres Herzens. Dieß Alles war nicht im Stande, ihre innere Ruhe zu stören und ihr die Freundlichkeit und Freudigkeit im Aeußern zu rauben. Wie sie die Gebrechlichkeit und die vielen Schmerzen ihres Leibes mit vollkommenster Geduld und heitern Antlitzes ertragen hatte, so nahm sie jetzt auch die Bitterkeit, die ihr von den eigenen, geistlichen Töchtern gereicht wurde, mit voller Resignation und Ruhe hin.

Zu dieser Prüfung kam bald noch eine andere, unmittelbar von Gott gesendete. Es sollte sich an ihr vollkommen erwahren, was der Apostel sagt: „Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er." Bald nach dieser Absetzung wurde Maximiliana stockblind. Auch dieses konnte ihre Gemüthsruhe nicht stören und keinen Augenblick sie zur Ungeduld reizen. Alles Verlangen ihres Herzens ging nur dahin, ihrem Heilande auf dem Wege der Leiden und des Kreuzes nachzufolgen. Sie wünschte immer noch mehr zu leiden, und als im folgenden Jahre am Feste der heiligen Agnes der Tag ihrer feierlichen Profeß wiederkehrte, betete sie mit aller In-

brunst des Herzens zu ihrem himmlischen Bräutigam, er möchte ihr ein noch schwereres Leiden senden, damit sie vollkommene Gleichförmigkeit mit ihm erlange. Bald darauf fing sie an, an einem gar bösartigen und schmerzlichen Geschwüre zu leiden. Dieses Leiden blieb ihr bis an das Ende ihres Lebens. Auch in diesem peinvollen Zustande hörte man von ihr immer nur Worte der Lobpreisung des Herrn und des Dankes für seine unendlichen Erbarmungen. Am Feste der heiligen Theresia, die sie als ihre besondere Fürsprecherin immer mit Vorzug verehrt hatte, wurde der von diesem Geschwüre verursachte Schmerz so heftig, daß wohl nur die schrecklichen Peinen der Martyrer damit zu vergleichen sind. Maximiliana aber bat ihre Schwestern, vereint mit ihr dem Herrn zu danken, daß sie gewürdiget worden sei, einige Zeit hier zu leiden, indem sie ja die frohe Hoffnung im Herzen trage, bald mit ihrer geliebten Mutter Theresia den Heiland ihrer Seele ewig preisen zu können im Reiche des himmlischen Vaters.

Zu diesem Uebel kam dann noch eine recht peinliche Wassersucht. Die Hälfte des Leibes schwoll so entsetzlich an, daß sie kein Glied mehr zu bewegen vermochte. Die andere Hälfte war so abgemagert, daß man nur mehr Haut und Bein wahrnehmen konnte. Auch dieß Leiden konnte ihre Geduld nicht überwinden. Sie harrte darin aus ohne alle Aussicht auf eine zeitliche Hilfe, aber voll der zuversichtlichen Erwartung einer bald kommenden, ewigen Erlösung aus allem Elende.

Endlich am 6. Jäner 1638, am Feste der Erscheinung des Herrn, kam der erste Vorbote, der die nahe Befreiung ankündigte. Es war dieß eine tödtliche Ohnmacht, die sie überfiel, und die gar wohl ihrem Leben hätte ein Ende

machen können. Sobald sie wieder zu sich gekommen war, ließ sie ihren Beichtvater zu sich bitten, legte vor ihm eine Beicht über ihr ganzes Leben ab und empfing aus seinen Händen die heilige Wegzehrung. — Am darauffolgenden Tage ließ sie alle ihre Mitschwestern zu sich auf ihr Krankenzimmer kommen. Als Alle versammelt waren, bat sie alle und jede einzeln recht inständig und demüthig um Verzeihung wegen aller Vergehen und Beleidigungen, die ihnen je von ihr widerfahren wären. Dann bat sie dieselben noch um gewissenhafte Haltung der heiligen Regel und nahm Abschied von ihnen.

In dem Kloster war eine ausgezeichnet fromme Schwester, Namens Maria Angela (Schopper). Zu derselben hatte Maximiliana immer das größte Zutrauen gehabt. Ihr hatte sie gar oft ihr ganzes Herz mit all ihrem Verlangen und Leiden geoffenbaret. In den letzten Tagen ihres Lebens sprach nun Maximiliana zu dieser treuen Seele: „Du weißt es, wie viele Leiden die Einführung einer strengern Zucht uns verursacht hat. Du weißt, wie mächtig man sich derselben widersetzt hat. Dieser Widerstand war die Ursache, daß bis zur Stunde noch nicht Alles in die rechte Ordnung gebracht wurde. Allein du sollst versichert sein, daß Gott gar bald eine andere Oberin sendet, die das angefangene Werk vollenden und Alles in den besten Stand bringen wird.“ Diese Voraussagung ist wirklich in Erfüllung gegangen. Zwölf Jahre nach dem Tode der seligen Maximiliana kam eine ausgezeichnete Dienerin Gottes, Namens Anna Maria Deller, aus Polen in das Riedlerkloster nach München. Dieser gelang es, Alles in demselben Geiste zu vollenden, in dem es die ehrwürdige Maximiliana begonnen hatte, und vollkommene Eintracht unter allen Schwestern des Klosters herzustellen. Durch ihren großen Reichthum war sie in den

Stand gesetzt, die große Schuldenlast, die man in unheilvoller Kriegszeit gemacht hatte, wieder zu tilgen.

Am 14. Jäner, am Feste des heiligsten Namens Jesu, das im Orden des heiligen Franziskus mit besonderer Feierlichkeit begangen wird, fiel die selige Maximiliana in eine solche Ohnmacht, daß alle umstehenden Schwestern wirklich meinten, sie sei schon am Verscheiden. Diese Ohnmacht dauerte eine halbe Stunde. Nach derselben kam sie wieder zu sich. Es war, als wenn sie von einem sanften Schlafe erwachte. Voll Entzückung rief sie aus: „Welch ein prachtvoller Garten war dieß, in den ich geführt wurde. Welch trostvolle Gesänge habe ich mit den Seligen aus dem Riedlerschen Hause gesungen!“ Als man sie fragte, was es denn für Gesänge gewesen, begann sie einen lateinischen Lobgesang, der in unserer deutschen Sprache also heißt:

O Jesus, wann wohl wirst du kommen?
Mein Herz hast du schon hingenommen,
Je eher, desto seliger.

Hierauf empfing sie nochmal den Leib des Herrn als heilige Wegzehrung. Dann wurde die Conventmesse gelesen. Nach derselben rief man eilends den Beichtvater. Schon beteten die Klosterfrauen die Aussegnung der Seele. Maximiliana betete mit ihnen. Ganz besonders lebhaft sprach sie das Gebet: Ziehe hin, o christliche Seele! Als man mit diesen Gebeten zu Ende war, bat sie, man möchte ihr die Leidens-Geschichte Jesus aus dem Evangelium des heiligen Johannes vorlesen. Als man in dieser Lesung zu der Stelle kam: „Und mit geneigtem Haupte gab er seinen Geist auf“ — neigte auch Maximiliana ihr Haupt und gab ihren Geist in die Hände ihres himmlischen Bräutigams. Dieß geschah am 14. Jäner 1638 um 11 Uhr Vormittags.

Die ehrwürdige Dienerin des Herrn hatte in ihrer Demuth vor ihrem Ende bezüglich ihrer Beerdigung drei Stücke verlangt. 1. Man sollte sie in aller Stille begraben, wie man es bei jeder andern Schwester zu halten pflege. 2. Ihre Grabstätte sollte an einem Orte angebracht werden, wo sie Alle mit Füßen treten würden. 3. Ueber ihrem Grabe sollte kein Denkstein errichtet werden, damit dasselbe für alle Zeiten unbekannt bleibe.

Drei Tage nach der seligen Maximiliana verschied die fromme Schwester Johanna. Dieselbe hatte immer eine innige und aufrichtige Anhänglichkeit gegen ihre ehrwürdige Mutter bewahrt. Zehn Tage vor dem seligen Ende der geliebten Mutter, als diese aus ihrer ersten Ohnmacht sich erholt hatte, war diese Johanna nach Entfernung aller andern Schwestern noch bei der Kranken geblieben und hatte sie gebeten, sie möchte doch, wenn sie zu Gott komme, bei ihm erwirken, daß sie nicht mehr länger in den Gefahren und in dem Gewühle der Welt bleiben dürfe. Darauf hatte ihr Maximiliana die Hand gereicht und ihr versprochen, sie werde ihrer gedenken und es erbitten, daß sie bald wieder mit einander vereiniget würden. Johanna war dazumal noch vollkommen gesund. Bald darauf erkrankte sie sehr schwer, und am dritten Tage nach dem seligen Hinscheiden ihrer ehrwürdigen Mutter starb auch diese treue Dienerin des Herrn eines seligen Todes.

(Raßler.)

---

188. Der gottselige Wolfgang von Asch, Chorherr in Landshut.

(18. Februar.) † 1641.

In den Jahren 1615—1617 studierte am Gymnasium der Jesuiten zu München ein edler Jüngling, Namens Wolfgang von Asch. Seine adelichen Eltern hatten ihn für den geistlichen Stand bestimmt, und er selbst hatte vorzügliche Neigung zu diesem Stande und bereitete sich mit größtem Eifer für denselben vor. Sein Fortgang in den Studien entsprach seinem frommen Eifer, und in seiner Freundlichkeit und aufrichtigen Frömmigkeit war er ein Liebling seiner Lehrer und Mitschüler.

Auf einmal wurde der eifrige Student in seiner Laufbahn unterbrochen. Am Ende des Jahres 1617 verfiel er in eine schwere Krankheit. Das Uebel warf sich auf die Augen, und Wolfgang wurde fast ganz blind. Jeder Lichtstrahl, der ihm in die Augen fiel, verursachte ihm so entsetzliche Schmerzen, daß er meinte, man steche ihm mit einem Messer in die Augen. Die Aerzte entschlossen sich, eine Cur mit ihm vorzunehmen, die mehrere Monate fortgesetzt werden mußte. Die ganze Zeit war Wolfgang in einem dunkeln Zimmer eingeschlossen und that genau, was die Aerzte verordneten. Allein das Uebel wurde immer ärger. Man zog zwei berühmte Augenärzte von Augsburg zu Rathe. Auch diese wußten keine Hilfe, nur einige Linderung könnte durch eine auf das Genick gesetztes Fontanelle dem Leidenden werden, war ihre Meinung.

So von aller menschlichen Hilfe verlassen, wendete sich Wolfgang an seine mütterliche Beschützerin, die seligste Jungfrau Maria. Es war eben das Fest ihrer Verkündigung,

der 25. März 1618. Mit kindlicher Zuversicht flehte er diesen ganzen Tag zu der Helferin der Christen. Da ward ihm innerlich die Versicherung gegeben, sein Leiden werde ein Ende nehmen. Ganz getrost schlummerte er ein. Da kam ihm im Traume vor, die Heiligen des Jesuitenordens, Ignatius, Xaverius, Aloisius und Stanislaus besuchten ihn und gäben ihm die Zusage, einer aus ihnen werde ihn heilen.

Nun war an derselben Anstalt mit Wolfgang ein Studierender aus Italien, Namens Lambertengo. Dieser erzählte einst seinem Lehrer von den vielen großen Wundern, welche in Italien auf die Fürbitte des heiligen Aloisius gewirkt werden. Man salbe verschiedene Kranke mit einem Oele, das aus der vor seinem Bilde aufgehängten Lampe genommen werde, und die Kranken werden dadurch geheilt. Er selber habe solches Oel bei seiner Abreise mit sich genommen, um dadurch bei gegebener Gelegenheit Jemanden Hilfe bringen zu können. Er glaube gewiß, der fromme Wolfgang, den die Aerzte schon aufgegeben hätten, könnte dadurch geheilt werden. Er biete dazu sein Oelfläschchen an.

Der Lehrer war über diese Mittheilung hocherfreut. Er nahm etwas Weniges von dem Oele und begab sich sogleich zum leidenden Wolfgang. Vor Allem suchte er gläubiges Vertrauen auf die Fürbitte des Heiligen in dem Kranken zu erwecken. Dieser aber erzählte von seinem Traume und versicherte den Lehrer, er hoffe zuversichtlich, durch den heiligen Aloisius von seinem Uebel geheilt zu werden. Um aber dieser Gnade würdig zu werden, wollte er noch ehevor die heiligen Sakramente der Buße und des Altars empfangen. Dieß geschah. Dann wurde die Salbung der Augen vorgenommen. Wolfgang verspürte darauf außerordentliche Linderung des Schmerzes und eine wunderbare

Freudigkeit des Geistes, aber noch keine vollkommene Heilung. Am folgenden Tage wurden die Augen zum zweiten Male gesalbt. Hierauf fingen die Augen außerordentlich zu fließen an. Nun glaubte man, einige Tage zuwarten zu müßen. Erst am 9. Mai wurde die dritte Salbung vorgenommen. Darauf erfolgten die heftigsten Schmerzen, die den Leidenden nöthigten, sich ins Bett zu begeben. Die Schmerzen dauerten drei Viertelstunden lang, indessen die Augen ganz außerordentlich eiterten. Plötzlich erhob sich der Kranke von seinem Bette, verließ sein ganz dunkles Zimmer, trat in die vom hellsten Sonnenlichte erleuchtete Stube und war vollkommen sehend. Das geheilte Auge wurde so scharf, daß er den kleinsten Druck ganz leicht lesen konnte. Sieben Monate lang war er in der tiefsten Finsterniß gesessen. Keinen Lichtschein hatte er ertragen können, und jetzt spürte er durchaus keine Nachwehen seines Uebels mehr. Wolfgang gab Gott die Ehre und war voll Dank gegen seinen heiligen Beschützer Aloisius, den ihm der Herr zur Hilfe gesendet hatte.

Indessen hatten die entsetzlichen Schmerzen, die er während dieser langen Zeit ausgestanden, sein Gedächtniß so geschwächt, daß er sich gar nichts mehr merken konnte. Selbst die Gebete, die er in seiner Kindheit gelernt und früher alle Tage gebetet hatte, waren seinem Gedächtnisse entfallen. Er war nicht mehr im Stande, die Gebete und Lesungen des Breviers, das er wegen des ihm gar frühe schon verliehenen Kanonikates beten mußte, zusammen zu bringen, und in seinen Studien konnte er gar nichts leisten. Nach der wunderbaren Heilung seiner Augen hatte er sich nach Ingolstadt begeben, um daselbst seine Studien fortzusetzen. Hier wendete er sich denn in seinem großen Elende wieder an seinen Patron Aloisius. Wo er einst im Saale zu Ingolstadt dem hei-

ligen Meßopfer beiwohnte, fiel sein Auge zufällig auf das Bild des heiligen Aloisius. Sogleich erwachte in seinem Innern die gläubige Zuversicht, durch die Fürbitte desjenigen, dem er die Heilung seiner leiblichen Augen verdankte, könne er auch von diesem geistigen Elende befreit werden. Er betete mit ganzer Inbrunst seiner Seele zu dem Heiligen, begab sich dann aus dem Saale, nahm sein Büchlein zur Hand, las aus demselben einige Verse zu Ehren des heiligen Aloisius, versuchte es, ob sie ihm im Gedächtnisse bleiben würden, und fand zu seinem höchsten Erstaunen, daß ihm Alles im Gedächtnisse hafte, was er nur immer lesen mochte.

Nun konnte der edle Jüngling seine Studien ungestört fortsetzen und vollenden. Seinen Dank gegen den heiligen Aloisius, dem er die zweifache wunderbare Heilung zuschrieb, wollte er durch eine Wallfahrt zu seinem Grabe an den Tag legen. Im Jahre 1622, vier Jahre nach seiner wunderbaren Heilung, trat er die Wallfahrt an. Um die Reise mehr zu beschleunigen, nahm er ein Reitpferd mit. In der Gegend von Trient traf er auf dem Wege Landsleute aus Sachsen. Diese setzten mit ihm die Reise fort. Einer derselben hatte ein so loses Maul und redete fortwährend so unflätige Dinge, daß selbst seine Genossen sich darüber ärgerten. Dem frommen Wolfgang waren diese Reden eine fortwährende Peinigung. Gerne hätte er diese Gesellschaft verlassen, allein er konnte nicht loskommen. Er nahm nun seine Zuflucht zum heiligen Aloisius und bat ihn, er möchte ihn doch von diesem widerwärtigen Gefährten befreien. Auf einmal, da er gerade wieder den ärgsten Unflath gesprochen hatte, stürzte der Frevler von seinem Pferde und mußte in das nächste Wirthshaus getragen werden. Dieser Sturz

vom Pferde wurde selbst von den Gefährten des Verunglückten, die wie er Protestanten waren, als eine Strafe für seine ärgerlichen Reden angesehen.

Wolfgang setzte jetzt seinen Weg allein fort. Er kannte keine Wege, keine Landessitte und selbst nicht einmal die Sprache des Landes. In dieser Verlassenheit nahm er seine Zuflucht zu seinem treuen Beschützer, dem heiligen Aloisius. Dieses Schutzes bedurfte er auch gar sehr. Als er einst so ganz allein im Lombardischen an einem Walde seines Weges dahin zog, stürzten plötzlich sechs Strassenräuber auf ihn los und forderten von ihm all seine Habe. Wolfgang war vor Schrecken außer sich. Nur die Worte konnte er sprechen: „Seliger Aloisius, verlasse mich nicht!“ Wie er sich umsah, erblickte er neben sich einen Fremden im Priestergewande. Derselbe fuhr mit gewaltigem Ernste die Räuber an und sprach: Siete voi Christiani? (Seid ihr Christen?) Auf dieß Wort ergriffen sämmtliche Räuber die Flucht, und Wolfgang war mit dem Fremden allein. „Mein Pater, rief jetzt der Gerettete, Ihr seid wohl kein sterblicher Mensch. Aber wie kann ich Euch danken für diese Errettung?“ Dieser aber erklärte ihm, daß er auch nach Rom reise, und daß er in seiner Gesellschaft den Weg zu machen wünsche. Dieß geschah wirklich. Wolfgang getraute sich nicht, den edlen Retter weiter zu fragen, wer er wäre; er war voll Vertrauens zu ihm und hatte eine Ehrfurcht gegen ihn, wie gegen einen Heiligen. In der ersten Nacht mußten sie bei sehr bösen Leuten Herberge nehmen; allein sie litten dabei keinen Nachtheil. Des andern Tages kamen sie zu einer dem heiligen Aloisius zu Ehren erbauten Kapelle. Wolfgang sang mehrere Lobgesänge zu Ehren dieses Heiligen, und der Begleiter hatte daran großes Wohlgefallen. Auf der ganzen

Reise hielt er treue Fürsorge für seinen Schützling und war in Allem außerordentlich freundlich und liebevoll. Nur einmal bemerkte Wolfgang an ihm eine innere Aufregung. Sie waren in einem Wirthshause eingekehrt. In demselben waren auch zwei Ordensgeistliche. Diese unterhielten sich und die übrigen Gäste mit unziemenden Possen. Das konnte der Fremde nicht ertragen. In heiligem Unmuth rief er ihnen zu: „Ist das der Weg, auf dem eure Ordensstifter in die ewige Seligkeit eingegangen sind? Ihr unechten Söhne heiliger Väter; wie mögt ihr euern Stand so schänden?" — Darüber verstummten die zwei Witzbolde und entfernten sich sogleich aus dem Wirthshause.

So kamen sie denn nach Rom. Der Fremde führte unsern Wolfgang in das deutsche Collegium, nahm von seinem Gefährten Abschied und war in der Folge nirgend mehr zu erfragen. Viele hatten ihn noch beim Abschiede gesehen, aber Niemand wußte, wer er wäre. Wolfgang aber hielt ihn wohl mit allem Rechte für seinen Schutzengel.

In Rom verrichtete Wolfgang vor Allem seine Andacht zum heiligen Aloisius. Er schätzte sich glückselig, am Grabe desjenigen beten und seinen Dank aussprechen zu können, dessen Fürbitte er seine leibliche und geistige Heilung und die Rettung aus so vielen Gefahren verdankte. Dann besuchte er die übrigen heiligen Orte und kehrte voll Trostes wieder in seine Heimath zurück. Er hatte das Gelübde gemacht, eine silberne Statue des heiligen Aloisius fertigen zu lassen, wenn er wieder glücklich zurückgekehrt sein würde. Dieß Gelübde erfüllte er jetzt, und zudem ließ er noch zu Ehren des Heiligen eine Kapelle erbauen.

Nach dieser Wallfahrt empfing er die Priesterweihe und lebte größtentheils an seiner Chorkirche St. Martin in Landshut.

Im Jahre 1631 unternahm er seine zweite Wallfahrt nach Rom. Dießmal reiste er als armer Pilger zu Fuß und ohne einen Kreuzer Geld mit sich zu nehmen. Diese Wallfahrt war noch weit mühevoller, als die erste; allein sie brachte auch die herrlichsten Früchte. Wolfgang war jetzt an Mühseligkeiten und Entbehrungen gewöhnt und fühlte in sich ein heiliges Verlangen nach Leiden, um dadurch Christo, seinem Heilande, gleichförmiger zu werden. Diese Leiden kamen auch bald in zahlloser Menge. Im Frühlinge des folgenden Jahres zog der Schwedenkönig mit seinem Heere nach Landshut. Ueberall sengten und mordeten diese Feinde des Bayerlandes, wo sie nur hinkamen. Es wurde eine Grausamkeit geübt, wie sie die Geschichte nicht oft aufweiset. Am 10. Mai 1632 zog der Schwedenkönig Gustav Adolf in Landshut ein. Er war entschlossen, die Stadt niederzubrennen. Der fromme Priester Wolfgang las eben in seiner Stiftskirche die heilige Messe, wohl ahnend, daß es die letzte sei, die er in Landshut lesen würde. Während der Messe wurde ihm innerlich geoffenbart, er werde als Geißel von den Feinden mitgenommen werden und in der Gefangenschaft Vieles zu leiden haben. Zugleich aber wurde er auch mit himmlischem Troste erfüllt und war jetzt vollkommen bereit, jede Widerwärtigkeit aus der Hand des Herrn freudig hinzunehmen. Nach der heiligen Messe erfuhr er, daß dem wirklich also sei. Der Schwedenkönig hatte es für vortheilhafter gehalten, von der Stadt Landshut eine Brandschatzung von 100,000 Gulden und Geißeln zu fordern, nachdem seine Söldlinge die Stadt ausgeplündert hatten. Unter den Geißeln war auch Wolfgang von Asch. Er wurde mit den übrigen von Landshut und München nach Augsburg geführt, wo sie allesammt unsägliche Beschwerden und Entbehrungen ausstehen mußten.

Die Gefangenschaft dauerte zwei Jahre neun Monate und sechs und zwanzig Tage. Wolfgang gelobte für den Fall der Befreiung aus der Gefangenschaft eine dritte Wallfahrt nach Rom. Eine protestantische Frau, die gegen den frommen Priester die größte Verehrung hegte, versah ihn mit Allem, was er zur Reise nothwendig hatte. Ihm waren auch während seiner Gefangenschaft außerordentliche Gnaden von Gott zu Theil geworden. Für diese wollte er dem Herrn und seinem himmlischen Fürsprecher in der Stadt Rom seinen Dank darbringen. Dieß geschah zum größten Troste und zur mächtigen Stärkung des frommen Pilgers.

Dieser Stärkung bedurfte er nach seiner Rückkehr wieder im höchsten Grade. Er wurde von einer recht schmerzlichen Krankheit heimgesucht, deren Ende nicht abzusehen war. Willig und getrost ergab er sich in dieses Leiden, das er jetzt als seine Lebensaufgabe ansah. Er getraute sich nicht einmal, seinen heiligen Patron Aloisius um Erlösung aus diesem Elende zu bitten; denn es war ihm ganz gewiß, daß es so der Wille des Herrn sei, und daß dieser Weg des fortwährenden Leidens ihn zur ewigen Freude führe. In diesem Leiden erlangte er auch wirklich die höchste Gleichförmigkeit mit seinem Erlöser. Er selbst sah es als sein Fegfeuer an, in dem ihn der Herr hier schon vollkommen zu reinigen vorhatte, damit er befähiget würde für die Anschauung Gottes. Während der letzten acht Tage konnte er keinen Bissen mehr essen und keinen Tropfen mehr trinken. Nur das heiligste Sakrament, diese Speise der Engel, konnte er täglich genießen.

Er lebte während der letzten Zeit seines irdischen Lebens in München. Jedesmal, so oft das heiligste Sakrament zum Kranken getragen wurde, war eine große Menge von Geistlichen in dessen Begleitung. Alle erbauten sich an dem gott-

seligen Dulder und an seiner innigen Andacht. Endlich kam für ihn die letzte Stunde. Am 18. Februar 1641 empfahl er seine Seele in die Hände seines barmherzigen Heilandes, voll der lebendigsten Hoffnung, auf alle Ewigkeit mit ihm der Herrlichkeit zu genießen, nachdem er mit ihm treu ausgeharret im Leiden bis ans Ende. Sein Leichnam wurde in der Michaelskirche zu München neben dem Altare des heiligsten Namens Jesu zur Erde bestattet. Hier harret er der seligen Auferstehung entgegen. Den Gläubigen aber bleibt er fortwährend ein Vorbild gläubigen Vertrauens, kindlicher Ergebung in den göttlichen Willen und geduldigen Ausharrens im Leiden. (Raßler.)

189. Der fromme Schuster von Ingolstadt.
† 1643.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts lebte zu Ingolstadt ein frommer Mann, der sich von der Arbeit seiner Hände nährte und der ganzen Stadt ein ausgezeichnetes Beispiel wahrer Frömmigkeit gab. Sein Name ist nicht bekannt geworden. Von seinem Leben wird Folgendes erzählt.

Jeden Morgen begab sich der fromme Mann schon um fünf Uhr in die Kirche, um dem heiligen Meßopfer beizuwohnen. Da empfahl er jedesmal sich und sein Eheweib der gnädigen Fürsorge Gottes und bat um Segen für seine Arbeit und für sein Haus. Dann verfügte er sich in seine Werkstätte und war unermüdet bei seiner harten Arbeit, die er im Namen des Herrn begann und unabläßig dem lieben Gott aufopferte. Um ja der Eitelkeit und Hoffart keine Nahrung zu geben, verfertigte er keine anderen Schuhe, als solche, welche Gemeine und Bauersleute trugen. Er war

ein Mitglied der Bruderschaft „Maria vom Sieg“. Die Mitglieder dieser Bruderschaft verpflichteten sich, so oft als möglich das hochwürdige Gut zu begleiten, wenn es zu Sterbenden getragen wurde, und den Kranken und Sterbenden beizustehen. So oft nun das Glöcklein, welches das Versehen eines Kranken ankündete, geläutet wurde, verließ er seine Arbeit und begleitete das hochwürdige Gut. Eben so eifrig war er in Begleitung der Leichen. Gerade damals raffte eine ansteckende Krankheit eine Menge Leute dahin. Der fromme Schuster fürchtete keine Ansteckung. Er nahm die Leichen auf seine Schultern und trug sie auf den Gottesacker.

An jedem Sonntage ging er in aller Früh zur heiligen Beicht und empfing dann mit größter Andacht die heilige Kommunion. Darauf blieb er in der Klosterkirche, bis man in seiner Pfarrkirche zur Predigt läutete. Die Predigt hörte er immer mit der größten Aufmerksamkeit, und auch beim ganzen Pfarrgottesdienste harrte er aus. Er war gewöhnlich, wie der Erste in die Kirche, so auch der Letzte aus der Kirche. Jetzt erst sorgte er für seine leibliche Nahrung. Nachmittags hörte er immer zuerst die Predigt bei den PP. Franziskanern, dann ging er in seine Bruderschaftskirche und verrichtete dort seine Andacht. Zuletzt wohnte er noch der Vesper bei. Die übrige Zeit des Sonntags brachte er mit Lesung geistlicher Bücher zu, oder er besuchte noch andere Kirchen.

Der fromme Mann arbeitete ganz allein, ohne Gesellen; dessenungeachtet war doch immer in seinem Laden ein großer Vorrath von Schuhen, und jede Bestellung besorgte er ganz schnell, wie man es verlangte. Die ganze Stadt meinte, weil man den Mann so häufig mit Werken der Andacht und der Barmherzigkeit beschäftigt sah, es müßten etwa die

Engel ihm seine Arbeit besorgen, wie sie dem heiligen Isidor den Pflug führten. Allein das Gebet macht hurtige Hände und frohen Muth, und da geht es dann mit der Arbeit doppelt gut. Es war dieß der Segen des Herrn, der dem frommen Arbeiter verheißen ist. Der treue Diener Gottes verdiente nicht bloß, was er täglich für sich und sein Weib nothwendig hatte, sondern er konnte noch viel Almosen geben. Außerdem konnte er vor seinem Hinscheiden außer dem nothwendigen Bedarfe für sein Eheweib noch 200 Gulden an die Pfarrkirche und 50 Gulden an die Bruderschaft „Maria vom Sieg" zur Unterstützung armer Mitglieder abgeben. „Denn die Gottseligkeit ist zu Allem nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens." Er starb im Jahre 1643. Ganz Ingolstadt behielt das Andenken des „frommen Schusters" in Ehren, ohne sich um seinen Namen zu kümmern.

(Raßler nach Kübler.)

---

190. Der ehrwürdige Bartholomäus Holzhauser, Weltpriester.

(Den 20. Mai.) † 1658.

I.

Während der Schrecken des dreißigjährigen Krieges lebte und wirkte in Bayern mit außerordentlichem Segen ein treuer Diener Gottes, Namens Bartholomäus Holzhauser. Derselbe war zu Laugna, eine Stunde von Wertingen*), in

*) Es ist ein Irrthum, wenn das Kirchenlexikon von Wetzer und Welte Langenau im Oberamte Ulm als Holzhauser's Geburtsort angibt. Die lateinische Biographie hat Longnau, allein auch dieß ist unrichtig.

der Augsburger Diöcese geboren am 24. August 1613 und war unter eilf Geschwistern das sechste, der Geburt nach. In Laugna steht noch das Haus, in dem er geboren und auferzogen wurde. Sein Vater war ein Schuhmacher und verdiente das kümmerliche Brod für seine zahlreiche Familie im Schweiße seines Angesichtes. Er hieß Leonhard. Die Mutter hieß Katharina und war eine treue Magd des Herrn, die aus Liebe zu Gott gern selber Mangel litt, um ihre Kinder nicht hungern zu sehen, und dieselben in der Furcht des Herrn erzog.

Unter den vielen Kindern war Bartholomäus besonders ausgezeichnet durch Freundlichkeit und innige Andacht. Er war schon von Kindheit an ein besonderer Liebling des Herrn und seiner heiligsten Mutter. Damals war in dem Pfarrdorfe Laugna, das jetzt über 700 Seelen zählt, noch keine Schule. Die Kinder mußten zum Unterrichte bis in das eine Stunde weit entfernte Städtchen Wertingen gehen. Auf dem Hin- und Herwege war Bartholomäus fast immer allein und betete. Einst kam er, es mochte in seinem eilften Lebensjahre gewesen sein, gar freudig und heiter in die Heimath zurück und erzählte seinen Geschwistern mit aller Treuherzigkeit, es seien ihm auf dem Wege der Herr Jesus und seine heiligste Mutter erschienen, und am Himmel habe er ein majestätisch glänzendes Kreuz gesehen. Man hielt dieß für eine kindische Phantasie, behielt es aber doch in der Erinnerung. Nach seinem Tode bezeugten seine Brüder, Matthäus und Johannes, eidlich, daß sie diese Aussage aus seinem Munde gehört hatten.

Diese Erscheinung hatte einen außerordentlichen Eindruck auf den Knaben gemacht. Er war bisher etwas unbeholfen gewesen. Nicht leicht konnte man ihn zum Worte bringen.

Von jetzt an redete er mit ausgezeichneter Verständigkeit von religiösen Dingen, und seine Andacht wurde eine eben so erleuchtete als innige. Das Geheimniß der heiligsten Dreieinigkeit und des Kreuzes ward jetzt ein Hauptgegenstand seiner Betrachtung, und seine Verehrung zur seligsten Jungfrau war voll Inbrunst und heiliger Liebe. Die Erscheinung des Kreuzes war ihm zudem auch eine Andeutung der vielen Trübsale, die er um des Gekreuzigten willen noch zu leiden hatte. Oefters erzählte er in seinem späteren Leben von dieser Erscheinung, und jedes Kreuz, das über ihn kam, nahm er als ein von Gott ihm gesendetes und damals schon angekündigtes willig und voll Ergebung an.

Durch göttliche Erleuchtung war Bartholomäus schon so weit gefördert, daß er aus dem Unterrichte in der deutschen Schule keinen Gewinn mehr ziehen konnte. Zugleich war in ihm heißer Durst nach besserer Erkenntniß und eine besondere Freude am Lernen erwacht. Da bat er denn seinen Vater inständig, er möchte ihm doch zum Studieren die Erlaubniß und einige Unterstützung geben. Der Vater meinte, er könnte den schon kräftigen Knaben wohl für sein Handwerk verwenden, damit er Brod schaffen helfe für die vielen kleineren Geschwister. Zudem sah er wohl ein, daß sein Vermögen nicht ausreiche, einen studierenden Knaben zu ernähren. Es fehlte schon zum ersten Anfange das nothwendige Geld. Da wußte denn die sorgfältige und fromme Mutter Rath. Sie hatte von vermöglicheren Leuten alle Jahre Flachs zum Geschenke erhalten, um für ihre Kinder die nothwendige Wäsche zu besorgen. Eben war eine größere Anzahl gesponnenen Flachses vorräthig, der noch nicht zum Weber gebracht worden war. Sie schlug vor, dieß gesponnene Garn zu verkaufen und mit dem Erlös das Studieren zu beginnen. Der Vater

willigte ein und begleitete seinen Sohn nach dem etwa sieben Stunden weit entfernten Augsburg. Hier sollte für den Knaben eine Wohnung ausgemittelt, und es sollten Wohlthäter gewonnen werden, die dem armen Knaben unentgeltlich die Kost reichten. Beides kam zu Stande, und Bartholomäus fühlte sich ganz selig. Er ward in die Armenschule bei St. Martin aufgenommen und lebte von den Wohlthaten barmherziger Bürger. Das nothwendige Geld zur Anschaffung von Büchern und Kleidern erwarb er sich durch Absingung des Franziskus-Gesanges vor den Häusern der Bürger, wie es damals üblich war.

Die Glückseligkeit des armen Knaben dauerte nicht lange. Auf einmal fühlte sich der Arme so elend und so krank, daß er fast nicht mehr zu stehen vermochte. Er erinnerte sich an das Kreuz, das ihm einst gezeigt worden war, und fühlte jetzt zum ersten Mal dessen Last recht schwer. An menschliche Hilfe war nicht zu denken. Jetzt raffte der Knabe alle seine Kräfte zusammen, um die heilige Kreuzkirche zu besuchen und dort bei dem wunderbaren Gute Hilfe zu erflehen. Er schleppte sich äußerst mühsam zur Kirche hin und fand dieselbe verschlossen. Nun kniete er vor der Thüre auf die Treppe hin. Auf einmal empfand er einen mächtigen Schlag, der ihn in allen seinen Gliedern erschütterte und ihn auf den Boden hinwarf. Augenblicklich erhob er sich und sah keinen Menschen weder nahe noch ferne, von dem der Schlag hätte kommen können. Zugleich aber fühlte er sich ganz gesund und kräftig. Das Gift der Krankheit, das alle seine Glieder gelähmt hatte und einen schnellen Tod herbeiführen mußte, war plötzlich aus seinem Leibe gewichen. Er dankte dem Herrn für diese wunderbare Rettung, stand auf und begab sich wieder in seine Wohnung.

Allein jetzt zeigte sich's bald, welch' eine Krankheit den Bartholomäus befallen hatte. Schon war nämlich in der Stadt die Pest ausgebrochen, und gar Viele wurden von ihr hinweggrafft. In allen Häusern lagen Pestkranke. Jedermann hatte mit sich selbst zu schaffen, und Niemand nahm sich mehr des armen Studenten an. Jetzt mußte Bartholomäus wieder in seine Heimath zurückkehren. Sein Vater hielt ihn zum Schuhmacherhandwerk an. Der folgsame Sohn fügte sich freudig in den Willen des Vaters und arbeitete unermüdet; allein dieß halbe Jahr beim Handwerk schien ihm ein Jahrhundert zu sein, denn es war dieß nicht sein Beruf. Er sehnte sich nach Fortsetzung seiner Studien. Dazu schien sich eine Gelegenheit darzubieten. Der Pfarrer von Burgheim, das nur einige Stunden von Laugna entfernt ist, nahm ihn in den Dienst und gab ihm Aussicht, er könne nebenher seinen Studien obliegen. Allein hier mußte er alle möglichen Knecht- und Magddienste thun und fand keine Zeit und keine Ruhe zum Studieren. Er ging wieder nach Hause. Die armen Eltern konnten weder rathen noch helfen. Indeß erlaubten sie ihm, es selbst zu versuchen, ob er irgendwo eine Gelegenheit zum Fortstudieren finde. Der Vater gab ihm zwölf Kreuzer, die Mutter einen Rosenkranz mit auf den Weg. Beide ermahnten ihn noch zur Gottesfurcht und zum Gebete.

So kam er nach Eichstätt. Allein hier fand er keine Aufnahme. Er verließ diese Stadt und ging nach Neuburg. Hier erfuhr er, daß im herzoglichen Kosthause zum heiligen Kreuz eine Stiftung für arme Studierende bestehe, welche die Musik verstünden. Bartholomäus hatte in der deutschen Schule die Noten gelernt und sich zu Augsburg ein wenig im Singen geübt. Allein das reichte bei Weitem nicht aus.

Er nahm seine Zuflucht zum Gebete und bat den Herrn recht inständig, er wolle ihm die Aufnahme in dieses Kosthaus erwirken. Da war's ihm denn, während er betete, er sollte unverzüglich in das Kosthaus gehen. Er ging hin und bat den Vorstand um Aufnahme. Dieser berief den Chorregenten, daß er den Ankömmling aus der Musik prüfen sollte. Nun wird dem Knaben ein schweres Lied vorgelegt, daß er es singe. Dieser fängt an und singt das Ganze so ausgezeichnet, daß der Chorregent mit dem Vorstande des neuen Erwerbes sich freute. Bartholomäus wird aufgenommen und an den ersten Tisch der besten Schüler gesetzt. Bald aber zeigt sich's, daß er beinahe gar nichts versteht. Aus Barmherzigkeit und aus Rücksicht auf sein musterhaftes Betragen wird er behalten, aber an den letzten Tisch zurückgesetzt, wo die Ungeschickten und die Anfänger sind. Bartholomäus erträgt dieß mit Freuden und dankt Gott, daß er bleiben darf. Bald aber zeichnete er sich durch unermüdeten Fleiß der Art aus, daß man ihn wieder an den ersten Tisch setzen konnte. So kam der fromme Schüler durch ein Wunder an diese Anstalt, erhielt sich aber an derselben durch eigene Bemühung.

Ungefähr vier oder fünf Jahre blieb Bartholomäus in Neuburg und vollendete daselbst das, was man jetzt Gymnasialstudium nennt. Die Pfarrer von St. Peter und vom heiligen Geist nahmen sich seiner ganz besonders an und waren ihm auch die Vorbilder einer seelsorglichen Wirksamkeit. Seine Lehrer waren Jünger des heiligen Ignatius und eben so gelehrt als fromm. Sie waren mit dem unermüdet fleißigen Bartholomäus außerordentlich wohl zufrieden und entließen ihn mit den besten Zeugnissen.

Mit innigstem Danke gegen Gott und alle seine Wohl-

thäter verließ Bartholomäus im Jahre 1633 das ihm so lieb gewordene Neuburg und begab sich nach Ingolstadt, um auf der dortigen Hochschule die höheren Studien zu beginnen. Er war zwanzig Jahre alt, aber wie früher, ohne alles Vermögen. Ein Bürger nahm ihn in sein Haus auf. Die Kost mußte er sich bei wohlhabenden Bürgern erbetteln. Dieß that er mit Freuden und selbst, als er bei St. Hieronymus von den Vätern der Gesellschaft Jesu die Kost erhielt, setzte er diese Sammlungen fort, um andere arme Studenten zu nähren, die sich des Bettelns schämten. Er genoß selbst immer gar wenig und theilte das Erübrigte immer an Arme mit.

Die Schrecken und Greuel des dreißigjährigen Krieges, die in jenen Jahren Deutschland und zumal Bayern getroffen hatten, hinderten den frommen Bartholomäus in seiner wissenschaftlichen Laufbahn so gar nicht, daß er nach drei Jahren (1636) das Doktorat der Philosophie erhalten konnte. Nun widmete er sich noch vier Jahre dem Studium der Theologie, und auch hier wieder mit solchem Erfolge, daß ihn seine Lehrer am 19. Juli 1640 zum Lizentiaten der Theologie beförderten. Während dieser Zeit hatte sich ein sehr reicher Jüngling, Namens Donaubaur, an Bartholomäus angeschlossen und denselben vielfach unterstützt. Durch den Umgang mit seinem frommen Freunde ward Donaubaur so von dem Verlangen nach der christlichen Vollkommenheit entflammt, daß er all seinem Reichthume entsagte und in dem Orden des heiligen Franziskus ein heiliges Büßerleben begann.

Man mußte sich wundern, wie Bartholomäus, der so viele Zeit auf Gebet und Betrachtung verwendete, den das Einsammeln und die Austheilung so sehr in Anspruch nahm, der so vielfältig mit anderen Studierenden verkehrte, um sie

auf gute Wege zu führen, oder darauf zu erhalten, dessenungeachtet solche Fortschritte in den Wissenschaften machen konnte. Seine Lehrer waren darüber selbst erstaunt, erkannten aber den Grund recht gut. Der berühmte Johann Jakob Lossy bezeugte nach Holzhausers Tod: „Man kann in aller Wahrheit sagen, daß ihm die Wissenschaft von Oben herab gegeben wurde. Denn er verwendete seine Zeit größtentheils auf das Gebet und auf die Sorgfalt für das leibliche und geistige Wohl Anderer; und wenn er den Gegenstand seines Studiums nur flüchtig gelesen hatte, so war er desselben schon so mächtig, daß er sich mit aller Klarheit darüber verantworten konnte.“ Pater Sebastian Seiden, der ebenfalls sein Lehrer und sein Vertrauter war, erklärte schriftlich: „Bartholomäus hatte wenige Bücher. Er hatte den heiligen Geist als seinen Lehrer wohl im Innern. Indessen waren doch die heilige Schrift, die Nachfolge Christi und das Leben des heiligen Franziskus Xaverius immer in seiner Hand. Diesen Heiligen bewunderte er ganz besonders. Ihn nahm er sich zum Vorbilde in seinem Studium und in seinem Wandel.“

Schon im ersten Jahre seiner Studien in Ingolstadt hatte er sich den vortrefflichen Pater Georg Liprand zu seinem Geistesführer erwählt. Ihm anvertraute er alle seine Gedanken und Wünsche. Ihm theilte er schon damals den Plan zur Wiedereinführung des gemeinschaftlichen Lebens der Weltgeistlichen mit. Diesen Plan hatte Bartholomäus auf göttliche Eingebung hin gefaßt. Pater Liprand kannte die Schwierigkeit der Ausführung dieses Planes gar wohl, und wollte lange nicht in denselben eingehen. Dessenungeachtet schob man ihm später das Ganze in die Schuhe, und der gute Pater muße sich verantworten, daß die Sache nicht von ihm ausgegangen sei.

Bartholomäus hatte die Studien begonnen, um in den geistlichen Stand einzutreten. Sein ganzes Studium war nur eine Vorbereitung für diesen Stand. Es konnte jetzt nur mehr die Frage sein, ob er Weltpriester werden oder den Ordensstand wählen sollte, und in welchem Orden er um Aufnahme zu bitten hätte. Darüber berieth er sich mit seinem Beichtvater Pater Liprand. Dieser, sieben Jahre sein Gewissensrath und in der Theologie sein Professor, verlangte nun drei Stücke von ihm: 1. Er sollte seinen ganzen Lebensgang aufschreiben und ihm zustellen. 2. Er dürfe ihm dabei nichts verheimlichen, was er für eine Mittheilung von Oben halte, zugleich solle er alle seine leiblichen und geistigen Anliegen unumwunden bekennen. 3. Er sollte ihm erlauben, über Zweifel, die in diesem Berichte vorkommen möchten, sich mit Pater Wolfgang Grabenegg zu besprechen. Der gehorsame Sohn, so fährt der genannte Liprand fort, entdeckte mir Alles in seiner Einfalt, Demuth und Offenherzigkeit, daß mir von seinem ganzen Wesen, insoferne es auf seinen Beruf und sein Seelenheil eine Beziehung hatte, durchaus nichts verborgen blieb. Dann begab er sich in die Kirche „Maria vom Sieg", betete daselbst Tag und Nacht, rief zur seligsten Mutter um Erleuchtung in diesem hochwichtigen Geschäfte und kam dann zu mir mit dem festen Entschlusse, jenes Weltpriesterinstitut zu errichten, von dem er mir schon öfters Mittheilungen gemacht hatte.

Schon früher hatte er einmal eine Zusicherung vom Herrn erlangt, daß sein Plan werde ausgeführt werden. Er wohnte einst, als Studierender in Ingolstadt, der Fronleichnamsprozession bei. Da betete er mit aller Inbrunst seines gottliebenden Herzens, der Herr möchte doch würdige und tüchtige Arbeiter in seinen Weinberg senden. Auf einmal

vernahm er in seinem Innern das Wort des Herrn: „Ich werde dir so viele Genossen erwecken, als Sonnenstäubchen in der Luft sind und im Lichte der Sonne erglänzen."

In Ingolstadt sah er einst einige Irrgläubige an der Donau landen. Sogleich ließ er sich mit ihnen in ein Gespräch ein und überwies sie mit solcher Gründlichkeit und Klarheit von dem alleinseligmachenden Glauben, daß sie ihm gar nichts mehr antworten konnten. Dieser Bekehrungseifer hätte ihm bald das Leben gekostet. Die Ueberwundenen waren beschämt und wollten ihn für diese Beschämung in die Donau werfen. Allein die wachehaltenden Soldaten eilten herbei und retteten den eifrigen Verfechter des Glaubens aus den Händen seiner Widersacher.

Wie sein Glaube, so war auch sein Vertrauen auf den Herrn unerschütterlich. Vielfach hatte er schon die Kraft seines gläubigen Gebetes erfahren. Darum war er auch voll Ruhe und Ergebung in all' seinen Anliegen. Ueber Alles ging seine inbrünstige Liebe zu seinem Heilande, den er in jedem Nothleidenden erblickte, und für den er jeden Augenblick sein Leben hinzugeben bereit war. Hierüber müssen wir einige Thatsachen aus seinem Leben in Ingolstadt anführen. Einst erhielt Bartholomäus aus der Heimath des schon genannten Donaubaur hundert Gulden zum Geschenke. Sogleich ging er mit der ganzen Summe zu einem armen Bürger, von dem er wußte, daß er in großer Noth stecke, und schenkte ihm dieselbe, ohne auch nur einen Heller für sich zu behalten. — Das Elend des Krieges hatte in Ingolstadt wie anderwärts auch vielfach die Hungersnoth zur Folge. Viele Arme kamen vom Lande herein, gingen ganz ausgehungert durch die Straßen, waren obdachlos und hatten oft den ganzen Tag kaum einen Bissen zu essen bekommen.

Solche führte denn Bartholomäus in das Haus des Donaubaur, gab ihnen, was er den Tag über von guten Leuten gesammelt hatte, und sorgte für ihr Unterkommen in der Nacht. Am andern Tage gab er ihnen noch etwas auf den Weg, oder er wies sie an vermögliche Leute, die weiter für sie sorgen konnten. — Einst sah er einen Menschen voll Geschwüre auf der Straße umherirren. Derselbe sah mehr einer halbverfaulten Leiche als einem lebenden Menschen gleich. Voll innigsten Mitleidens lief ihm Bartholomäus nach und fragte ihn, wer er sei und wohin er wolle. Bald stellte sich heraus, daß der arme Mensch an der Seele nicht weniger krank war, als am Leibe. Mit dem Gelde, das der Mitleidige für ihn sammelte, war ihm lange nicht halb geholfen. Nun bewirkte der edle Krankenfreund, daß man den Armseligen in das Spital Hannenhof aufnahm. Er trug ihn selbst auf seinen Schultern in dieß Haus der Barmherzigkeit, rief einen Priester aus der Gesellschaft Jesu zum Kranken und sorgte zuerst dafür, daß er von seiner geistigen Krankheit geheilt wurde. Der arme Mensch war nämlich vom Glauben abgefallen und dann so schrecklich heimgesucht worden. Endlich verschaffte er demselben Aufnahme in das Krankenhaus außer der Stadt, wo er seines Bleibens hatte bis zu seiner vollständigen Heilung. — In jener Zeit war ganz besonders Schwaben von den Schweden schauerlich verwüstet worden. Ganze Ortschaften waren verödet. Die Einwohner zogen aus und wanderten nach Oesterreich. Auf dieser Wanderung kamen ganze Schaaren durch Ingolstadt. Sie hatten nur das nackte Leben und ein elendes Gewand gerettet. Voll Hungers und Elendes lagen sie vor der Stadt; denn aus Furcht vor Ansteckung hatte man ihnen die Thore versperrt. Bartholomäus sammelte Nahrungs-

mittel und Geld, und brachte ihnen hinaus, was er nur immer erhalten konnte. Durch seine Bitten und sein Beispiel ermuntert, übten auch Andere Barmherzigkeit an diesen Schwaben, trugen ihnen Speisen hinaus, und keiner derselben wurde von einer Krankheit angesteckt.

Seine Liebe zum Seelenheil des Nächsten ging so weit, daß er, um Böses zu verhüten und sündhafte Gebräuche abzustellen, sich selbst dem Gespötte der Leute preisgab. All' den Spott und Hohn, der ihm dafür zu Theil wurde, ertrug er mit Freuden, sich stets mit dem Bewußtsein tröstend, etwas Böses verhütet zu haben.

Alle diese Thatsachen sind größtentheils von seinen ehemaligen Lehrern nach seinem Tode erzählt und bezeugt worden. Wir wollen hier noch das Zeugniß des ehrwürdigen Pater Marianus Donaubaur, den Bartholomäus zum geistlichen Leben bekehrt hatte, über dessen Frömmigkeit anhören: „Um drei Uhr in der Früh verließ er jedesmal sein Bett und begann seine geistlichen Uebungen, die gewöhnlich drei Stunden lang dauerten. Dann hörte er zwei heilige Messen nacheinander an. Um neun Uhr nach Vollendung der philosophischen Vorlesung begab er sich in die Kapelle der seligsten Jungfrau vom Sieg oder in die Augustinerkirche, um daselbst sein Gebet zu verrichten. Nachmittags nach den Vorlesungen besuchte er wieder heilige Orte. So oft ich auf seine Ermahnung hin in die Augustinerkirche kam, traf ich ihn jedesmal. Er verweilte hier immer eine ganze Stunde im Gebete. Abends betete er mit seinen Hausgenossen die Tagzeiten von unserer lieben Frau. Als ich mich mit ihm über die Standeswahl berieth, empfahl er mir vor allem Andern das Gebet. Er selbst brachte wenigstens sechs Stunden des Tages im Gebete zu. Als man ihn fragte, warum er so oft in die

Kirche Mariä vom Sieg gehe, antwortete er: „Es sind mir da wunderbare Dinge mitgetheilt worden. Darum habe ich manche Nächte, in den Kirchenstühlen verborgen, an dieser heiligen Stätte zugebracht." Solches bezeugte Marianus Donaubaur als Franziskaner-Quardian nach dem Tode des ehrwürdigen Bartholomäus.

Von Natur aus war der Ehrwürdige nichts weniger als talentvoll. Was ihm die Natur versagt hatte, das erwarb er sich durch das Gebet. Darum schrieb er auch, wie Pater Liprand bezeugt, nie etwas sich selber, sondern Alles der Gnade zu und gab in allen Dingen Gott allein die Ehre. Darum forderte er so ernstlich und in allen Verhältnissen zum Gebete auf: „Betet, betet, durch Gebet können wir Alles erlangen!" Das war das Ende aller seiner Ermahnungen.

Ueber das Aeußere dieses außerordentlichen Studenten berichtet Pater Benedikt Millay, der denselben als Knabe hatte kennen gelernt, Folgendes: „Ich kann mir den Mann noch ganz so vorstellen, wie ich ihn als Knabe sah. Er hatte in seinem Antlitze, in seinen Augen, in seinen Geberden, ja selbst in seinem Gange etwas, das ihn vor allen andern Menschen auszeichnete. Sein ehrwürdiges Aussehen jagte uns Kindern Furcht ein. Die Augen lagen tief im Kopfe, sein Angesicht war blaß, seine Nase war so, wie man gewöhnlich den heil. Karl Borromäus abbildet. Gewöhnlich schlug er den Mantel über sein Gesicht, wahrscheinlich um sich vor Zerstreuungen zu verwahren. Sonst schien sein Blick etwas finster, und dennoch lag Anmuth und Ruhe in seinem Auge, das Zutrauen erweckte und Trost verbreitete. Die Verhüllung des Angesichtes mag auch geschehen sein, um die Thränen zu verbergen, die immer in seinen Augen lagen; denn er

hatte die Gabe der Thränen in hohem Grade. Sein Gewand war nicht von der Farbe, wie das der übrigen Studenten, sondern grün mit Blau vermengt. Oft lag er Stunden lang mit ausgespannten Armen vor dem Oelberge bei den Franziskanern. Wir Knaben konnten, so groß auch unser Vorwitz war, es nie erwarten, bis er von der Erde sich erhob."

Von seiner Abtödtung bezeuget der Augenzeuge Pater Marianus (Donaubaur): In Speis und Trank war er äußerst mäßig. Seine Wohnung war ganz elend. Er war in derselben ganz allein, und im Winter der äußersten Kälte ausgesetzt. Selbst an dem Nothwendigsten litt er Mangel. Allein dieß Alles ertrug er mit Heiterkeit, um ja nicht von dem Pfade der Abtödtung abzuweichen. Auf bloßem Leibe trug er einen härenen Panzer, den er mit aller Sorgfalt verbarg. Ich erblickte denselben einst, als er ihn gewaschen hatte und an einem entlegenen Orte trocknete. So strenge er auch für sich in dieser äußeren Abtödtung war, so schrieb er sie doch Andern nie vor. Von diesen verlangte er vor Allem innere Abtödtung und Verläugnung der sündigen Gelüste und Bändigung der verkehrten Leidenschaften.

Schon im Anfange seiner Studien hatte Bartholomäus das Gelübde der Keuschheit abgelegt. Er hielt es unverbrüchlich bis an sein Ende, und kreuzigte eben darum sein Fleisch sammt den Begierlichkeiten und Lastern. — Nie hörte man von ihm ein hartes Wort über irgend einen Menschen. Jede Unbild nahm er mit bewunderungswürdiger Sanftmuth hin. Einst forderte sein Hausherr unter Schimpf- und Lästerworten von ihm den Miethzins. Es waren eben mehrere Studierende gegenwärtig. Alle waren entrüstet über diese Unbild. Bartholomäus aber blieb ganz ruhig und sprach demüthig: „Habt Geduld mit mir, ich will Alles bezahlen."

Diese Ruhe und Gelassenheit und all' diese herrlichen Tugenden hatten bei ihm ihren Grund in seiner aufrichtigen und gründlichen Selbstverachtung. Diese Tugend und die gänzliche Verachtung aller irdischen Dinge bewunderte sein Lehrer, Pater Seiden, ganz besonders an ihm. Darum kümmerten ihn die Urtheile Anderer über ihn gar nichts. An Gott sich anklammernd, ließ er sich durch keinen Wind der Worte in seinem innern Frieden stören. Man mochte ihn loben, man mochte ihn verspotten, ihm galt Alles gleich. Was er im Auge behielt, war allein das Wohlgefallen Gottes.

II.

Nach Vollendung seiner Studien empfing Bartholomäus im Jahre 1639 zu Eichstätt die Priesterweihe. Am heiligen Pfingstfeste desselben Jahres hielt er zu Ingolstadt in der Kirche der heiligen Maria vom Sieg seine erste heilige Messe. Bald darauf begab er sich wieder nach Eichstädt, und erhielt daselbst die Vollmacht, in der Seelsorge arbeiten zu dürfen. Nach Ingolstadt zurückgekehrt, bot er sich in der St. Moriz-Pfarrei zur Aushilfe an. Er saß fleißig im Beichtstuhl und erwarb sich gar bald ein sehr großes Zutrauen. Eine Menge Büßer versammelte sich vor seinem Beichtstuhle. Dieß erregte den Neid seiner Mitarbeiter. Um der lästigen Eifersucht loszuwerden, verließ Bartholomäus diese Kirche und ward vom Pfarrer bei unsrer lieben Frau zur Aushilfe angenommen. Der Zudrang zu seinem Beichtstuhle war derselbe; denn schon seit Jahren hatten sich die Leute von seiner ungeheuchelten Frömmigkeit überzeugt und ihn verehrt.

Neben dieser seelsorglichen Thätigkeit setzte Bartholomäus das Studium der Theologie fort. Zu seinem Unterhalte war ihm ein Stipendium von 100 Gulden zugewiesen.

Als der Krieg diese Nahrungsquelle versiegen machte, wies man dem frommen Priester einen Schuldienst mit einem Erträgnisse von 50 Gulden an, der ihn aufs Neue in Anspruch nahm.

Während dieser Zeit entwarf er den Plan zur Wiederherstellung des gemeinsamen Lebens der Seelsorger. Diesem Plane gemäß sollten 1. je zwei, drei oder mehrere Seelsorger in einem Hause beisammen wohnen, mit einander beten, studieren und in der Seelsorge arbeiten. 2. Von einem solchen Hause sollten Frauenspersonen durchweg ferne gehalten werden, weil der Verkehr mit ihnen dem Geistlichen zum Verderben, dem Volke zum Anstoße und überhaupt Argwohn erweckend ist. 3. Was die vereinten Geistlichen besaßen, mußte als Gemeingut angesehen und zu frommen Zwecken verwendet werden. Damit dieß Priesterinstitut sich erhalte, so mußten 1. Erziehungshäuser für Jünglinge, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, errichtet und die Erziehung zu diesem Zwecke geleitet werden. 2. Für alte ergraute Seelsorger mußten Versorgungshäuser gebaut und für ein sorgenfreies Leben derselben Fürsorge getroffen werden. 3. Die vereinten Seelsorgspriester mußten bestimmte Regeln und Vorschriften haben, nach denen sie ihr Leben einzurichten und die Seelsorge auszuüben hatten.

Die Noth der Zeit hatte eine solche Unternehmung hervorgerufen. Die Verwahrlosung des Volkes war himmelschreiend. Die Kinder schrien nach Brod, und Niemand war, der es ihnen brach. Die Geistlichkeit war verweltlicht und schlecht unterrichtet. Vielfache Aergernisse hatten das Priesterthum verächtlich gemacht und selbst die Wirksamkeit der Bessern vereitelt. Alle dieß Elend sah der Allmächtige mit den Augen einer Barmherzigkeit an, und seine ewige Weisheit gab dem

frommen Studenten diesen Plan zur Abhilfe des endlosen Jammers ein.

Die ersten Genossen seines Unternehmens gewann Bartholomäus noch in Ingolstadt. Es waren dieß Georg Kettner, schon seit zwei Jahren Pfarrer, dann der Pfarrer Georg Gündel von Mailing und der Pfarrer Michael Rottmayr in Lenting, der später die Leitung des Priestervereins in Erding übernahm.

Als es in Ingolstadt keinen guten Fortgang nehmen wollte, entschloß sich Bartholomäus auf göttliche Mahnung hin, sich nach Salzburg zu begeben. Anfangs Juli begab er sich mit seinem Bruder Melchior, der noch Student war, auf den Weg dahin. All ihr Reisegeld bestand in sechs Kreuzern. Sie reiseten über Geisenfeld und Landshut nach Geisenhausen. Hier gewann der Ehrwürdige den vortrefflichen Pfarrer Leonhard Silberer für sein Unternehmen. Von da wallfahrtete er nach Altenötting, um seine Angelegenheit der Mutter Gottes zu empfehlen. Dann kam er nach Tittmoning. Hier erblickte er in Wirklichkeit das Haus, das ihm einst zu Ingolstadt im Schlafe war gezeigt worden, als er, über sein Unternehmen nachdenkend, eingeschlummert war. Endlich kam er in Salzburg an und fand beim Bischofe von Chiemsee, der zugleich Präsident des geistlichen Rathes zu Salzburg war, sehr freundliche Aufnahme und vollkommene Gutheißung seines Unternehmens. Dieser ehrwürdige Kirchenfürst hieß Johann Christoph Graf von Lichtenstein. Er verlieh dem Bartholomäus sogleich eine Pfarrei, nahm aber dieselbe augenblicklich wieder zurück, als er hörte, daß zu Tittmoning ein Kanonikat erlediget sei, und verlieh ihm dieses Kanonikat. Bartholomäus sah jetzt die erste göttliche Zusicherung verwirklicht. Mit allem Eifer begann er nun die Ver-

kündung des göttlichen Wortes und den Unterricht des Volkes in den Wahrheiten des Heils. Die übrigen Kanoniker sahen ihn Anfangs scheel an, bald aber gewannen sie Zutrauen zu ihm, beteten mit ihm das Brevier, erwählten ihn zu ihrem Beichtvater und ließen sich von seinem heiligen Eifer entflammen. Allmählich kamen seine ersten drei Genossen und der edle Pfarrer von Geisenhausen zu ihm, und es war die erste Station gemeinsam lebender Priester gegründet. Die eifrigen Diener Gottes begaben sich auf die Dörfer und Weiler hinaus, predigten allenthalben Buße und ertheilten Unterricht in der Lehre des Heils. Sie lebten ganz einfach, hatten Alles mit einander gemein und wirkten mit unaussprechlichem Segen.

Ende Juli 1640 war Bartholomäus nach Tittmoning gekommen; im Anfang des Jahres 1642 übergab ihm der Fürstbischof von Chiemsee die Pfarrei und das Dekanat St. Johann im Leobenthal. Der treue Diener des Herrn konnte das erste Werk getrost verlassen, denn es war ein fester Grund gelegt, und die Brüder, die er zurückließ, standen fest, wie Säulen der Kirche. Sobald er in Leobenthal angekommen war, ordnete er sein Haus ganz nach dem Plane seines Institutes. Er erhielt mehrere Mitarbeiter, die sich ganz nach ihm bildeten, nahm Studierende ins Haus auf und ertheilte ihnen entweder selbst oder durch seine Gehilfen den Unterricht. Die Wohnung der Geistlichen und der Studierenden wurde von der Wohnstätte der Dienstboten ganz abgeschlossen. Diese hatten nur die Betten zu machen, Holz zu tragen, Wohnzimmer und Schlafsäle zu kehren, die Speisen durch eine Winde in den Speisesaal zu befördern. Waren diese Arbeiten ohne Störung der Geistlichen und der Studenten geschehen, so durften sie sich nicht mehr der geistlichen

Wohnung nahen. Das Viehhalten hielt er für einen Pfarrhof unanständig. Darum verpachtete er den Widdum an Leute in der Stadt und ließ sich das Nothwendige für Geld bringen. So war es ihm auch möglich, alle weiblichen Dienstboten von seinem Hause ferne zu halten.

Vor Allem nahm er sich des Jugendunterrichtes an. Er besuchte die Schulen selbst, ermahnte die Eltern, ihre Kinder in die Schule zu schicken, und bezahlte für die armen Kinder das Schulgeld. Seine Gehilfen sendete er in Dörfer und vereinzelnten Höfe hinaus, wo man seit Menschengedenken keinen Priester mehr gesehen hatte, damit sie überall die Lehre des Heils verkünden und die Unwissenden unterrichten sollten. Seine Wirksamkeit ward vom Herrn außerordentlich gesegnet.

Nun lag dem Diener Gottes vor Allem daran, ein Kosthaus für Studierende zu gründen, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten. Mit vieler Mühe gelang es ihm endlich, in Salzburg ein entsprechendes Haus zu finden. Der Fürstbischof von Chiemsee übergab ihm zu diesem Zwecke eine Stadtkaplanei und jährlich 200 Gulden, die er selber bisher von dieser Kaplanei bezogen hatte. Vorstand dieses Erziehungshauses wurde der vortreffliche Michael Rottmayr. Im Jahre 1643 wurde es zum erstenmal bezogen von neun Studierenden. Die Kosten für Unterhaltung dieser künftigen Mitarbeiter bestritt der ehrwürdige Bartholomäus von dem, was er an sich selber ersparte, und was ihm wohlgesinnte Gläubige übergaben. Der größte Wohlthäter war der Fürstbischof von Chiemsee, der an der Errichtung dieses Kosthauses eine außerordentliche Freude hatte.

Noch am Ende desselben Jahrs, in welchem dieß geistliche Erziehungshaus gegründet wurde, starb der Fürstbischof. Dieser weise Rathgeber des Erzbischofs von Salzburg, dieser

außerordentliche geistliche Regent mit seiner Energie und Klugheit war bei all dem die Freundlichkeit selbst, und entließ nie einen Menschen, der eine gerechte Bitte an ihn stellte, ohne ihm eine Gnade erwiesen zu haben. Bartholomäus hatte ihn noch in seiner letzten Krankheit besucht und ihm seinen großen Kummer ausgedrückt, falls der Bischof ihn und die Welt verlassen würde. Der Sterbende hat ihm noch Muth zugesprochen mit den Worten: „Lassen Sie sich nicht irre machen. Gott wird Ihnen helfen."

Auf den Tod des Fürstbischofs folgten große Trübsale. Der Vorstand des Erziehungshauses in Salzburg erhielt eine andere Bestimmung. Der Nachfolger desselben war kein fester Mann. Er ließ sich von einem feindseligen geistlichen Rath in Salzburg leiten, dem das ganze Werk des Bartholomäus ein Dorn im Auge war. Die Studierenden wurden aus dem Erziehungshause verstoßen, und es wurde in der ganzen Sache arg verfahren. Der Erzbischof von Salzburg war noch immer, vom verstorbenen Bischof eines Bessern belehrt, dem Unternehmen gewogen. Er übergab den mit Bartholomäus vereinten Priestern mehrere sehr einträgliche Pfarreien. Die Collegiatpfarrei Tittmoning wurde dem Institute für immer einverleibt, und manche andere Werke zeugten für die gute Gesinnung des Oberhirten. Allein deßungeachtet fehlte es nicht an Stürmen, die dem ganzen Unternehmen das Verderben drohten. Bartholomäus aber ließ den Muth nicht sinken. Er schrieb einen langen Trostbrief an alle seine Brüder, in dem er die Grundsätze und Regeln des neuen Institutes erörterte und die Seinigen für alle Zeiten in ihren Widerwärtigkeiten tröstete. Dabei war er selber stets von der lebendigsten Zuversicht beseelt, das mit Gott begonnene Werk werde auch einen guten Fortgang

haben. Zu seinen Mitbrüdern sagte er öfters: „Wenn ihr mich heute allesammt verlasset, so werde ich morgen wieder von vorne anfangen." Der Grund seiner Zuversicht war das göttliche Wort: „Gott ist getreu. Er läßt euch nicht über eure Kräfte versucht werden. Er wird vielmehr der Versuchung einen solchen Ausgang bereiten, daß ihr sie ertragen könnt." 1 Kor. 10, 13.

Im Jahre 1644 erhielt das Institut einen herrlichen Zuwachs an Johann Ulrich Rieger. Derselbe war apostolischer Notar, der Theologie und der Rechte Doktor und Pfarrer in Fettstetten bei Schafhausen am Rhein. Ihn besuchte Bartholomäus auf einer Wallfahrt nach Mariä Einsiedeln, wo Beide mitsammen drei Tage lang verweilten. Unter dem Schutze der Himmelskönigin begab sich Bartholomäus von dort nach Chur, gewann den dortigen Bischof für sein Institut und erhielt die Erlaubniß, in Feldkirch ein Erziehungshaus zu gründen. Als er dann zwei Priester dahin senden wollte und um Entlassung derselben aus der Diözese Salzburg bat, wußte es jener heillose geistliche Rath, der schon das Erziehungshaus in Salzburg ruinirt hatte, böswillig zu hintertreiben.

In seiner Mutter-Diözese Augsburg wollte der Ehrwürdige sein Institut auch einführen. Allein beim ersten Versuch wurde er abgewiesen. Man befürchtete eine Befreiung der neuen Genossenschaft von der bischöflichen Gerichtsbarkeit und wollte noch zuwarten, was werden sollte. Indessen erhielt das Institut vorzüglich auf Empfehlung des großen Churfürsten Maximilian I. von Bayern die Gutheißung des Oberhauptes der Kirche, Innozenz X. Bartholomäus hatte, als ihm und einem andern von seinen Mitbrüdern durch die Intriguen jenes unheilvollen geistlichen

Rathes die Reise nach Rom war verboten worden, den ausgezeichneten Johann Ulrich Rieger dahin abgesendet, und durch denselben die Billigung und den Segen für sein Institut erhalten. Der Papst erklärte, dasselbe sei nichts anderes, als eine Erhebung der herabgekommenen Seelsorgsgeistlichkeit zu ihrer ursprünglichen Reinheit und Würde, und Alles sei den kirchlichen Canonen gemäß. Dieß geschah im Frühjahr 1647.

Bald darauf, 1649, wurde Tyrol von großer Hungersnoth heimgesucht. Viele hätten müssen dem großen Jammer unterliegen, wenn nicht außerordentliche Hilfe gekommen wäre. Bartholomäus vertheilte allen seinen Vorrath an Getreide, entlehnte Geld, ging nach München, kaufte 375 Säcke Getreide an und erwirkte beim Churfürsten Maximilian die Erlaubniß, dieß Getreide nach Tyrol führen zu dürfen. Auf allen Stationen, wo Priester seines Institutes angestellt waren, wurde Getreide ausgetheilt. Die Armen erhielten es unentgeldlich, Andere mußten es zu mittlerem, wieder Andere zu höherem Preise, je nach ihrem Vermögen, bezahlen. — In Ingolstadt nahm sich ein vortrefflicher Laie, Doktor J. J. Lossy, des von Salzburg dahin versetzten Erziehungshauses für Studierende an. Derselbe Mann warb immer um neue Mitglieder des Institutes, und gegen das Jahr 1650 zählte dasselbe schon die Weihbischöfe von Freising und Würzburg unter seine würdigsten Glieder.

Im Jahre 1651 wurde von der erzherzoglichen Regierung zu Innsbruck das ganze Dekanat Leoggenthal des Zehents beraubt, und die Zehentstadel wurden geplündert. Bartholomäus und die Seinigen waren dadurch in die größte Noth versetzt. Allein sie erfuhren oft in wunderbarer Weise die Hilfe des Herrn. Man wußte gar nicht, woher die Nahrungsmittel kamen. In seinem Hause zu Leoggenthal hatte der

Ehrwürdige ohne die Dienstbothen zwölf Männer zu ernähren, und so oft er sie fragte, ob ihnen nichts abgehe, erhielt er zur Antwort, es fehle durchaus nichts. Alle aber sahen ein, daß sie es dem Gebete ihres Hausvaters zu danken hatten, der immer mit kindlicher Zuversicht betete: „Auf dich, o Herr, hab ich gehofft: ich werde nicht zu Schanden werden ewiglich.“

So lange Bartholomäus in Leoggenthal war, galt er allgemein als die Zuflucht aller Armen und Nothleidenden. Allen Bettlern, die zahlreich zu ihm kamen, gab er reichliches Almosen. Den Kranken sendete er die Kost von seinem Tische. An jedem Dienstag und Donnerstag theilte er eigenhändig Geld unter die Armen seiner Gemeinde aus. Da kam er oft so weit, daß er Alles hergab und dann selbst von seinen Geistlichen entlehnen mußte. Als man ihn ermahnte, er solle doch mehr auf sich und die Seinigen denken, sagte er: „Gott der Herr ist reich an Barmherzigkeit und wird gewiß Fürsorge treffen.“

Zwei Stunden von seinem Pfarrhofe entfernt wohnte ein Adeliger in großem Elende. Seine Frau war ihm gestorben, und seine Vermögensumstände waren ganz zerrüttet. Er hatte noch zwei Töchter und sah, daß er mit denselben nicht mehr standesgemäß leben könne. In seinem Trübsinn entschloß er sich, sammt seinen Töchtern sich auszuhungern. Wirklich hatte er sich schon mehrere Tage in einem Zimmer seines Schlosses eingesperrt. Sobald Bartholomäus davon Kunde erhielt, eilte er mit zwei Gefährten zu der Wohnung des Adelichen. Hier sprengte er die Thüren des verriegelten Zimmers, fand den Vater in seinem großen Elende und halb verhungert, schwer aufathmend, aber noch am Leben. Die eine seiner Töchter hatte ihr armseliges Leben noch ge-

fristet, die andere aber war schon verschieden. Bartholomäus war innigst gerührt über den Anblick dieses Jammers. Der Adeliche war ganz verwirrt und für das, was er gethan, wohl nicht zurechnungsfähig. Indessen ging ihm das Mitleiden und die Barmherzigkeit des Ehrwürdigen so zu Herzen, daß er auch die Trostworte, die dieser zu ihm sprach, zu fassen vermochte. Er ließ sich zu einem Transport in den Pfarrhof nach St. Johann bereden, wurde sogleich dahin gefahren und daselbst verpflegt, bis er wieder die volle Gesundheit erlangt hatte. Die Tochter des Adelichen übergab Bartholomäus einer frommen, adelichen Frau, die sich ihrer wie ihres eigenen Kindes annahm. Der Vater begab sich, nachdem er geistig und leiblich gekräftiget war, wieder in sein Schloß, und konnte mit neuem Muthe sich in seine immer noch erträgliche Lage finden. Er war auch sein Leben lang voll Dank und Ergebung gegen den edlen Retter seines zeitlichen Lebens und des Heiles seiner Seele.

Während dieser Zeit flüchtete sich ein gewisser Johann Stilbach, Dekan und Pfarrer aus Bayern, nach Kitzbüchel, zwei Stunden von St. Johann entfernt. Daselbst lebte er in selbstverschuldetem, großem Elend in einer armseligen Hütte. Er hatte gar nichts zu leben und wurde noch von einer Krankheit überfallen, die todesgefährlich schien. Bartholomäus sendete, sobald er davon Kunde erhalten hatte, seinen Mitarbeiter Eberle zu ihm und ließ ihn in seinen Pfarrhof bringen. Hier verpflegte ihn Bartholomäus selber und gewann durch das Uebermaaß seiner Liebe das Herz des Kranken so vollkommen, daß ihm dieser seinen ganzen Lebenslauf unter vielen Thränen aufrichtiger Reue entdeckte, und sich ganz seiner geistigen Zucht hingab. Der Unglückselige ward durch den treuen Diener Gottes beruhiget und

getröstet, lebte noch fünf Wochen im Hause dieses barmherzigen Samariters, wurde mit den heil. Sterbsakramenten versehen und gab unter Bußthränen seinen Geist auf.

Solche Wohlthätigkeit hätte der Ehrwürdige ohne besondere, wunderbare Hilfe Gottes nicht üben können. Ein Beispiel solcher Hilfe ist uns aufbehalten worden. Schon vor der oben erwähnten Zehentplünderung war im Leoggenthal eine große Noth eingebrochen. War auch für die bei St. Johann wohnenden Geistlichen die nothwendige Nahrung zur Hand, so hatte man doch nichts, die Bedürfnisse der Studierenden in Ingolstadt zu befriedigen. Der Winter rückte heran. Es fehlte an Kleidungsstücken und an Geld, dieselben anzuschaffen. Bartholomäus wußte bei Menschen keine Hilfe. Er wendete sich an denjenigen, der immer helfen kann, und sein Vertrauen wurde nicht zu Schanden. Ganz unvermuthet kam einst ein junger Mann in den Pfarrhof, grüßte den Dekan Bartholomäus gar freundlich und erklärte ihm, er möchte ihm einen Theil seines Geldes anvertrauen, weil es ihm auf seiner Reise zu lästig sei. Der Dekan könne es einstweilen zu seinem eigenen Gebrauche verwenden, oder auch Andern davon mittheilen. Bartholomäus offenbaret nun dem Fremden, in welch einer Noth er jetzt eben sei: allein er getraue sich nicht etwas davon zu nehmen, weil er vielleicht auch später nicht im Stande sein dürfte, es wieder zurückzugeben. Der Fremde beruhigte ihn mit der Versicherung, die Zurückforderung werde nie so plötzlich geschehen, daß er in eine Verlegenheit kommen könnte. Dann entfernte er sich, ohne je wieder zurückzukehren oder eine Anforderung stellen zu lassen. Das Geld reichte für alle nothwendigen Bedürfnisse, sowohl für die Studierenden als auch für die Geistlichen während der nachfolgenden Zehent-

beraubung hin. Bartholomäus erkannte darin ein Werk besonderer göttlicher Fürsorge.

Während dieser Zeit kam auch ein Studierender zu Bartholomäus und brachte ihm dreißig Gulden. Derselbe war ehedem in dem Kosthause zu Salzburg gewesen, und hatte, von böser Habsucht verleitet, dieses Geld dem Kosthause entwendet und sich damit staubaus gemacht. Auf einmal konnte er die Gewissensbisse über dieses Unrecht nicht mehr ertragen und stellte das gestohlene Gut wieder zurück, als man dessen am nothwendigsten bedurfte.

Wie in seinen besondern Nöthen, so erfuhr Bartholomäus auch in allgemeinen Drangsalen die wunderbare Hilfe des Herrn. Bei solchen Anlässen versammelte er die Gemeinde vor dem Allerheiligsten und betete zum Herrn um Erbarmung und Verschonung. Dieß geschah beim ersten Einfall der Schweden in das Salzburgische, und dann wieder als sie Prag besetzten. Dieses Unheil ward dem Diener Gottes vorher kund gegeben. Acht Tage lang versammelte er die Gläubigen täglich vor dem Allerheiligsten und betete mit ihnen so inbrünstig, so unter Thränen und Schluchzen, daß er nicht mehr laut beten konnte. Diesem seinem Gebete schrieben seine Freunde es zu, daß Prag nicht ganz von den Feinden besetzt werden konnte, und daß endlich die Katholiken wieder die Oberhand erhielten.

Im Jahre 1653 kam der Churfürst von Mainz Johann Philipp, Graf von Schönborn, Erzkanzler von Deutschland, Bischof von Würzburg und Herzog von Franken, nach Gastein. Der Erzbischof von Salzburg erwies ihm alle Ehren. Der Domdekan von Salzburg, Graf von Lichtenstein, begleitete denselben auf dem Rückwege, und empfahl ihm das Institut des ehrwürdigen Bartholomäus. In Tittmoning ließ sich

der Churfürst die Priester der neuen Genossenschaft vorstellen. Er fand an Allem großes Wohlgefallen und wünschte die Satzungen und Regeln sammt ausführlichem Bericht über die ganze Einrichtung schriftlich zu erhalten. Bartholomäus erhielt davon Kunde, schrieb Alles auf und begab sich nach Regensburg, wo sich der Churfürst eben noch beim Reichstage aufhielt. Der Churfürst ward ganz begeistert für das neue Institut und übertrug demselben vorerst das Priesterhaus zu St. Kilian in Würzburg. Johann Ulrich Rieger, Andreas Burkard und Johann Weissenrieder wurden dahin abgesendet. Der Domdekan Fr. von Saal nahm sie besonders in seinen Schutz. Unter vielen Kämpfen gewannen sie endlich festen Fuß. Neid und Dummheit boten Alles auf, die Fremdlinge wieder zu entfernen. Der Fürstbischof bekannte selbst, während seiner ganzen Regierung habe er nicht so viele Widersprüche erfahren, als bei Einführung dieses Institutes allein. Derselbe hatte indessen auch in Ingolstadt über Bartholomäus und sein Institut Erkundigungen einziehen lassen, und war nun ganz für ihn eingenommen worden.

Vom Churfürsten nach Würzburg und Mainz eingeladen, konnte Bartholomäus wegen plötzlicher Erkrankung nicht abreisen. Da er sich deßhalb brieflich entschuldigte, erhielt er vom Churfürsten folgendes Schreiben: „Ehrwürdiger, in Christo von Uns aufrichtig Geliebter! Aus Deinem, am 2. Jäner an uns geschriebenen, Briefe haben wir mit Bedauern Dein Erkranken vernommen. Wir hoffen jedoch, der Herr, in dessen Hand Tod und Leben steht, werde Dir bald wieder die frühere Gesundheit schenken und Dich sammt einigen Genossen, die im Weinberge des Herrn zu arbeiten bereit sind, im besten Wohlsein zu uns senden. Mit Sehnsucht erwarten wir Deine Ankunft und empfehlen uns von ganzem Herzen Deinem

Gebete. Dieß schreibt Dir mit eigener Hand, der Dich von ganzem Herzen liebt, Johann Philipp, Churfürst von Mainz. Mainz am 5 Februar 1655."

Dieser edle Fürst war wirklich der vertrauteste Freund des Ehrwürdigen. Ueber alle seine Angelegenheiten berieth er sich mit ihm, und um ihn näher bei sich zu haben, übergab er ihm die Pfarrei Bingen am Rhein bei Mainz. Von da kam Bartholomäus gar oft nach Mainz oder an andere Plätze des Rheingaues, wo der Churfürst sich aufhielt. Oft blieben die seeleneifrigen Männer bis Mitternacht mit einander vereint im Gespräche, zumal wenn der edle Dekan der Metropolitankirche, Herr von Saal, mit zu Rathe gezogen wurde. Oft hörte man den Churfürsten voll Dankes gegen Gott die Worte ausrufen: „Wie glücklich bin ich doch, daß mir der Herr diesen Mann und seine Genossen zugesendet hat! Diese Priester beruhigen mein Gewissen in Wahrheit und helfen mir zu jener Zuversicht, in der ich getrost vor Gott erscheinen kann. Ich bin Bischof. Auf mir lastet die Sorge für das Seelenheil der Untergebenen. Jetzt habe ich echte Seelenhirten und Pfarrer, und durch sie werden wieder andere gebildet und herangezogen."

So sprach er sich auch vor andern Fürsten aus. Immer kam er wieder auf seinen geliebten Bartholomäus zu sprechen. Allen empfahl er dieß Institut zur Gewinnung einer neuen, vom apostolischen Geiste beseelten Geistlichkeit. Selbst dem Könige Karl II. von England, der damals auf seiner Flucht in Deutschland sich aufhielt, empfahl der Churfürst diesen apostolischen Mann. Von diesem Könige hatte Bartholomäus geweissagt, daß er in den Händen der Seinigen, also nicht durch Feindes Hand, sterben werde. Nach einer Niederlage trat der Friede ein. Von England aber war ihm ge-

offenbart worden, daß es sich wieder zum katholischen Glauben bekehren, und daß dann die Engländer noch weit mehr für das Wohl der Kirche thun werden, als sie in den ersten Zeiten nach ihrer Bekehrung gethan hatten. Der König hatte von dieser Weissagung des Bartholomäus unsichere Kunde erhalten und verlangte nun, den merkwürdigen Mann selbst zu sprechen. Spät in der Nacht wurde Bartholomäus nach Geißenheim, wo der König mit den Churfürsten sich aufhielt, zur Unterredung berufen. Es war 12 Uhr um Mitternacht, als er dem Könige vorgestellt wurde. Er empfahl dem Könige mit allem Nachdrucke den katholischen Glauben und bat ihn, jene Priester zu schützen, die für das wahre Wohl, für die Bekehrung Englands arbeiteten. Der König versprach ihm bei der Hand, seine Bitte zu erfüllen. Und von dieser Zeit an flehte Bartholomäus unabläßig um die Bekehrung Englands. Ja er wollte selbst nach England reisen und an diesem Werke des Herrn arbeiten. Allein seine Freunde riethen ihm ernstlich davon ab, und er sah später selbst ein, daß die Zeit der Bekehrung Englands noch nicht so nahe sei. Um so unverdrossener arbeitete er fortan in seinem Weinberge Bingen, indem er unermüdet das unwissende Volk unterrichtete und ihm die Mittel des Heiles spendete. Zugleich errichtete er in Bingen eine lateinische Schule für Solche, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten.

Unermüdet arbeitete der Ehrwürdige an der Ausbreitung seines Institutes. Viele folgten seinem Rufe, entsagten dem Geize und dem müßigen und regellosen Leben und widmeten sich ganz ihrem heiligen Berufe. Die Meisten derselben blieben fest und treu; Einzelne fielen wieder in ihr altes Wesen zurück. An mehreren Orten entstanden Seminarien

zur Erziehung der Weltpriester im Geiste des Bartholomäus. Der Stifter wollte nur praktische Seelsorger bilden und forderte darum, obgleich er selber Doktor der Philosophie und Lizentiat der Theologie war, weder große Gelehrsamkeit von seinen Mitbrüdern, noch Auszeichnungen durch Titel und Würden. Die Priester des gemeinschaftlichen Lebens sollten vor Allem, von der hohen Würde ihres Berufes ergriffen, aller Gemeinheit des schmutzigen Geizes und der sinnlichen, weltlichen Vergnügen feind sein, am Gebete und an der seelsorglichen Thätigkeit eine Freude haben und diesem Hauptgeschäfte sich ganz widmen. Vor Allem verlangte er von ihnen eine vorzügliche Lehrgabe und Begeisterung für den Unterricht der Jugend. Er war selbst ein ausgezeichneter Katechet und Schulfreund und bildete seine Zöglinge für diesen Hauptzweig der Seelsorge mit aller Sorgfalt heran. Durch Ertheilung des Unterrichtes an die Kinder mußten sich seine jüngern Genossen für den Predigerberuf heranbilden.

Immer hielt er den Seinigen das Beispiel der ersten Christen vor Augen, die allesammt Ein Herz und Eine Seele waren und Alles mit einander gemein hatten. „Seid friedlich, webet ein Band der Brüderlichkeit um euch, daß ihr zusammenstimmet, wie die Saiten der Zither vom Zitherschläger zusammengestimmt werden. Singt dein Bruder im achten Tone, d. i. im Tone leidenschaftlicher Aufreizung, so singe du im vierten Tone, d. i. im Tone der Demuth, der Geduld und Sanftmuth, dann gibt es einen harmonischen Gesang. Dann wird euer Haus wie Nardenkraut einen Wohlgeruch geben vor dem Angesichte des Herrn, und die Harmonie eures Gesanges wird alle himmlischen Chöre erfreuen. . . Laßt uns mit innigstem Verlangen und mit aufrichtiger Liebe die Gütergemeinschaft festhalten, denn dieß

Leben der Gemeinschaftlichkeit ist ein Vorgenuß des himmlischen Friedens in der ewigen Seligkeit". . . So schrieb er an die Priester in Tittmoning.

Jener Seherblick, der sich dem Geiste des Knaben schon erschlossen hatte, blieb dem ehrwürdigen Bartholomäus für sein ganzes Leben. Er wurde vieler himmlischer Erscheinungen gewürdiget und war fortwährend im Verkehr mit den Seelen, die er zum Scheiden aus dieser Welt vorbereitet hatte. Da wurden ihm viele zukünftige Dinge eröffnet, die zunächst seine Genossenschaft, dann aber auch das Schicksal seines Vaterlandes und der ganzen heiligen Kirche betrafen. Vieles davon ist schon in Erfüllung gegangen; Mehreres steht uns noch bevor. Dieser sein Seherblick leuchtet insbesondere aus seiner Erklärung der Offenbarung des heiligen Johannes hervor. Den Anfang dieses Buches schrieb er noch in Leoggenthal zur Zeit einer großen Trübsal. Da brachte er mehrere Tage ohne Speise und Trank, ganz allein dem Gebete obliegend, dahin und bereitete sich für die göttlichen Mittheilungen vor. Als man ihn später fragte, wie er es bei diesem Werke angegangen habe, erklärte er: „Ich habe nicht mehr gethan, als ein Kind, das nach einer Vorschrift schreibt, und dem man dazu noch die Hand führt." Diese Erklärung ist nicht vollendet. Als man ihn später aufmunterte, dieselbe fortzusetzen, sagte er unumwunden: „Ich kann es nicht, denn ich habe den Geist nicht mehr, in dem ich es begonnen habe."

Ueberhaupt schrieb der Ehrwürdige dem Fasten eine besondere Kraft zur Förderung höherer Erkenntniß zu. Einst brachte er, es war im vorletzten Jahre seines Lebens, den Ostermontag ganz ohne alle Speise zu. Als man ihn fragte, warum er an diesem Tage faste, antwortete er: „Es ist dieß der Tag, an welchem der Herr den zwei Jüngern die dunkeln

Stellen der Schrift erklärt hat; ich bedarf derselben Erleuchtung, um eine Stelle, auf deren Ergründung ich schon viele Zeit und Mühe verwendet habe, recht zu verstehen."

Der Ehrwürdige schrieb mehrere Abhandlungen: über die Demuth, von der Liebe Gottes, über die schauerlichen Strafen der Onanie, von den Uebungen, Gewohnheiten und der Leitung der Priester seines Institutes, die Satzungen mit den Uebungen zum Gebrauche der Weltpriester, die gemeinschaftlich mit einander leben. Letzteres Buch wurde nach seinem Tode vom Papste Innozenz XI. am 7. Juni 1680 approbirt. Dann schrieb er auch die verschiedenen Visionen auf und übergab das Buch der theologischen Fakultät zu Ingolstadt. Diese billigte das Ganze, weil darin durchaus nichts vorkam, was gegen die gesunde Vernunft und gegen die Lehre der Offenbarung verstößt.

In Bingen lebte und wirkte der Ehrwürdige nur mehr drei Jahre lang. Unverhofft wurde er Anfangs Mai 1658 von einem hitzigen Fieber befallen. Drei Wochen lang litt er die härtesten Schmerzen. Dabei war er so geduldig und gottergeben, daß sich Jedermann an ihm nur erbauen konnte. Als er die Nähe des Todes gewahrte, wollte er die Seinigen auf diese Stunde vorbereiten und tröstete sie recht liebereich. Sie sollten sich an Gott halten, auf ihn ihr Vertrauen setzen, ihrem Berufe getreu bleiben, die wesentlichen Anforderungen des Institutes genau erfüllen und Alles dem Herrn anheimstellen. So redete er ihnen zu, empfahl ihnen noch besonders den Eifer für Gott, für seine heilige Kirche und das Heil der Seelen, dann die Demuth, die Geduld und die vollkommene Zuversicht auf den Herrn. Diese Zuversicht sei das nothwendige Erbgut der geistlichen Hirten, das der oberste Hirt unserer Seelen, Jesus Christus, uns hinterlassen hat,

und das uns allein genügt. Dann empfing er noch die heiligen Sterbsakramente und verschied unter dem Gebete seiner geistlichen Mitbrüder, als diese eben die Sterbegebete anstimmten: „Kommt zu Hilfe, ihr Heiligen Gottes"! Es war der 20. Mai 1658 gegen 9 Uhr Vormittags. Der Ehrwürdige hatte 45 Jahre erreicht, unter denen er 19 als Priester zugebracht. Sein Institut bestand bei seinem Tode erst 18 Jahre und zählte schon eine große Menge Mitglieder. Die Leiche des Seligen wurde in der Pfarrkirche zu Bingen beim Kreuzaltare zur Erde bestattet. Auf dem Grabstein steht die Inschrift: „Der ehrwürdige Diener Gottes, Bartholomäus Holzhauser, der Theologie Lizenziat, Pfarrer und Dekan der Kirche zu Bingen, Wiederhersteller des gemeinschaftlichen Lebens der Weltpriester in Süddeutschland, starb am 20. Mai 1658."

Der Churfürst von Mainz war über diesen unerwarteten Todfall sehr bestürzt. Er beklagte sich vor seinen Leuten, daß man ihm die Krankheit seines ehrwürdigen Freundes verheimlicht hatte. Er hätte den Kranken besucht und von seiner himmlischen Weisheit Belehrung und Rath für seine so wichtigen Seelsorgegeschäfte sich erbeten. Diesen letzten Trost, den er von dem Hochverehrten noch hätte erlangen können, konnte er lange nicht verschmerzen. „Ach, ich habe viel verloren! Ich habe meinen Rathgeber und meinen Vater verloren." So sprach er zu Allen, mit denen er über diese Trauerkunde redete.

Nun wurde von der kirchlichen Obrigkeit eine Prüfung des Lebens, der Schriften, der Visionen und Wunder des seligen Dieners Gottes angestellt. Man fand nichts, das gegen den Mann Gottes zeugte; seine Tugenden aber wurden als heroische erkannt. Die Kirche gab ihm den Namen „ehr-

würdig". Sein Institut fand nach seinem Tode in Ungarn, in Polen und in Spanien Eingang. Die Priester desselben erwarben sich allenthalben die Achtung und das Vertrauen der Gläubigen. Sie standen, wie alle Weltpriester, unter dem Bischof ihrer Diözese. In jeder Diözese war aber noch ein besonderer Vorstand der Bartholomäer, wie man sie nannte. Derselbe hieß Präsident und mußte alle Jahre sowohl die Seminarien des Institutes, als die Seelsorgstationen, als auch die Häuser der Emeriten visitiren. Auch mußte er alle Jahre mit den Bezirksvorständen eine Synode halten. Was hier beschlossen wurde, ward der Genehmigung des Bischofs unterstellt und erhielt erst durch diesen seine bindende Kraft.

Dieses vortreffliche Institut erhielt sich nicht sehr lange. Die gänzliche Entsagung, wie sie im Grunde die Kirchengesetze von jedem Priester verlangen, wie sie in diesem Institute wirklich geübt wurde, schreckte von dem Eintritte ab. Zudem stand eben auch nirgends eine glänzende Carriere offen, denn Bartholomäus wollte mit seinen Priestern nur den Armen das Evangelium predigen. So blieben zwar die wirklichen Bartholomäer fortwährend in ihrem ursprünglichen Ansehen, allein sie erhielten keinen Nachwuchs. Nur ihre Seminarien blieben noch bis zur Zeit der Säkularisation.

(Vita ven. Barthol. Holzh.)

---

191. Der fromme Bauer von Altenötting.

† 1659.

Im Jahre 1561 wurde nächst bei Altenötting in einem armen Häuschen Georg Gasteiger geboren. Die Nähe des Gnadenortes Altenötting war der einzige Vorzug, den Gasteigers Heimath vor andern ähnlichen Häusern der Armuth hat.

Die frommen Eltern erzogen ihren Sohn in der Furcht Gottes und pflanzten in seinem Herzen eine ausgezeichnete Liebe zu den Uebungen der Gottseligkeit. Diese Aussaat wurde durch Gottes mächtigen Schutz bewahrt und trug mit der Zeit kostbare Früchte. Alle Stürme, die während der neunzig Jahre seines Lebens über diese Pflanzung losbrachen, konnten sie nicht zerstören, sondern dienten nur dazu, sie um so sicherer ihrer Reife entgegen zu führen.

Das äußere Leben dieses frommen Bauersmannes war, wie das Leben eines jeden Andern. Er bestellte sein Feld Jahr aus Jahr ein, und war immer voll Arbeit vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Als er das von seinen Eltern ihm übergebene Gütchen übernehmen mußte, trat er in den Ehestand und lebte dann mit seinem Eheweib in christlichem Frieden bis in sein 68. Jahr, wo ihn der Tod seiner Frau zum Wittwer machte. Er zog Kinder auf und hielt auch sie zur Arbeit an. Eine seiner Töchter, die den frommen Sinn vom Vater in reichlichem Maaße geerbt hatte, brachte er in ein Kloster. Die nothwendige Aussteuer für sie erwarb er durch saure Arbeit und durch freudige Entbehrung, indem er es für ein hohes Glück schätzte, eines seiner Kinder ganz dem Dienste des Herrn zu weihen.

Sein inneres Leben war von dem so mancher anderer Bauersleute verschieden. Am frühesten Morgen flehte er mit seinem Weibe zu Gott um seinen Segen über das ganze Hauswesen und über alle Arbeiten des ganzen Tages. Jede Arbeit unternahm er mit einer guten Meinung und gar oft ermunterte er sich und die Seinigen durch die Worte: „Alles zur Ehre Gottes"! Fiel ihm oder den Seinigen etwas besonders schwer, oder wurde Eines von einem Leiden oder Wehtag heimgesucht, so sprach er voll Ergebung: „Alles Gott

zu lieb"! — Am Abende opferte er alle Arbeiten des Tages dem lieben Gott auf. Vereint mit seinem ganzen Hauswesen dankte er dem gütigen Gott für alle Gaben, die ihnen zu Theil geworden, für die leiblichen Kräfte zur Arbeit, für den frohen Muth bei allen Mühen und für das glückliche Gelingen der Geschäfte. Sein Hauswesen sah mehr einer wohlgeordneten Kloster-Gemeinde, als einer Bauernfamilie gleich. Da hörte man nie streiten und nur selten reden, denn Alle waren in ihren Gedanken mit höheren Dingen beschäftigt.

Aber nicht bloß im eigenen Hause war Friede. Der fromme Georg hatte eine besondere Gabe, Feindschaften zu zerstören, Uneinigkeiten aufzuheben und vollkommenen Frieden zu stiften. Ein einziges Wort von ihm wirkte oft wunderbar. Darum wurde er auch oft von Nachbaren gebeten, Streitigkeiten auszugleichen und jedem zu seinem Rechte zu verhelfen. Georg that es immer gerne, und Gott der Herr gab dazu seinen Segen. Immer sah man ihn freundlich und heiter. Schon sein Anblick erweckte Vertrauen.

An Sonn- und Festtagen begab er sich jedesmal in aller Frühe nach Altenötting in die Gnadenkapelle. Daselbst wohnte er mit größter Andacht den heiligen Messen bei, bis in der Stiftskirche zur Predigt geläutet wurde. Das Wort Gottes hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit an, und Gott verlieh ihm ein tiefes Verständniß der ewigen Wahrheiten und der heiligen Geheimnisse. Dann blieb er, bis der ganze Gottesdienst zu Ende war.

Zu derselben Zeit war in Altenötting die Bruderschaft der Verkündigung Mariä errichtet worden. Unter den ersten Mitgliedern derselben fand sich der fromme Gasteiger. Ueberhaupt unterließ er keinen Anlaß, wobei er seine kindliche Verehrung der seligsten Jungfrau an den Tag legen konnte.

Wurde nun nach dem Gottesdienste noch eine Bruderschafts-Andacht gehalten, so war er immer gegenwärtig. Hielt man dieselbe Nachmittags, so ging er nicht nach Hause zum Mittagessen. Da begnügte er sich mit einem Stücke schwarzen Brodes. Dieß war dann all sein Essen den ganzen Tag, bis er am späten Abend nach Hause kam. Weder Wind noch Wetter, weder Regengüsse noch Schneegestöber konnten ihn bestimmen, von einer solchen Bruderschafts-Versammlung wegzubleiben.

Am Abend kehrte er immer nach Hause zurück. Die noch übrige Zeit brachte er damit hin, daß er mit seinen Leuten gemeinschaftlich betete, oder daß er ihnen aus einem geistlichen Buche etwas vorlas. Er hatte eine größere Sammlung geistlicher Bücher sich angeschafft.

Nach dem Tode seiner Ehefrau hatte der fromme Mann noch mehr Zeit, den Uebungen der Frömmigkeit zu obliegen. Jetzt kam er auch, weit häufiger als vorher, an den Werktagen in die Gnadenkapelle und zu den Gottesdiensten in derselben. Die Sorge für die zeitlichen Angelegenheiten hatten jetzt seine Kinder übernommen; ihm oblag allein die Sorge für das Ewige. Bis in sein neunzigstes Jahr konnte der fromme Mann den Weg zur Kirche gehen und in derselben seine Andacht pflegen. Jetzt wurde es auf einmal anders. Seine leiblichen Kräfte ließen so nach, daß er bald das Haus nicht mehr verlassen konnte. Allmählig schwand auch das Augenlicht. Jetzt konnte er nicht einmal mehr lesen. All diese Heimsuchungen nahm der fromme Georg ganz geduldig hin. Nie hörte man ihn über den Verlust des Augenlichtes klagen. Der gütige Gott ersetzte ihm innerlich, was er äußerlich entbehren mußte. Der einfache Bauer, der freilich sein Leben lang ein eifriger Anhörer und Vollbringer

des Wortes Gottes gewesen war, gewöhnte sich jetzt so an die Betrachtung und an das innerliche Gebet, als wenn er von Jugend auf dazu wäre angeleitet worden. In solcher Uebung verharrte er volle acht Jahre lang. Endlich kam die Stunde des Scheidens. Der fromme Diener Gottes wurde noch mit den heiligen Sterbsakramenten versehen und entschlief dann sanft und selig im Herrn, im Jahre 1659. Den Tag seines Todes hat man vergessen. In der ganzen Umgegend bezeugte man dem seligen Verstorbenen große Verehrung; selbst das Haus, in dem er gewohnt hatte, ist ein Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden, und bis auf den heutigen Tag lebt das Andenken an den frommen Georg Gasteiger in der ganzen Umgegend fort.

(Raßler.)

---

192. Die gottselige Mechtildis Magdalena, Klosterfrau.
(10. November.) † 1691.

Diese edle Frau stammte aus dem Geschlechte der Freien von Kammerberg und lebte viele Jahre in christlicher Ehe mit dem churfürstlichen Hofkastner Paul von Langenmantl. Als nach der kirchlichen Trauung auf dem Chore das Te Deum gesungen werden sollte, stimmten die Sänger die Antiphon Veni sponsa Christi (Komm, du Braut Christi) an. Dadurch wurde die fromme Braut tiefinnerlich ergriffen, und sie faßte den Entschluß, Christo, dem Bräutigam aller gläubigen Seelen, auch in ihrem Ehestande mit aller Treue zu dienen, und sobald sie volle Freiheit haben werde, sich ihm ganz zu weihen.

Was sie sich an diesem festlichen Tage vorgenommen hatte, das hielt sie auch getreulich. Sie gehorchte und diente

in ihrem Ehegemahl Christo dem Herrn selber und führte mit ihm einen gottseligen Wandel. So lange ihr Mann lebte, mußte sie sich in Manches fügen, das nicht nach ihrem Sinne war. Sie mußte an weltlichen Vergnügen Theil nehmen, Besuche machen und annehmen, die sie gerne vermieden hätte; allein sie that dieß Alles aus Gehorsam gegen ihren Mann, ohne dadurch Schaden zu leiden. Zur Verwahrung vor weltlichem Sinne und zur nothwendigen Befestigung im Guten empfing sie sehr oft die heiligen Sakramente der Buße und des Altars. In all ihren wichtigern Angelegenheiten und in Zweifeln fragte sie ihren Beichtvater um Rath. So lebte sie mit ihrem Gatten in ungestörtem Frieden bis zu seinem seligen Ende.

Nach dem Tode ihres Mannes kümmerte sie sich einzig und allein um das Wohlgefallen Gottes. Jetzt fragte sie nicht mehr nach der Welt, der sie ganz abzusterben von ganzem Herzen verlangte. Die meiste Zeit widmete sie fortan dem Gebete. Damit verband sie verschiedene Bußübungen zur Abtödtung des Fleisches. Einst sah sie bei einer Kerzlerin in der Michaelskirche zu München einen Bußgürtel, der aus Eisendraht geflochten war und die eisernen Spitzen nach innen gerichtet hatte. Sogleich verschaffte sie sich ein solches Bußwerkzeug und trug es auf ihrem Leibe. Auch um ihre Arme band sie ähnliche Bänder. Als sie einst der Bediente beim Arme ergriff, um ihr aus dem Wagen herauszuhelfen, drückte er ihr die Stacheln so tief ins Fleisch ein, daß es ihr darüber die hellen Zähren aus den Augen auspreßte. Sie aber war innerlich ganz vergnügt darüber, daß sie der liebe Gott so ohne ihre Absicht diese Stachel ernstlich fühlen ließ. Um sich vor Gott recht zu demüthigen, warf sie sich oft nieder und küßte die Erde. Als sie sich einst mit gar großer

Hast so auf die Erde hinwarf, verletzte sie sich im Gesichte so arg, daß sie mehrere Tage nicht mehr unter die Leute gehen durfte.

Was die fromme Frau noch aufhielt, daß sie nicht gleich nach dem Tode ihres Mannes in ein Kloster eintrat, war die Sorge für ihren Sohn. Derselbe war noch unversorgt und bedurfte des Rathes und der Leitung von seiner weisen und frommen Mutter gar sehr. Nun wurde auch dieses Hinderniß weggeräumt. Ganz unerwartet erhielt die liebevolle Mutter die Nachricht, daß ihr Sohn auf dem Landgute plötzlich gestorben sei. Diese Kunde erfüllte das mütterliche Herz mit Betrübniß. Sie weinte über ihr geliebtes Kind; allein bald konnte sie sich wieder fassen, und ihr Entschluß stand nun fest, die Welt gänzlich zu verlassen und nur mehr für Gott zu leben.

Die edle Frau war jetzt in ihrem 66. Lebensjahre. Sie begab sich, ohne mit Fleisch und Blut sich zu berathen, in das Riedler'sche Kloster und offenbarte der Oberin M. Barbara Murath ihren Entschluß. Diese lobte das Vorhaben der frommen Frau, gab ihr aber ernstlich zu bedenken, welch eine Bürde sie sich bei diesem Schritte auflade. Sie sei doch durch Alter geschwächt, durch so viele Jahre an Bequemlichkeiten gewöhnt und müßte jetzt mit jungen rüstigen Jungfrauen dieselbe Last tragen und denselben Schritt gehen. Die Regel leide keine Ausnahme. Alle müßten denselben Uebungen obliegen, zu derselben Stunde aufstehen, an demselben ärmlichen Tische speisen und dieselben Bußübungen vornehmen. Sie könne ja aus ihrem eigenen Hause ein Kloster machen, daselbst nach ihrem eigenen Gutdünken und nach dem Rathe des Beichtvaters dem Gebete und den Bußübungen obliegen. Dieß werde ihr mehr zusagen, als das Leben in einem so strengen und armen Kloster.

Dieß Alles hatte die fromme Mechtildis schon lange erwogen. Es war ein göttlicher Antrieb, der ihr keine Ruhe ließ, bis das Werk zu Stande gebracht war. Sie erklärte der Oberin, sie wolle eben Opfer bringen, für die Bequemlichkeit ihres bisherigen Lebens büßen, ihrem armen und leidenden Heilande auf dem Wege des Kreuzes nachfolgen, und sie hoffe, mit dem Beistande des Herrn dieß Alles leisten zu können. Als eine spät Berufene wolle sie noch den Zehner des ewigen Lebens gewinnen in dem gottgeheiligten Hause. Im unbedingten Gehorsame wolle sie leben und sterben, in Nachahmung desjenigen, der dem himmlischen Vater gehorsam war bis zum Tode des Kreuzes. Er, der das Wollen des Guten gegeben, werde auch das Vollbringen geben.

Einer solchen Entschlossenheit konnte die weise Oberin ihre Zustimmung nicht mehr versagen. Sie trug die Angelegenheit ihren Mitschwestern vor, und alle stimmten dafür, die fromme Mechtildis sollte die Aufnahme ins Kloster erhalten. Mechtildis zog sogleich ein Ordensgewand an und trug es unter ihren weltlichen Kleidern. Dann begab sie sich in die Kirche und opferte dem Herrn und seiner göttlichen Mutter sich selber und dieses ihr Vorhaben auf, mit der vertrauensvollsten Bitte, daß er seinen Segen dazu sprechen wolle.

Der 5. Juni ward als der Tag ihres Eintrittes in das Kloster festgesetzt. Es war dieß der Vorabend des hohen Pfingstfestes im Jahre 1683. Mechtildis hatte alle ihre zeitlichen Angelegenheiten vollständig geordnet. Um alles Aufsehen zu vermeiden, wollte sie in der Nacht ihr Haus verlassen. Kein Mensch im Hause wußte etwas von ihrem Vorhaben. Nur eine einzige fromme Frau in der Stadt

war in das Geheimniß eingeweiht. Diese sollte sie ins Kloster begleiten. Damit aber nicht Unruhe und Lärm entstehe, wenn man sie in der Frühe des andern Tages nicht finden würde, schrieb sie auf einen Zettel, den sie an die Thüre ihres Schlafzimmers heftete, folgenden Bescheid:

„Niemand suche mich mehr in der Welt, sondern im „Riedler-Kloster. Da will ich die noch übrige Zeit im „beständigen Dienste Gottes meinem Erlöser aufopfern. „Ich gebe allem vergänglichen Glücke und allem eiteln „Leben Abschied und eile dem Himmel zu. Ich versichere „mich der göttlichen Barmherzigkeit und bewerbe mich um „die ewige Seligkeit.

Maria Mechtildis, Wittwe."

Die ganze Nacht brachte Mechtildis mit ihrer treuen Freundin im Gebete zu. Gegen Morgen hin, als der Tag zu dämmern anfing, verließen sie das Haus und begaben sich zur Klosterpforte. Hier war Alles auf ihren Empfang bereit. Sämmtliche Klosterfrauen standen mit der Oberin nächst der Pforte und begrüßten die neue Mitschwester. Sie wußten Alle, wie viele Güter und Bequemlichkeiten der Mechtildis in der Welt zu Gebote gestanden waren, und wie heldenmüthig sie dieß Alles mit Füßen getreten hatte, um in vollkommner Armuth und Entsagung ihrem Herrn nachzufolgen. Mechtildis aber war hocherfreut, daß nun alle Bande, die sie bisher noch an die Welt gefesselt hatten, zerrissen, und daß sie durch einen Schritt vollkommene Freiheit erlangt hatte. „Der Strick ist entzwei, und ich bin ja frei!" So rief sie auf im innigsten Jubel ihres Herzens. Zugleich aber hatte sie das Gefühl und das Bewußtsein, daß sie, erst um die letzte Stunde Berufene, auch die Geringste von allen Mitschwestern sei. In der aufrichtigsten Demuth ihres Herzens warf sie sich

vor allen ihren Mitschwestern auf die Erde hin und bat sie Alle um schwesterliche Aufnahme. Dann ging man in die Kirche. Hier war schon Alles zur Einkleidung vorbereitet. Aus der Hand des Provinzials des Franziskaner-Ordens empfing sie das Ordensgewand, nachdem sie ihre weltlichen Kleider abgelegt hatte. Zugleich erhielt sie nach ihrem eigenen Verlangen den Namen Magdalena; denn sie wollte nach dem Vorbilde dieser heiligen Büßerin nach einem vieljährigen Leben in der Welt ein wahres Bußleben führen, nachdem ihr die Gnade zu Theil geworden war, von Christo in den Orden des heiligen Franziskus aufgenommen zu werden.

Daß sie der echte Klostergeist in den Orden geführt hatte, offenbarte sich in ihrem ganzen nachfolgenden Leben. Als die Letzte unter allen Schwestern war sie fortwährend bemüht, Allen zu dienen. Der Kranken nahm sie sich wie eine zärtlich liebende Mutter an; bei Tag und bei Nacht besuchte sie dieselben und that ihnen Alles, was zur Erleichterung ihrer Lage diente. Immer wußte sie ihnen tröstliche Worte zuzusprechen und sie zur Geduld zu ermuntern. Vom Anfang an hatte sie sich ausbedungen, daß nie ihres frühern, vornehmen Standes erwähnt werde, und daß man bezüglich ihrer Person in keinem Stücke eine Ausnahme mache. Sie war immer voll Freundlichkeit und Liebe. Ihre größte Freude fand sie an der Vollbringung der niedrigsten Arbeiten. Oft sprach sie: „O mein Gott, wie hoch hast du mich, arme Sünderin, doch begnadiget, obgleich ich dir zu Lieb so gar wenig thun kann!" — Sie gedachte unabläßig der Worte des Herrn: „Und wenn ihr auch Alles gethan habt, so saget, wir sind unnütze Knechte und haben nur gethan, was wir schuldig sind".

Unermüdet war sie beim Chorgebete und in den geist-

lichen Uebungen. Immer die Erste beim Beginne, war sie auch die Andächtigste unter Allen und ein Vorbild für Alle. Eben so eifrig war sie in den Uebungen der Abtödtung. Allein sie wußte alle ihre besondern Bußübungen so zu verbergen, daß ausser ihrem Beichtvater Niemand etwas davon in Erfahrung brachte. Alle jüngern Schwestern hatten das größte Zutrauen zu ihr und liebten sie wie ihre Mutter. Sie aber war Allen mit Rath und Tröstung zur Hand. Wo sie irgend Einer etwas Gutes erweisen konnte, that sie es mit Freuden und pries sich glücklich, ihrem lieben Heiland in seinen Töchtern dienen zu können.

So lebte die gottselige Braut des Herrn acht Jahre lang in unabläßigen Uebungen des Gebetes und der Abtödtung. Ohne Aufhören widertönte in ihren Ohren der Gesang, den sie nach ihrer zeitlichen Vermählung gehört hatte: „Komm, du Braut Christi!“ Auf diesen ihren letzten Gang zum Herrn und Bräutigam ihrer Seele bereitete sie sich ohne Unterlaß. In der letzten Zeit ihres Lebens hatte sie ein gar schmerzliches Kopfleiden, das sie nicht verheimlichen konnte. Oft sah ihr Antlitz einem Marterbilde ganz ähnlich, allein nie hörte man von ihr ein Wort der Klage. Sie schätzte sich glücklich, etwas von dem Leiden des mit Dornen gekrönten Heilandes zu empfinden, und opferte ihm all ihre Schmerzen auf. Weder eine Arznei noch sonst eine Linderung wollte sie gebrauchen. Mit vollkommener Resignation in den Willen des Herrn harrete sie der Stunde entgegen, in der sie durch ihn aufgelöst würde von den Banden des Leibes, um eingeführt zu werden in das himmlische Brautgemach des ewigseligen Lebens. Als man ihr endlich die nahe Auflösung ankündigte, frohlockte sie im Herrn, voll Dankes für die unaussprechlich vielen Wohlthaten, die er

ihr von Kindesbeinen an erwiesen hatte. Mit der innigsten Andacht empfing sie noch die heiligen Sterbsakramente, und an einem Samstage verließ dann ihr unsterblicher Geist die sterbliche Hülle, um einzugehen in die Freude ihres Herrn. An einem Samstage war sie eingetreten in diese Welt, an einem Samstage hatte sie von der Welt Abschied genommen, und an einem Samstage verließ sie auch die Wohnstätte ihres Leibes im 74. Jahre ihres Alters, am 10. November 1691.

(Raßler.)

193. Die ehrwürdige Crescenzia, Klosteroberin zu Kaufbeuren.

(Den 5. April.) † 1744.

Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, im Jahre 1682, den 20. Oktober kam diese in ganz Schwaben und Bayern verehrte Klosterjungfrau zur Welt. Ihre Eltern waren Webersleute. Der Vater hieß Matthias Höß und war Bürger der freien Reichsstadt Kaufbeuren. Die Mutter war die Tochter eines Baders in der Stadt und hieß Lucia Hörmannin. Beide nährten sich von der Weberei, waren aufrichtig fromm und gottesfürchtig und bei ihren Mitbürgern beliebt. Sie hatten vier Kinder, einen Sohn, der in seiner frühesten Jugend starb, und drei Töchter. Die älteste derselben trat in das Kloster zu Hagenau im Elsaß und erhielt den Namen Angelina. Die jüngere hieß Regina und verheirathete sich in Kaufbeuren.

Crescenzia hatte in der heiligen Taufe den Namen Anna erhalten. Sie wurde nebst ihren Geschwistern, unter denen sie das zweitälteste war, in der Furcht des Herrn erzogen. Ihr Vater war ein vorzüglicher Verehrer des bittern Lei-

dens und Sterbens Jesu. Diese Verehrung pflanzte sich gar bald dem kindlichen Herzen der frommen Anna ein. Sie sah es, wie ihr Vater oft bittere Kräuter in den Mund nahm oder unter seine Speisen mengte, um sich das bittere Leiden seines Herrn recht lebendig zu vergegenwärtigen und etwas davon zu verkosten. Die Mutter zeichnete sich insbesondere durch Barmherzigkeit gegen Arme und Kranke aus. Von dem Wenigen, das sie durch ihre Arbeit sich erwarb, theilte sie mit freigebiger Hand an die Armen aus. In ihrem elterlichen Hause hatte sie sich einige medizinische Kenntnisse erworben. Auch diese benützte sie zur Hilfe armer, kranker Leute, denen sie unentgeldlich Arzneien bereitete und auch sonst in ihrem Elende Beistand leistete. Von ihr lernte Anna Werke der Barmherzigkeit üben, was ihr während ihres ganzen Lebens eine Hauptaufgabe blieb.

Mit drei Jahren empfing Anna das heilige Sakrament der Firmung vom Weihbischofe zu Augsburg. Die Wirkungen des göttlichen Geistes offenbarten sich gar bald an dem zarten Kinde. Anna hatte als Kind schon eine innige Liebe zu dem leidenden Heilande. Die Erzählungen ihres Vaters aus der Leidensgeschichte unsers Herrn rührten sie immer zu Thränen. Gar bald lernte sie die Bedeutung des unendlich verdienstvollen Leidens und Sterbens unsers Erlösers kennen. Mit begeisterter Liebe redete das Kind von ihrem geliebten, gekreuzigten Heilande. Nach dem Beispiele ihres Vaters vermengte auch sie ihre Speisen mit bittern Säften, um von der Bitterkeit des Leidens Christi etwas zu verkosten.

Ebenso innig liebte Anna Jesum in der Person der Armen. Sie begriff das Wort des Herrn: „Was ihr dem Geringsten aus dem Meinigen thut, das habt ihr mir ge-

than" — schon in ihrer frühesten Kindheit. Jede Nahrung, die ihr zur Erhaltung ihres Lebens nicht unumgänglich nothwendig war, versagte sie sich, um den Armen etwas mittheilen zu können. Kam ein Armer zur Zeit des Essens vor die Thüre oder vor das Fenster ihres elterlichen Hauses, so bat sie ihre Eltern, daß demselben etwas von dem gegeben werde, was ihr zugedacht war, und nie aß sie etwas, bis die Eltern ihrer Bitte willfahren hatten.

Schon in ihrem siebenten Jahre erhielt sie die Erlaubniß, zur heiligen Beicht gehen zu dürfen. Von da an beichtete sie alle Wochen wenigstens einmal, und jedesmal mit innigster Zerknirrschung über ihre Fehltritte. Oft vergoß sie in der Vorbereitung zur heiligen Beicht die heißesten Thränen der Reue. — Zu Hause lebte sie in einer Eingezogenheit und Stille, wie man es an Kindern nie wahrnimmt. Nie trat sie über die Schwelle ihres elterlichen Hauses, ausser wenn sie irgend wohin geschickt wurde, und wenn sie in die Kirche oder zur Schule ging. Sie hatte vorzügliche Talente überhaupt, und ganz besonders für die Musik, und lernte mit außerordentlichem Fleiße. Mit ihren Geschwistern redete sie am liebsten von den Wahrheiten und Geheimnissen der Religion. Für andere Gespräche und Unterhaltungen hatte sie keine Empfänglichkeit. Voll Freude über die ihr gnädig verliehene Erkenntniß des Glaubens, wünschte sie auch ihre Geschwister dieser Freude theilhaftig zu machen. So wurde sie eine Lehrerin und Erzieherin für ihre Geschwister, die mit ganzer Seele an ihr hingen.

Mit acht Jahren durfte die fromme Anna das erste Mal zur heiligen Kommunion gehen. Schon früher hatte sie immer voll Andacht dem heiligen Meßopfer beigewohnt, und sich jedesmal geistiger Weise mit ihrem Heilande ver-

einiget. Jetzt war es ihr gegönnt, den Bräutigam ihrer Seele leibhaftig zu empfangen und in ihrem Herzen ihm eine Herberge zu bereiten. Mit glühender Sehnsucht sah sie nun jedem Sonn- und Festtage entgegen, da es ihr vergönnt war, an jedem derselben die heilige Kommunion zu empfangen. An diesen Tagen der Gnade war sie ganz glückselig. Alle, die sie sahen, wurden durch ihre Innigkeit erbaut und durch ihren Anblick zur Andacht gestimmt. Nachdem sie den Herrn empfangen, war sie jedesmal ganz in die Betrachtung der ewigen Liebe versenkt und kniete Stunden lang unbeweglich in ihrem Betstuhle.

Jeden Tag begab sie sich vor Tagesanbruch zur Kirche. Oefters, wo sie die Kirchenthüre verschlossen fand, öffnete sich dieselbe bei ihrer Ankunft von selbst, und das fromme Kind konnte ungestört seiner Andacht vor dem Allerheiligsten obliegen. Mit innigster Freude und mit einem bewunderungswürdigen Verständnisse hörte sie das Wort Gottes und den christlichen Unterricht an. Wo sie immer vom Katecheten über eine christliche Wahrheit gefragt wurde, gab sie so treffliche Antwort, daß Alle ihre Erkenntniß und ihre Einsicht bewunderten.

In ihrer innigen Liebe zum Herrn und zu seiner jungfräulichen Mutter legte sie schon in einem Alter von acht Jahren das Gelübde der Keuschheit ab. Diese Entschlossenheit der kindlichen Seele gefiel dem Herrn so wohl, daß er sie fortan vor allen unlautern Versuchungen verwahrte. Sie bekannte ihrem Beichtvater in ihren spätern Jahren, daß sie durch eine besondere Gnade ihr Leben lang mit allen Versuchungen zur Unlauterkeit verschont und selbst vor jedem unzüchtigen Gedanken verwahrt worden sei. Selbst Akatholiken, die sie näher zu beobachten Gelegenheit hatten, nannten

sie einen Engel im Fleische und hatten große Verehrung gegen sie, als sie noch im elterlichen Hause war.

Mit fortschreitenden Jahren nahm sich Anna der häuslichen Arbeiten an und half ihren Eltern bei der Weberei. Auch hier war sie unermüdet und rastlos. Täglich durfte sie zur Kirche gehen und darin bleiben, so lange Messen gelesen wurden. Dann widmete sie all ihre Zeit der Arbeit. Alles, was sie unternahm, ging ihr ganz gut von statten. Der Segen des Herrn, den sie in inbrünstigem Gebete am Morgen erflehte, war mit ihr den ganzen Tag. Dabei war sie immer heiter und fröhlich. Wie ihre Gegenwart in der Kirche Alle, die sie sahen, zur Andacht stimmte, so war ihr Anblick bei der Arbeit eine Aufmunterung zur Emsigkeit und zu unverdrossener Thätigkeit. Fand sie einen freien Augenblick, so warf sie sich in irgend einen Winkel des Hauses auf ihre Kniee nieder und betete aus ihrem Herzen zu dem überall ihr gegenwärtigen Herrn und Gott. Schon frühzeitig übte sie die strengsten Bußwerke. Sie trug eine Bußkette, und in der Nacht, wo Alles schlief, geißelte sie sich und betrachtete dabei das bittere Leiden unsers Herrn.

In dieser Zeit kam die fromme Anna sehr oft in das Kirchlein der Franziskanerinen ihrer Stadt. Ihre Seele kannte von Kindheit an keinen höhern Wunsch, als im geistlichen Stande dem Herrn sich zu weihen und ganz abgeschieden von der Welt dem Bräutigam ihrer Seele allein zu dienen. Sie theilte diesen ihren Wunsch dem Vater mit. Diesen befremdete die Mittheilung der frommen Tochter durchaus nicht. Er kannte ihre fromme Gesinnung und ihre innige Andacht, und er hätte von Herzen gern seine Einwilligung dazu gegeben. Allein damit war noch nicht geholfen. Das Klösterlein war ganz arm. Die Klosterfrauen mußten einige Aus-

steuer mitbringen, damit sie doch zum Theile davon leben konnten. Ihr Leben war ein sehr armes. Die armen Leute der Stadt hatten oft weniger Entbehrung und Mangel zu leiden, als die gottgeweihten Jungfrauen. Der Anna konnte der Vater keine Aussteuer mitgeben, und so schien alle Hoffnung einer Aufnahme ins Kloster ganz vergeblich. Je weniger aber nach menschlicher Ansicht Hoffnung da war, desto zuversichtlicher vertraute die fromme Anna auf den Herrn, daß er den heißesten Wunsch ihres Herzens erfüllen werde. Voll kindlicher Zuversicht bat sie den Herrn, er wolle Mittel und Wege schaffen, daß sie dem Gewühle dieser Welt entkommen und in seinen heiligen Dienst aufgenommen werden möge. Wie sie einst im Klösterlein vor dem Bilde des Gekreuzigten in innigster Andacht diese Bitte vortrug, vernahm sie vom Kreuze herab die Worte: Hier wird deine Wohnung sein. Hocherfreut über diese himmlische Zusicherung meldete sie ihrem Vater, was sie vernommen habe, und was sie sicher erwarte. Mit Zustimmung ihres Vaters bat sie jetzt um Aufnahme ins Kloster. Die Oberin kannte ihre ärmlichen Verhältnisse und wies sie aus diesem Grunde ab.

Indessen führte die fromme Jungfrau ihre gottselige Lebensweise im elterlichen Hause fort. Sie gewöhnte sich an einen so vertrauten, ununterbrochenen Umgang mit Gott, daß all die vielen Arbeiten und Geschäfte sie darin nicht stören konnten. So ward sie zur Nonne, ehe sie ins Kloster aufgenommen wurde. Der Welt ganz abgestorben, wollte sie nur für ihren Heiland leben und leiden. Keine Art der Abtödtung ließ sie unversucht, insofern es ihr Beichtvater erlaubte. Diese Vorübung kam der heldenmüthigen Jungfrau nach ihrem Eintritte ins Kloster, wie wir bald sehen werden, gar wohl zu statten.

Die fromme Jungfrau hatte jetzt schon ihr zwanzigstes Jahr zurückgelegt. Alle Bitten und Fürbitten um Aufnahme ins Kloster waren bisher vergeblich gewesen. Nun hatten sich gerade um diese Zeit die Klosterfrauen ein Haus erworben, und der damalige Bürgermeister war ihnen dazu sehr verhilflich gewesen. Derselbe war Protestant und hieß Matthias Worle von Wörburg. Er kannte die fromme Weberstochter und hatte auch schon von ihrem Verlangen, ins Kloster einzutreten, Kunde bekommen. Dieser Mann vermittelte nun die Aufnahme Anna's ins Kloster. Seiner Verwendung konnte man nicht entgegen sein, weil er dem Klösterlein große Dienste erwiesen hatte. „Es wäre zu bejammern, sprach er, wenn so ein unschuldiges Lamm in der Welt bleiben müßte." Vielleicht auf seine Veranlassung wurde vom Ordens-Provinzial ein Befehl an das Kloster erlassen, es sollte die Weberstochter Anna Hössin aufgenommen werden. Nun mußten die Klosterfrauen sich zufrieden geben. Am 16. Juni 1703 im 21. Jahre ihres Alters wurde die fromme Jungfrau als Nonne eingekleidet und erhielt den Namen Maria Crescenzia.

Der Oberin und den ältern Klosterfrauen war es nicht recht, daß sie Crescenzia gegen ihren Willen ins Kloster aufnehmen mußten, und daß ihr von keiner Seite eine Aussteuer mitgegeben wurde. Menschlicher Ansicht nach war ihre Unzufriedenheit nicht unbegründet. Allein für ein armes Kloster des heiligen Franziskus reichten solche Gründe nicht hin. Es fehlte an lebendigem Vertrauen auf denjenigen, der durch den heiligen Franziskus die Armuth selbst zu Ehren gebracht und die treuen Kinder dieses Ordens schon unzählige Mal wunderbar versorgt und erhalten hatte. Die Zeit der ersten Treue und des ersten Eifers war dahin. Man stützte

sich mehr auf das Aeußere als auf das Innere, mehr auf das, was der Mensch zu Stande bringen kann, als was Gott thut in seiner ewigen Fürsorge und Gnade. Nun sollte gerade die dem Kloster aufgedrungene arme Weberstochter in der Hand des Herrn ein Mittel werden zur Neubelebung des ganzen Hauses, zur Erweckung des ursprünglichen Geistes in den Töchtern des heiligen Franziskus. Diese Absicht der ewigen Weisheit stellt das ganze Leben der ehrwürdigen Crescentia handgreiflich vor Augen, und von diesem Standpunkte aus müssen wir das Ganze beurtheilen. Das Werkzeug zur geistigen Erneuerung des ganzen Klosters mußte aber ehevor noch geläutert und erprobt werden. Das Mittel und die Werkzeuge zu dieser Läuterung und Erprobung wurden die Oberin und die ältern Frauen des Klösterleins.

Crescenzia war jetzt im Noviziat. Wer immer einige Kenntniß des Ordenslebens hat, weiß gar wohl, wie nothwendig es ist, daß gleich im Anfange der Eigenwille der in den Orden Eintretenden gebrochen werde. Dieß fordert der Gehorsam durchweg. Der Eigenwille aber wird nur da kräftig gebrochen und ertödtet, wo wahre Demuth im Herzen Platz gewonnen hat. Demuth und Willigkeit zu jedem Werke, das befohlen wird, hat ihren Grund in der festen Ueberzeugung, daß Gottes Wille ist, was immer die Obern befehlen, so lange dieses nicht an sich Sünde ist. Je mehr man Gründe hat, an dem Berufe eines Menschen für das Ordensleben zu zweifeln, desto schwerer müssen die Prüfungen des Gehorsams sein, desto tiefgreifendere Uebungen der Demuth müssen gefordert werden.

Nun war der Grund, der die ältern Nonnen zum Zweifel an dem Klosterberufe der Crescenzia bestimmte, ein sehr unzureichender. Allein sie hatten das volle Recht hier

strenge zu verfahren, und hätten sie ihren unhaltbaren Grund, die Armuth der Novizin nicht immer so widerlich vorangeschoben, so könnten wir ihr Verfahren nicht so sehr mißbilligen. Immer aber müssen wir die ewige Erbarmung und Liebe anbeten, die auf diesem Wege die fromme Jungfrau zur Heiligkeit geführt hat.

Crescenzia war glückselig, im gottgeheiligten Hause leben zu dürfen. Auf Prüfungen und Leiden aller Art war sie vollkommen gefaßt. Sie war fest überzeugt, daß sie durch Gottes besondere Fügung ins Kloster gekommen war, und daß sie nach Gottes Willen darin bleiben müsse. Alle Vorwürfe, die man ihr wegen ihrer Armuth machte, und daß sie nichts ins Kloster gebracht hatte, nahm sie in Demuth hin und ertrug sie mit himmlischer Geduld. Sie hielt sich wirklich für die Niederste aus Allen. Sie sah es, daß Alles darauf angelegt war, ihr das Leben im Kloster zu verleiden und sie wieder aus demselben zu vertreiben; allein sie wurde nie wankend gemacht in ihrem Entschlusse, darin zu bleiben und zu leiden bis an ihr Ende. Man trug ihr unerschwingliche Arbeiten auf, sie übernahm dieselben und brachte oft wunderbarer Weise zu Stande, was über ihre Kräfte ging. Alle Schmähungen, die sie über sich hören mußte, ertrug sie willig und freudig aus Liebe zu ihrem leidenden Heiland. Immer beobachtete sie strenges Stillschweigen bei allen Anschuldigungen, und wenn sie eine Antwort geben mußte, so geschah es in aller Demuth.

Als man auf diesem Wege nichts ausrichtete, und die fromme Novizin immer mehr sich in das Kloster hineinlebte, statt aus demselben zu treten, versuchte man es auf einem andern Wege, ihrer los zu werden. Man versagte ihr den gemeinsamen Tisch, gab ihr nur einige Brocken harten, ver-

schimmelten Brodes zum Essen und saures, eckeliges Bier zum Tranke. Crescenzia nahm das Angebotene mit Dank an, genoß, was sie genießen konnte, und litt Hunger aus Liebe zu ihrem Herrn und Heiland. Als arme Weberstochter glaubte sie, einer bessern Kost nicht werth zu sein, und wo ihr immer eine von den Schwestern irgend einen Bissen reichte, dankte sie ihr wie die ärmste Bettlerin.

Schon Anfangs hatte man ihr eine ganz abgelegene, finstere Zelle zur Wohnung angewiesen. Sie war vollkommen zufrieden damit und achtete sich derselben ganz unwürdig. Als dann eine jüngere Novizin eintrat, wurde die Zelle dieser jüngern zugewiesen, und Crescenzia hatte jetzt buchstäblich nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen konnte. War dann die Nacht angebrochen, so ging sie von Zelle zu Zelle, bat als die ärmste Bettlerin um einen Winkel in der kleinen Zelle, in dem sie die Nacht zubringen konnte, und nahm mit herzlichem Danke auch mit dem armseligsten Plätzchen vorlieb. Oft traf sichs, daß sie vor der Thüre einer Zelle ihre Nachtherberge nehmen mußte.

In solchem Elende lebte sie zwei Jahre lang. Als ihr dann die Oberin wieder eine gar armselige Zelle anwies, war sie voll Dank gegen die Oberin und freute sich ihrer Armuth. Nie zündete sie selber ein Licht in ihrer Zelle an. Der Schein von dem Lichte aus der nächsten Zelle, der durch die Ritze einer Bretterwand in ihre Zelle drang, war die ganze Beleuchtung ihrer Wohnstätte. Nur ein Crucifix war in ihrer Zelle. Dieses nannte sie ihren Schatz und ihre Kostbarkeit. Auch dieses wurde ihr genommen. Jetzt rief sie auf: „Gott sei gelobt, jetzt hab ich einmal erlangt, wornach ich immer so sehr verlangte, und was ich immer so sehnsuchtsvoll suchte, daß ich nämlich mit dem heiligen Vater

Franziskus in Wahrheit sagen kann: „Mein Gott, mein Alles." — Kamen Fremde oder auch Leute aus der Stadt ins Klösterlein, so wurde Crescenzia oft herbeigerufen und mußte allerlei thörichtes, läppisches Zeug aufführen, um sich selber lächerlich zu machen und die dummen Zuschauer zu



ergötzen. Hatte sie dann gehorsamet, so wurde sie dafür ausgezankt, weil sie etwas gethan, was einer Klosterfrau nicht gezieme. Da gaben ihr dann andere, wohlmeinende Schwestern den Rath, sie sollte in solchen Fällen nicht gehorsamen. Allein Crescenzia antwortete darauf: „So lange

etwas, das man mir befiehlt, nicht Sünde ist, muß ich gehorsamen. Werde ich dadurch verächtlich, so ertrage ichs mit Freuden. Wo die Oberin mir befiehlt, muß ich gehorsamen. Die Stimme der Oberin ist Gottes Stimme. Es ist Gottes Wille, daß ich die wohlverdiente Schmach trage. Im Gehorsam ist keine Täuschung und keine Sünde zu befürchten." Als ihr einst die Oberin einen zur Prüfung des Gehorsams in Klöstern allgemein üblichen Auftrag gab, nämlich in einem Siebe Wasser zu tragen, wurde ihr Gehorsam von Gott in wunderbarer Weise belohnt. Das Wasser lief nicht durch. Sie brachte zum Staunen der Oberin das Wasser im durchlöcherten Siebe an den bestimmten Ort.

Dieser und ähnliche Vorfälle mögen die Veranlassung geworden sein, daß man die fromme Jungfrau der Hexerei verdächtigte und sie als eine Hexe verschrie. Das innere Leben mit seinen außerordentlichen Erscheinungen war damals etwas Seltenes geworden. Die ausgezeichneten Gnaden, womit der Herr seine hartgeprüfte Magd heimsuchte, konnten nicht so ganz verborgen bleiben. Dieß konnten Menschen der Alltäglichkeit nicht würdigen, zumal wo es bei einer Person vorkam, die sie gar nicht als ebenbürtig erkannten. Bei all' diesen Anschuldigungen und Verdächtigungen blieb Crescenzia immer heiter und freudig. Dadurch wurden die feindseligen Schwestern noch mehr aufgereizt und vermehrten noch ihre Bosheit und ihre Lästerungen. Sie wurde jetzt auch als Heuchlerin gescholten. Auch dieß störte sie in ihrer Ruhe durchaus nicht. „Wenn mein Geliebter, so sprach sie, sich einen Verführer schelten ließ; was ist es denn Großes, wenn ich in seiner Nachfolge eine Hexe und eine Heuchlerin genannt werde? Wie sollte ich so etwas Weniges um seinetwillen nicht gerne leiden? Ich hoffe zuversichtlich, daß er

Alles zu seiner Ehre und zum Heile meiner Seele wenden wird." So sprach sie selbst in jener Zeit, da sich diese bösen Gerüchte weit verbreitet hatten, und die Vorgesetzten in Furcht waren, es könnte wirklich ein Herenprozeß eingeleitet werden. Da ward sie die Trösterin der Beängstigten und sprach: „Gott ist der Herr, wer kann mir schaden, da er mein Helfer ist?"

Zu diesen Plagereien von Seite der Menschen kamen noch die heftigsten Versuchungen vom Satan. Er kam zu ihr in Gestalt ihrer Schwester, stellte ihr weinend den Jammer ihres Vaters über ihre Entfernung und sein großes Verlangen vor, daß sie wieder in die Heimath zurückkehren möchte. Zugleich wurden ihr weltliche Kleider angeboten, die sie anziehen, und in denen sie aus dem Kloster entfliehen sollte. Auch sollte sie bedenken, wie viel Gutes sie in der Welt stiften, und wie sie die ganze Stadt erbauen könnte durch ihr frommes und gottgeheiligtes Leben in der Welt. Crescenzia merkte bald die List des Feindes und rief aus: „Jesus, Maria! weiche Betrüger! Nie werde ich in deinen Rath einwilligen, wie sehr du auch deine Arglist verbergen magst. Den Weg, den ich betreten habe, werde ich nie mehr verlassen; aus dem Kloster, in das ich eingetreten bin, werd' ich nie mehr herausgehen."

Auf diese Weise überwand sie die erste Versuchung. Nun kam der Feind in einer andern Gestalt und mit ganz andern Gründen. Er heuchelte das innigste Mitleiden mit der elend geplagten Novizin, schalt über die Grausamkeit ihrer feindseligen Schwestern, über die unerträgliche Härte der Oberin, und stellte ihr vor, wie sie nur wegen ihrer Demuth, Liebe und Freundlichkeit gehaßt und verfolgt werde. Diese Verfolgung aber werde ihr ganzes Leben hindurch dauern. Immer werde sie Haß für ihre Liebe, Lästerung

für ihre Demuth, Mißhandlung für ihre Barmherzigkeit erndten. Das Alles könne sie nicht ertragen. Auf diese Versuchung hin rief Crescenzia wieder den heiligsten Namen aus und sprach dann: „Ich bin glückselig, wenn ich Solches zu leiden gewürdiget werde; denn ich leide es um Jesu willen, der unendlich mehr für mich gelitten hat. Mein Heiland hat unschuldig gelitten; ich bin eine Schuldige, und es ist meine Freude, für meine Sünden zu leiden und gedemüthiget zu werden." Damit war der Feind auch dießmal in die Flucht geschlagen. Jetzt ersann er andere Wege, der gottseligen Jungfrau nachzustellen und sie zu plagen.

Ein Jahr nach ihrem Eintritt in's Kloster, den 8. Juni 1704, legte sie die feierliche Profeß ab. Die Plagereien und Peinigungen von Seite ihrer Mitschwestern dauerten fort, wie während ihrer Probezeit. Die Nonnen mußten verschiedene Handarbeiten verrichten. Das Klostergewand fertigten sie selber. Die Einen waren mit Spinnen, die Andern mit Weben, wieder Andere mit Nähen beschäftiget. Weil Crescenzia im elterlichen Hause das Weben gelernt hatte, so wurde sie zu dieser Arbeit verwendet. Hiebei war sie fortwährend in sich gesammelt und in die Betrachtung des Leidens unsers Herrn versunken. Die Werkzeuge zur Weberei waren ihr eine Erinnerung an die Marterwerkzeuge des Herrn. In den vier Säulen des Webestuhles sah sie die vier ungerechten Richter, vor deren Richterstuhl der Heiland geführt wurde. Unablässig bat sie den Herrn, er wolle die von ihr gewebte Leinwand hinnehmen, daß sein heiligster Leichnam darin eingewickelt werden möge. Dabei war sie unermüdet in ihrer Arbeit und voll Freundlichkeit gegen ihre Mitschwestern. Diese konnten das stille, in Gott verborgene Leben der frommen Weberin gar nicht fassen. Sie spotteten

über ihre Frömmigkeit. Jedes Wort, das die gottliebende Seele zur Erbauung Anderer sprach, gab ihnen Anlaß, sie zu verhöhnen und sich über sie lustig zu machen. Nicht Alle waren so unverständig. Mehrere hegten im Herzen Ehrfurcht gegen die gottinnige Seele und hatten Mitleid mit der Geplagten. Allein ihren Geist konnten die Wenigsten fassen. All' ihr Thun und Wesen war ganz anders, als das ihrige. Da schalten sie dieselbe bald eine Närrin, bald hielten sie die Innigfromme wirklich für verrückt. Wie einst die Juden in der Verspottung des Heilandes die Kniee vor ihm beugten, so thaten auch die unverständigen Schwestern vor der treuen Nachfolgerin des leidenden Heilandes. Dann schlugen sie auch an die Brust, um der Verhöhnten noch mehr zu spotten. Gingen sie an ihr vorüber, so nahmen sie ihr Gewand zusammen, damit es ja nicht von der Hexe berührt, und sie nicht von ihr angesteckt würden. Bei all' diesen Begegnungen verlor Crescenzia ihre Ruhe keinen Augenblick. Ihr war unabläßig, als hörte sie das Wort in ihre Seele sprechen: „Jesus aber schwieg". Sie erkannte sich selber vor Gott würdig aller Schmach und Verachtung und sah die unverständigen Schwestern nur als Werkzeuge an, durch die ihr der Herr zutheilte, was ihr gebührte. Sie wollte leiden und fand ihre Seligkeit im Leiden. Je mehr ihr eine Schwester Leiden verursachte, desto größere Liebe offenbarte sie gegen dieselbe. Wer ihre Liebe im höchsten Grade erfahren wollte, mußte sie am meisten plagen. Hatte sie von einer Schwester recht großen Hohn und arge Peinigung erfahren, so fiel sie vor derselben nieder und bat sie fußfällig um Verzeihung.

Ueberhaupt war es ein großes Glück für die ehrwürdige Creszentia, daß kein Beichtvater, kein Provinzial, kein Bischof von Augsburg je auf die Seite ihrer Verfolger trat und sie plagte

Was die heilige Theresia von ihren Beichtvätern ausgestanden hat, ist von ihr selbst getreu beschrieben worden und ist allgemein bekannt. Welche Kämpfe sie mit Generalvikaren und Bischöfen bestehen mußte, wissen wir aus ihren Briefen. Solches hatte die gottselige Crescenzia nicht zu erdulden. An ihren Beichtvätern hatte sie immer Tröster und Fürsprecher in ihren Verfolgungen und Anschuldigungen. Diese Männer Gottes erklärten nach ihrem Hinscheiden, sie hätten in den Beichten der Seligen nie etwas gefunden, das einer Lossprechung bedurft habe. Sie brachten allmälig ihren Mitschwestern eine andere Meinung von Crescenzia bei. Voll Staunen über ihre heroische Geduld und über ihre gründliche Demuth verehrten sie dieselbe, wie eine Heilige. Die Zahl der Mitschwestern, die den frommen Sinn der Gottseligen würdigen lernte, wurde immer größer. Statt der früheren Oberin war jetzt eine andere, Namens Johanna Altweger, aufgestellt worden. Diese nahm die Verfolgte vom Anfange an mehr in Schutz und wußte ihre aufrichtige Frömmigkeit besser zu schätzen. Allmälig kamen selbst die feindseligsten unter den Schwestern zu besserer Einsicht. Sie bekannten, durch den fortwährenden Anblick der ausgezeichnetsten Tugenden ihrer Mitschwester bestimmt, ihren Irrthum, baten demüthig um Verzeihung, schlugen sich mit den Händen auf den Mund und baten um Buße für ihre Lästerungen und Feindseligkeiten. Crescenzia war immer voll Liebe gegen dieselben gewesen, hatte längst Alles vergessen und bat die Schwestern, sie sollten ja doch dieser bösen Reden und Verleumdungen gar nicht mehr gedenken und von einer Abbitte nichts mehr erwähnen. Es sei Gottes Wille gewesen, daß dieses Alles über sie käme, und sie sei dem Herrn für alle Ewigkeit dafür zum Danke verpflichtet.

Nachdem allgemeiner Friede geworden, konnte die gott-

selige Nonne ganz ungestört ihrem himmlischen Bräutigam dienen. Sie wurde vom Webestuhle weggenommen und mußte nun auf Anordnung der Oberin die Küche besorgen. Mit der größten Sorgfalt verwaltete sie dieses Geschäft; denn sie wollte in ihren Mitschwestern den Herrn speisen. Darum war sie immer bemüht, die billigen Anforderungen einer jeden zufrieden zu stellen. Mit besonderem Fleiße besorgte sie die Kost für die kranken Mitschwestern. Wo sie einer derselben eine Liebe erweisen konnte, that sie es mit freudiger Aufopferung ihrer Ruhe. Sie selber aß nur aus dem Topfe, in dem man die Ueberreste der Mahlzeit für die Armen aufbewahrte.

Nachdem sie einige Zeit die Küche besorgt hatte, wurde ihr das Geschäft einer Pförtnerin übertragen. Hier fand ihre ausgezeichnete Liebe zu den Armen besonders reichliche Nahrung. Sie legte Fürbitte für dieselben ein und gab ihnen, soviel sie geben konnte und durfte. Mit den leiblichen Almosen spendete sie reichlich auch geistige Gaben des Trostes, der Ermunterung zum Vertrauen auf Gott, der Aneiferung zur Liebe Gottes und zum Gebete. Je armseliger die Bittenden an der Pforte waren, mit desto größerer Liebe nahm sie sich derselben an. Kamen reiche und vornehme Leute zum Kloster, so erinnerte sie dieselben an die Noth und an das Elend der Armen und bestimmte sie zur Darreichung milder Gaben für gegenwärtige Arme oder für Solche, denen sie das Almosen zustellen ließ. In der ganzen Stadt war kein Armer, von dem sie nicht Kunde hatte, und der nicht irgendwann Wohlthaten durch ihre Hand empfangen hätte.

Dieses Amt einer Pförtnerin verwaltete sie sechszehn Jahre lang. Der vielfache Verkehr mit den Leuten zerstreute sie nicht. Immer wußte sie die Reden auf das zu wenden,

was ihr das Wichtigste war. Da war sie denn ganz begeistert von heiliger Liebe, und ihre Zunge ward beredt, wo sie das Lob des Herrn verkünden und zum Danke gegen ihn auffordern konnte. Sah sie die lieben Vögelein im Garten, so rief sie ihnen zu: „Stimmet meinem Geliebten ein Loblied an. Wir wollen singen zum Lobe und Preise des Herrn.“ Dann sang sie mit den Vögelein in die Wette, und ihr lieblicher Gesang wiederhallte in der ganzen Umgebung und stimmte Jedermann zur Lobpreisung des Herrn. Blickte sie in der stillen Nacht zum Himmel auf, und sah sie die prachtvoll glänzenden Sterne, so rief sie ihnen zu: „Kränzet, ihr Sternlein, das Haupt meines Geliebten. Schön und voll Anmuth seid ihr, aber noch unendlich schöner und lieblicher ist der Herr, der euch erschaffen hat. Saget ihm, meinem Geliebten, daß ich ihn liebe von ganzem Herzen und von ganzer Seele.“

Nachdem die Dienerin Gottes sechzehn Jahre lang das Geschäft einer Pförtnerin versehen hatte, wurde ihr die Pflege der Kranken übertragen. Hier war sie ganz in ihrem Elemente. Ihr Herz war voll Mitleiden gegen jeden Menschen, den sie leiden sah. Sie hatte auch, wie ihre Mutter, eine natürliche Geschicklichkeit dazu. Zudem war es ihr Grundsatz, jede Gelegenheit zu benützen, wo sie dem Nächsten etwas Gutes erweisen, sein Elend lindern, ihm sein Kreuz erträglicher machen konnte. Jeden Tag hielt sie für verloren, an dem sie keinem Menschen etwas Gutes thun konnte. Sie ließ nicht erst bitten. Ungebeten war sie stets zur Hilfe und Tröstung bereit. Sie that es um Gottes Willen, ergriff jeden Anlaß zur Uebung der Barmherzigkeit als eine besondere Gnade Gottes und fand in der Vollbringung des Werkes schon ihren höchsten Lohn auf Erden.

War eine der Schwestern im Krankenzimmer, so blieb sie Tag und Nacht an ihrem Bette sitzen und pflegte sie und wartete ihrer, wie die liebevollste Mutter ihr krankes Kind pflegt. Sie wünschte, der leidenden Schwester ihre Krankheit abnehmen zu können, und wußte durch ihr Gebet und durch ihre Geduld eine jede so zu stärken, daß sie die Schmerzen der Krankheit leicht ertragen konnte und die Stunden segnete, die sie in der Nähe dieses tröstenden Engels zugebracht hatte. Je mehr eine Arbeit in diesem Geschäfte dem natürlichen Menschen zuwider und eckelhaft ist, desto freudiger übernahm sie die sich selbst ganz abgestorbene Klosterfrau. Sie fürchtete keine Ansteckung. Einst lag eine Mitschwester, Dorothea Osterried mit Namen, im Krankenzimmer. Sie war voller Geschwüre, die einen gar üblen Geruch von sich gaben. Alle anderen Klosterfrauen entsetzten sich ob diesem Elende und scheuten sich, sie auch nur zu besuchen. Crescenzia blieb unabläßig bei der Hartgeprüften, leistete ihr alle möglichen Dienste, küßte und verband ihre Wunden und Geschwüre, und verharrte bei ihr bis zu ihrem seligen Ende. — Eine andere Schwester hatte ein gar bösartiges Fußleiden. Crescenzia hatte das innigste Mitleiden mit der Kranken. Diese hegte große Verehrung gegen die liebevolle Krankenwärterin und hatte großes Vertrauen auf die Kraft ihrer Fürbitte. Da warf sich einst Crescenzia zu den Füßen der Leidenden nieder, saugte an der Wunde des kranken Fußes, und augenblicklich waren alle Schmerzen dahin; der Fuß begann zu heilen und war in kurzer Zeit vollkommen gesund.

Nun wurde die gottselige Crescenzia als Novizenmeisterin aufgestellt, d. h. sie mußte die neueintretenden Nonnen in der Lehre des Heiles und in dem Wege der christlichen Vollkommenheit unterweisen. Dieses Amt verwaltete sie sechzehn

Jahre lang. Keine konnte es besser versehen, als sie. Wo sie von den Angelegenheiten des Heiles redete, war es nicht ein Reden über Fremdes und Fernes, sondern über ihr Eigenthum. In fortwährender Betrachtung und in der erhabensten Contemplation hatte sie sich ganz in die ewigen Wahrheiten versenkt und hineingelebt. „Und wenn auch alle Menschen sich gegen mich erheben und mir alle erdenkliche Qual anthun wollen, so wiche ich doch keinen Nagel breit von den göttlich geoffenbarten Wahrheiten ab." So sprach sie öfters vor ihren Schwestern, wenn man von den drohenden Gefahren des Abfalles redete. „Du, o Gott, die ewige und allwissende Wahrheit, hast dieß gesprochen; darum glaube ich es ganz fest und sicher. O ihr erhabenen Geheimnisse des Herrn, wie heilig und wunderbar seid ihr! Lebendig und von ganzem Herzen glaube ich euch, und unabläßig und freudig bekenne ich euch mit dem Munde." So redete sie im Gebete zum Herrn, wo sie die ewigen Geheimnisse des Glaubens betrachtete.

„Und wenn auch alle Wuth der Hölle gegen mich aufstünde, so bliebe ich dennoch unerschütterlich fest in meinem Glauben." So sprach sie, und weil es ihr nicht gegönnt war, um des Glaubens willen ihr Blut zu vergießen, so vergoß sie es in der Geißelung und opferte dieß freiwillig vergossene Blut in Vereinigung mit dem Blute der Martyrer dem Herrn auf. Auch in ihren Schülerinen suchte sie jetzt denselben festen Glauben und dieselbe Entschlossenheit zu erwecken; denn sie wußte gar wohl, daß der lebendige und kräftige Glaube das Fundament aller Gottseligkeit ist.

Vorzüglich forderte sie ihre Novizinen zum Danke für die große Gnade auf, daß sie der Herr von katholischen Eltern geboren werden ließ. Für diese Gnade dankte sie

selber dem Herrn alle Tage, zumal ihre Heimath in einer großentheils protestantischen Stadt war. Mit bitteren Thränen weinte sie über die Verblendung der Irrgläubigen. Immer betete sie für diese, und alle Tage wäre sie bereit gewesen, für die Bekehrung eines Jeden alle möglichen Martern zu erdulden. Noch mehr lag ihr die Bekehrung der wilden Völker am Herzen, zu denen noch keine Kunde von der Lehre des Heiles gekommen war. Tagtäglich betete sie mit ihren Novizinen für ihre Bekehrung und um gesegneten Erfolg der Missionen. Kam ein Missionär, der bestimmt war, in die Länder der Heiden zu gehen, in's Kloster, so empfand sie heiligen Neid über sein glückliches Loos und redete zu ihm über seinen herrlichen Beruf aus der Fülle ihres gottliebenden Herzens. Nichts freute sie so, wie die Aufnahme und Ausbreitung des katholischen Glaubens, die Bekehrung der Sünder und Ungläubigen.

Durch Anhörung und Lesung des göttlichen Wortes hatte sie eine ausgezeichnete Kenntniß desselben gewonnen. Alle ihre Reden waren mit Stellen der heiligen Schrift gewürzt. Dieß heilige Buch verehrte sie als die Grundlehre aller Vollkommenheit. Auch ihren Mitschwestern empfahl sie die emsige Betrachtung der in der Schrift uns gegebenen ewigen Wahrheiten. Wo sie das Evangelium las, war es ihr immer, als redete Gott zu ihr, als vernähme sie die unmittelbare Stimme Gottes.

Ihren Nonnen prägte sie insbesondere eine innige Verehrung zum Jesuskinde ein. Sie selbst ward oft entzückt über die Betrachtung des Geheimnisses der Menschwerdung des ewigen Wortes. Beim Aussprechen des Wortes Bethlehem erglühte ihr Antlitz vor innigster Freude über das große Geheimniß, das daselbst geoffenbaret wurde. Einst

da man im Martyrologium die Feier der Geburt Christi für den morgigen Tag verkündete, verfiel sie vor lauter Freude und Jubel darüber in eine Verzückung. Oft wurde sie, wenn sie ihren Novizinen etwas über dieses Geheimniß vorlesen wollte, durch einen Strom von Thränen im Lesen unterbrochen, und auch die Zuhörerinen wurden ergriffen von demselben Gefühle der Andacht.

Wir kennen die innige Andacht der gottseligen Crescenzia zum Leiden unseres Herrn aus den Jahren ihrer Kindheit. Diese nahm mit den Jahren immer noch zu. Vom Kreuze herab hatte sie die Versicherung vernommen, daß sie als eine Braut des Herrn im gottgeweihten Hause leben werde ihr Leben lang. Darin fand sie zugleich eine Andeutung ihres Leidensganges und eine Aufforderung, ihrem himmlischen Bräutigam auf dem Wege des Kreuzes in aller Treue nachzufolgen. Der Mund des Bildes, von dem diese Versicherung kam, war ehevor nach der einstimmigen Erklärung aller Zeugen geschlossen gewesen. Von jener Stunde an, da die fromme Weberstochter die Worte vernahm: „Hier wird deine Wohnung sein!" blieb der Mund des gekreuzigten Heilandes geöffnet, wie Jeder sich davon überzeugen kann bis auf den heutigen Tag. — Wie sie selbst den Dornenpfad der Leiden gegangen war, so unterrichtete sie auch ihre Schülerinen, wie sie sich auf Leiden vorbereiten und nur Leiden erwarten müßten. Das einzige Mittel aber, in diesen Leiden Geduld zu bewahren und in Treue gegen den Herrn darin auszuharren, sei der Hinblick auf den leidenden und am Kreuze sterbenden Heiland.

Ebenso pflanzte und förderte sie in ihren Zöglingen die Andacht zum heiligsten Sakramente. Wir kennen das Verlangen der Seligen nach dem Empfange der Speise der

Engel und die wunderbare Weise, wie ihr dieses Himmelsbrod gereicht wurde. Dieselbe Sehnsucht hatte sie nach dem Besuche ihres Heilandes im heiligsten Sakramente. Ihr Glaube an dieses heiligste Geheimniß war so fest und so lebendig, daß sie öfters erklärte: „Wenn mir, wo ich den Heiland im Sakramente anbete, das liebe Jesuskind leibhaftig erschiene, so würde ich meine Augen unverrückt auf den in der heiligen Hostie gegenwärtigen Sohn Gottes richten, um mich im Glauben zu üben; denn wir wandeln im Glauben." Aus demselben Grunde wollte sie die heilige Kommunion lieber aus Priestershand, als aus der Hand eines Engels empfangen. Darum war ihr die Besuchung des Allerheiligsten eine tägliche und oft stündliche Beschäftigung. Konnte sie wegen Krankheit nicht in die Kirche gehen, so ließ sie sich von den Schwestern auf einem Bettgestelle dahin tragen. Da erlangte sie dann immer wieder neue Kraft, und gar oft ward sie bei solchen Besuchungen im Geiste entrückt.

Nach dem Beispiele ihres Ordensstifters, des heiligen Franziskus Seraphikus, war sie auch eine innige Verehrerin der Mutter Gottes. Durch ihre Fürbitte hatte sie die Befreiung von den Plagereien des bösen Feindes erlangt. An diese Mutter der Barmherzigkeit wendete sie sich, wo sie um die Bekehrung eines Sünders insbesondere flehte. Ihr trug sie auch alle Nöthen und Versuchungen ihrer Zöglinge vor. Unter ihrer Leitung hoffte sie, diesen zu nützen und sie auf dem Wege des Heiles zu fördern. Darum wies sie auch dieselben an diese ihre liebreiche Mutter, und pflanzte in ihrem Herzen eine zarte Andacht gegen diese Königin der Jungfrauen. Täglich betete sie mit ihren Zöglingen zur Verehrung der seligsten Jungfrau ihr Officium, den Rosenkranz und die lauretanische Litanei.

Und weil sie in ihrer Demuth sich selber nichts zutraute und bei ihrem Herrn und Gott nichts zu vermögen glaubte, darum betete sie als armer Lazarus zu allen Heiligen und zu den himmlischen Geistern, daß sie Fürsprache für sie einlegen möchten bei dem allmächtigen Herrn und König Himmels und der Erde. Ihre vorzüglichsten Patrone, zu denen sie in verschiedenen Anliegen ihre Zuflucht nahm, waren der heilige Vater Joseph, der heilige Franziskus Seraphikus, der heilige Johannes der Evangelist, die heilige Magdalena, die heilige Theresia, dieses Vorbild ihres ganzen Lebens, dem sie auch, bis auf die Wirksamkeit nach Außen, so treu nachgekommen ist.

Mit aller Strenge hielt sie ihre Novizinen zur genauen Beobachtung aller Vorschriften der Kirche überhaupt und ihres Ordens insbesondere an. Sie selbst war hierin ein ausgezeichnetes Muster und Vorbild. Eben so schärfte sie ihnen Ehrfurcht gegen die Priester der Kirche ein. Sie sprach öfters die Worte aus: „Begegnete mir ein Priester und ein Engel, so wollte ich dem Priester größere Verehrung erweisen, als dem Engel. Denn im Priester verehre ich den Herrn der Engel selbst, im Engel aber nur den Bothen dieses Herrn.“

Alle diese Aemter hatte sie in Gehorsam übernommen und mit aller Treue verwaltet. Sie war allmählig die Seele des Klosters geworden. Durch sie waren die jüngern Frauen herangebildet, nach ihr hatten die ältern, selbst ihre frühern Verfolgerinen, sich gerichtet. Oft hatte die Oberin erklärt, sie wüßte sich selbst im Zeitlichen nicht Rath, wenn sie die fromme Crescenzia nicht hätte. Je mehr man nach ihrem weisen Rathe sich richtete, desto besser gestalteten sich die zeitlichen Verhältnisse des Klösterleins. Man erfuhr es

in der That, „daß denjenigen, die das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen, alles Uebrige als Zugabe gegeben werde."

Nun starb die Oberin, und es mußte zur Wahl einer Vorsteherin geschritten werden. Das Ergebniß der Wahl war, daß Crescenzia einstimmig als Oberin erwählt wurde. Sie bat inständig unter Thränen, die Schwestern möchten nochmal, und eine würdigere zur Oberin wählen. Mit Entschiedenheit weigerte sie sich, die Wahl anzunehmen, bis ihr endlich der Provinzial unter dem Gehorsam befahl, die Leitung des Klosters zu übernehmen. Jetzt mußte sie gehorsamen. Allein, weil sie sich selber nichts zutraute und die schwere Verantwortung einer Vorsteherin fürchtete, so wählte sie sich sogleich eine Coadjutorin, eine Beiständerin in ihrem Amte, ohne die sie in den Angelegenheiten des Klosters nichts unternehmen und thun wollte.

In dieser neuen Stellung offenbarte die Gotterleuchtete ihre himmlische Weisheit und ihre Klugheit. Sie wußte sich nach allen ihren Schwestern zu richten und einer jeden so viel Last aufzuladen und so viel Liebe zuzuwenden, als sie ertragen konnte. Mit aller Strenge drang sie auf pünktliche Haltung der Regel. Mit mütterlicher Liebe wies sie die Fehlenden zurecht. War die Zurechtweisung ohne Erfolg, so nahm sie ihre Zuflucht zum Gebete und übertrug die Sache demjenigen, der die Herzen der Menschen in seiner Hand hat. Nie entfiel ihr ein unüberlegtes Wort. Mit aller Entschiedenheit unterdrückte sie die besondern Freundschaften einzelner Schwestern und war bemüht, die gemeinsame Liebe und Eintracht Aller gegen einander zu fördern. Allen Angebereien feind, wies sie immer die Klagende zuerst zurecht und forderte sie auf, ihr Inneres zu erforschen, um die Ursache zu entdecken, die sie zum Klagen bestimmt hatte.

In ihrer Liebe wußte sie die Fehler und Schwachheiten der Untergebenen leicht zu entschuldigen, und wo sie immer einen ernstlichen Willen zur Besserung sah, da war ihr Herz schon gewonnen, und da reichte sie immer ihre hilfreiche Hand. Jede ihrer Untergebenen konnte zu jeder Stunde zu ihr gehen und bei ihr Hilfe suchen. Sie war immer bereit, den Nöthen Aller abzuhelfen, und nie ging eine Schwester ohne neue Stärkung und ohne innere Tröstung von ihr. Der Schluß ihrer Ermahnungen war immer: „Schwestern, liebet einander! Betet für die Verfolger, damit ihr das Gebot und den Willen des Herrn erfüllet."

Alle ihre Reden zu den Schwestern bezogen sich einzig auf Gott und das Heil der Seelen. Ihm wollte sie die ihr anvertrauten Seelen zuführen. Sie wollte nicht allein dem Herrn dienen. Alle sollten derselben heiligen Liebe theilhaftig und ihre Genossinen im Dienste des Herrn sein. Wo sie eine Schwester in Lauheit versunken sah, wurde sie ernst, ermahnte sie unter Thränen und bemühte sich, das heilige Feuer göttlicher Liebe in ihrem Herzen anzufachen.

Oft sprach sie zu ihren Schwestern: „Meine geliebtesten Schwestern, könnte ich doch euch auf meinen Armen in den Himmel hineintragen!" Dann betete sie wieder für Alle: „O himmlischer Vater, erhalte Du sie in Deinem Namen, die Du mir gegeben hast, denn sie sind ja Dein."

Auf diese Weise kam musterhafter Eifer und eine himmlische Ordnung in diese Genossenschaft. Alle strebten nach der Vollkommenheit, die sie an ihrer würdigen Mutter bewunderten. Alle hüteten sich, etwas zu thun, was sie betrübt hätte. Jede suchte es in der Demüthigung, im Gehorsam, in der Freundlichkeit der Andern zuvorzuthun, und Alle lebten, insoweit dieß auf Erden sein kann, gewisser-

maßen in einem Paradiese. Jede ward beschämt durch die Verdemüthigung der Oberin, in der sie die niedrigsten Dienste für die Schwestern übernahm und sich in aller Aufrichtigkeit des Herzens als die Letzte von Allen erklärte. Oft hörten sie von ihr, wenn man von einem großen Verbrechen erzählte, das Jemand begangen hatte, die Worte: „Nähme mich der gütigste Gott nicht so mächtig in seinen Schutz, so würde ich weit tiefer fallen, als dieser Mensch, und weit länger in der Verhärtung verharren, als er. Hätte dieser Sünder solche Gnaden von Gott erlangt, wie sie der Herr mir erwiesen hat, so wäre er ihm nicht so undankbar dafür gewesen, wie ich es bin."

Alle ihre Schwestern wußten, mit welcher Gewissenhaftigkeit sie ihren Vorgesetzten, dem Provinzial und dem Beichtvater gehorsamte. Alle wußten, wie sie ihre eigene Meinung immer dem Urtheil der Coadjutorin unterwarf, wo diese mehr Gründe für sich hatte. Selbst ihren Einsprechungen und Offenbarungen schenkte sie durchaus keinen Glauben, wenn dieselben nicht ehevor von dem Beichtvater geprüft und begutachtet worden waren. Alle sahen es täglich, wie die immer beschäftigte Oberin beim ersten Schlage der Glocke ihre Arbeiten bei Seite legte, aufstand und sich zum Gebete, zur Gewissenserforschung oder überhaupt zu dem begab, wohin sie die Glocke eben rief.

Aber nicht allein für das geistige Wohl ihres Klosters war die gottselige Oberin besorgt, auch die zeitlichen Angelegenheiten lagen ihr sehr am Herzen, und selbst in dieser Beziehung leistete sie dem Klösterlein so ausgezeichnete Dienste, daß man sie als die zweite Stifterin desselben bezeichnet hat. Sie wußte durch Sparsamkeit zu gewinnen. Ihr Grundsatz war: „Man muß das Geringste als etwas Wichtiges an-

sehen.“ Auch als Oberin trug sie, wie bisher, immer einen geflickten Habit. Je armseliger derselbe war, desto lieber blieb er ihr. Sie hatte in Wahrheit ein Entsetzen vor neuem Gewande. Zudem wußte sie Alles so zu schonen, daß sie immer zweimal länger das alte Kleid tragen konnte, als jede andere Nonne, die auch sorgfältig mit der Kleidung umging, ihr neues.

Viele Angesehene und Reiche machten dem Kloster um der würdigen Oberin willen bedeutende Geschenke. Crescenzia behielt nie etwas für sich im Kloster. Alles übergab sie dem geistlichen Vater, der für das Kloster zu sorgen hatte. Selbst Gegenstände zur Erweckung der Andacht übergab sie ihm. Wurde ihr dann wieder etwas zurückgegeben, so sah sie es als etwas Fremdes an, das man ihr geliehen hatte. Die Worte Mein und Dein konnte sie nicht ausstehen. „Wir haben ja Alles mit einander gemein und dürfen es nur benützen. Wir haben kein Eigenthum.“ So sprach sie, wenn einer ihrer Schwestern eines dieser Worte entfiel.

Die zeitlichen Verhältnisse des Klösterleins verbesserten sich unter der segenvollen Leitung der gottseligen Oberin der Art, daß man die größten Almosen spenden konnte, wie vorher nie der Fall war. Alle Tage ließ Crescenzia für die in Armuth schmachtenden Kranken der Stadt Speisen bereiten und sie ihnen zutragen. An der Pforte wurden unzählige Arme gespeiset. Selbst entfernten Armen wurden milde Gaben zur Linderung ihrer größten Noth zugesendet.

Unter denjenigen, die sich in ihren Anliegen an die gottselige Crescenzia wendeten, waren nicht bloß gemeine Leute aus dem Volke, sondern selbst die höchsten Herrschaften. Die Gemahlin des deutschen Kaisers, Karls VII., kam selbst nach Kaufbeuren, um bei der frommen Klosterfrau Rath und Hilfe

zu finden. Ebenso der Churfürst von Köln, Clemens August, der Churfürst von Bayern, Karl Theodor, der Erzbischof von Salzburg, Leopold von Firmian. Der berühmte Graf Collowad unternahm eine weite Reise, um mit Crescenzia persönlich zu sprechen. — Andere wendeten sich schriftlich an sie und erbaten sich ihren Rath. Unter diesen waren die Gemahlin des Kaisers Joseph I., der König und die Königin von Polen, der Churfürst von Sachsen und selbst Cardinäle und mehrere Bischöfe.

So lebte die von Gott begnadigte bis zum Jahre 1744. Am Anfange der Fasten dieses Jahres erkrankte sie. Die Mitschwestern befürchteten einen schnellen Tod, und waren darüber recht sehr betrübt. Crescenzia tröstete sie mit der Versicherung, die Krankheit werde längere Zeit andauern, die Stunde ihrer Auflösung sei noch nicht so nahe. Die Kranke lag in einer schrecklichen Fieberhitze. Es wurden zwei Aerzte zu Rathe gezogen. Der eine derselben war Protestant. Beide erklärten einmüthig, sie fänden durchaus keinen natürlichen Grund einer solchen Krankheit in der Constitution der Leidenden. Es sei nichts Anderes, als die brennende Flamme heiliger Liebe, die ihr Herz verzehre.

Zu dieser verzehrenden Hitze kam noch ein Geschwür auf dem Rücken, das ihr das Liegen zur größten Pein machte. Der ganze Leib war wie gefoltert. Deßungeachtet hörte man von ihr nie ein Wort der Klage. In der entsetzlichsten Hitze litt sie den peinlichsten Durst. Alles, was sie genießen wollte, hätte ihr nur die größten Schmerzen verursacht. Der Provinzial besuchte die schmerzlich leidende, dem Tode nahe Schwester. Sie hatte schon mehrere Wochen lang gar nichts mehr genossen. Nun befahl er ihr, etwas Brühe zu nehmen. Crescenzia wußte, daß dieß ihr todesgefährlich sei, und den-

noch gehorsamte sie, mit den Worten: „Gehorsamen muß ich, leben muß ich nicht." Es erfolgten darauf wirklich solche Erstickungsanfälle, daß man glaubte ihr Leben sei zu Ende. Sie erholte sich wieder von diesen Anfällen. Die Schmerzen hielten in derselben Heftigkeit an. So lebte sie volle sechs Wochen, einzig und allein von der heiligen Kommunion sich nährend, die man ihr täglich reichte. Unter den heftigsten Schmerzen rief sie mit der heiligen Theresia aus: „Herr, nicht sterben, sondern leiden! Noch mehr Schmerzen, o Herr, aber auch noch mehr Geduld!" Fragte man sie, wie es ihr ergehe, so antwortete sie: „Ganz gut, denn ich erfülle den Willen meines himmlischen Vaters." Dann forderte sie wieder ihre Schwestern auf, mit ihr dem Herrn zu danken, daß sie gewürdiget werde, einen Tropfen aus dem bittern Kelche zu trinken, den der Erlöser bis auf die Hefe getrunken.

Die Schwestern waren besorgt, ihre geliebteste Mutter möchte ganz unvermuthet sterben. Crescenzia beruhigte sie und sagte ihnen den Tag ihres Todes mit Bestimmtheit voraus. Dreizehn Tage vor ihrem seligen Hinscheiden bat sie, daß man ihr die heilige Wegzehrung reiche und die letzte Oelung ertheile. Dieß geschah. Die Schwestern waren allesammt um ihre Oberin versammelt und zerfloßen in Thränen. Sie aber richtete vor dem Empfange der letzten Wegzehrung sich auf, und bat alle ihre Untergebenen mit aufrichtiger Demuth um Verzeihung, wenn je eine von ihnen durch sie wäre beleidiget worden. Nach dem Empfange der heiligen Sakramente forderte sie Alle insgesammt, und dann auch die Einzelnen auf zur innigsten, heiligsten Liebe ihres himmlischen Bräutigams, zur aufrichtigen, schwesterlichen Liebe unter einander und zur gewissenhaften und pünktlichen Haltung der Regel.

Die Schwestern waren, insoweit es die Ordnung des Hauses erlaubte, immer um das Sterbbett ihrer gottseligen Mutter. Dasselbe wurde eine ausgezeichnete Schule der Tugenden für Alle. Die Erhaltung ihres Lebens war ein ununterbrochenes Wunderwerk. Nur das Verlangen, noch mehr zu leiden, konnte ihre heilige Seele im Leibe zurückhalten. Endlich erschien der letzte Tag. Es war der fünfte Tag des Aprils, der Samstag vor der Auferstehung des Herrn. Den ganzen Tag lag sie in unaufhörlicher Entzückung. Ihr Antlitz war ganz verklärt. Beim Anbruch der Nacht erwachte sie aus ihrer Extase und sagte, daß sie um zwöf Uhr in der Mitternacht sterben werde. Dann bat sie noch, daß alle Gebete und Opfer, die man nach ihrem Tode für sie darbringen würde, den armen Seelen zugewendet werden sollten. Mit diesen leidenden Seelen im Fegefeuer hatte sie während ihres ganzen Lebens immer das größte Mitleiden gehabt. Für sie hatte sie unzählige Male das bittere Leiden unsers Herrn aufgeopfert. Zum Troste derselben hatte sie viele Bußwerke auf sich genommen. Diese sollten nun auch als die Erben all der geistigen Almosen eingesetzt werden, die man ihr nach dem Tode darreichen würde.

Um neun Uhr Abends merkte sie, daß der Todeskampf beginnen werde. Sie ergriff das Cruzifix und drückte es mit solcher Hast und mit solcher Gewalt an ihr Gesicht und an ihren Mund, daß häufiges Blut aus ihrer Nase strömte. Sie blieb fortwährend beim vollen Bewußtsein, und über ihr Angesicht war eine Heiterkeit und Freude ausgegossen, wie sie nur den Seligen eigen sein kann. Sprach man sie um ihre Fürbitte an, wann sie zu Gott komme, so gab sie immer durch Zeichen zu verstehen, daß sie es begriffen hatte. Um die zwölfte Stunde sagte der Beichtvater zu ihr: „Sei

getrost, der Erzengel Raphael wird bald kommen.“ Sogleich antwortete sie mit vernehmlicher Stimme: „Er ist schon da.“ Und in dem nämlichen Augenblicke entfloh ihre heilige Seele der sterblichen Hülle, hinauf in die Arme ihres himmlischen Bräutigams, zur Hochzeit des Lammes. Es war die Nacht vor dem Osterfeste 1744. Plötzlich wurden sämmtliche Schwestern mit himmlischer, nie verkosteter Freude erfüllt und konnten, all ihres Jammers vergessend, nur loben und preisen die ewige Erbarmung des Herrn, der wunderbar ist in seinen Heiligen. Das Angesicht der Dahingeschiedenen behielt eine liebliche Röthe, ihr Leichnam eine wunderbare Weichheit. Man ließ denselben drei Tage lang in ihrer Zelle ausgesetzt. Während dieser Zeit geschahen durch die Fürbitte der Seligen mehrere Wunder. Nach drei Tagen wurde die Begräbniß gefeiert. Eine zahllose Menschenmenge von Nahe und Ferne war zusammengeströmt. Der Leichnam wurde im Kirchlein des Klosters, wenige Schritte von der Kirchenthüre entfernt, zur Erde bestattet. Ueber ihrem Grabe steht die einfache Inschrift: Hier liegt begraben die wohlehrwürdige Mutter Maria Crescenzia Hössin, welche den 5. April 1744 in Gott selig gestorben, ihres Alters 62 Jahre.

Der Ruf von der Heiligkeit der gottseligen Crescenzia verbreitete sich nun mit jedem Jahre. Durch die vielen außerordentlichen Gebetserhörungen, welche bei dem Grabe der Crescenzia geschahen, wurden immer größere Schaaren von Wallfahrern nach Kaufbeuern gezogen, und die Gottselige genoß allgemein einer Verehrung von Seite der Gläubigen, wie wenn sie von der Kirche wäre heilig gesprochen worden. Deßhalb wendeten sich die Ordensschwestern von Kaufbeuren, unterstützt von ihren Ordensobern, öfters an

den Bischof von Augsburg, mit der Bitte, es möchte eine Untersuchung über ihr Leben, über ihre außerordentlichen Gaben und insbesondere über die Wunder angestellt werden, welche seit ihrem Tode auf ihre Fürbitte gewirkt worden waren, damit die Seligsprechung eingeleitet werden könnte. Endlich fanden diese Bitten Gehör. Der Fürstbischof Clemens Wenzeslaus übertrug diese Untersuchung am 3. Juli 1775 dem Dompropst Freiherrn von Ungelter, dem geistlichen Rathe Cölestin Rigg und noch drei Pfarrern aus der Nähe von Kaufbeuren. Am 12. Juli 1777 wurden die Verhandlungen geschlossen und zur weitern Prüfung und Begutachtung nach Rom gesendet. In Rom fand man die Berichte der Art, daß man erklärte, es könne zur Erwirkung der Seligsprechung weiter vorgeschritten werden. Nun wurden die zwei früheren Kommissäre, Ungelter und Rigg nebst sechs Prälaten aus der Umgegend als päpstliche Kommissäre bevollmächtiget und mit der weitern Untersuchung beauftragt. Die Verhandlungen begannen am 30. Juni 1785 und dauerten bis zum 31. August 1790. Es wurden 259 Sitzungen gehalten. Die heilige Congregation der Gebräuche erklärte die ihr übersendeten Untersuchungen als giltig, und Papst Pius VI. bestätigte diese Erklärung. Hierauf wurden noch die weitern Verhandlungen über ihre Tugenden gepflogen, und endlich erklärte Papst Pius VII., der nach dem Tode Pius VI. die Leitung der Kirche übernommen hatte, mit voller Uebereinstimmung der Cardinäle und der übrigen Räthe in der Franziskanerkirche zu Rom, am 2. August 1801, vor dem versammelten Volke feierlich: „Es sei gewiß, daß die ehrwürdige Dienerin Gottes, Schwester Maria Crescenzia Höß, sowohl die theologischen als auch die Cardinaltugenden mit den damit ver-

bundenen in einem heroischen Grade geübt habe. Durch dieses Dekret ist die gottselige Crescenzia auf die erste Stufe kirchlicher Anerkennung und Verehrung erhoben worden. In Folge dessen hat sie den Titel „ehrwürdige“ (venerabilis), und es dürfen die Gläubigen ihr Verehrung erweisen und sie um ihre Fürbitte anrufen. Dieß geschieht auch wirklich, und die alle Jahre zahllos wiederkehrenden Wallfahrer sind ein Beweis, daß auf ihre Fürbitte Hülfe und Trost von Allen erlangt wird, die dessen empfänglich sind. Wann eine förmliche Selig- und Heiligsprechung erfolgen werde, weiß Gott allein; und er wird auch den rechten Zeitpunkt herbeiführen, wann dieß geschehen soll.

(Acta Inquisitionis und Heiligenlexikon.)

194. Die ehrwürdige Mutter Maria Columba, Dominikanerin in Altenhohenau am Inn.

(Den 31. August.) † 1784.

Am Schutzengelfest des Jahres 1784 starb im Kloster der Dominikanerinen zu Altenhohenau eine ehrwürdige Schwester, Columba, im Rufe großer Heiligkeit. Dieselbe war geboren in München den 8. März 1713. Noch an demselben Tage würde sie in der St. Peterskirche getauft. Ihr Vater hieß Franz de Paula Weigl, und war Bürger und Branntweiner in der Stadt. Ihre Mutter hieß Ursula und war eine geborne Ybehorin. Ein Bruder ihres Vaters war Conventual des Klosters Attl, eine Schwester desselben Klosterfrau in Altenhohenau. Diese war eine besonders demüthige Dienerin Gottes, die sich unablässig in strengen Bußwerken übte und durch Gehorsam und Aufrichtigkeit sich auszeichnete. Schon die Großeltern der Columba werden als sehr gottes-

fürchtige Leute gerühmt, die sich mit barmherziger Liebe der Armen annahmen und insbesondere arme Studenten recht liebevoll unterstützten. Ihren Vater Franz de Paula nannte man nur den Armenvater. Ausser den zwei erwähnten Geschwistern hatte er noch einen Bruder und eine Schwester, die Beide das Klosterleben erwählten. Seine Eheweib Ursula war die einzige Tochter eines Müllers und brachte ihm ein großes Vermögen als Mitgift in die Ehe. Beide lebten in ungestörtem Frieden und in der Furcht des Herrn. Sie hatten vor der Geburt ihrer Tochter schon einen Sohn erhalten und waren bemüht, beide Kinder christlich zu erziehen.

Das Mädchen hatte in der Taufe den Namen Elisabetha Franziska erhalten. Es war kaum etliche Wochen alt und lag noch in der Wiege, da drang einst ein feindlicher Husar ins Zimmer ein und schwang in größter Wuth seinen Säbel über dem Kinde. Die Mutter fiel ihm in den Arm und hielt den Streich auf. Darüber erschrack sie aber so sehr, daß sie bald darauf erkrankte und nach wenig Tagen starb. Sie war ihr Leben lang aufrichtig fromm gewesen, aber vor der Geburt ihres Töchterleins fühlte sie einen besonders mächtigen Drang zu den Uebungen der Andacht und zur heiligen Kommunion.

Der Vater war über den Tod seiner frommen Gattin sehr betrübt und entschloß sich im Wittwenstande zu verbleiben bis an sein Ende. Er lebte noch vierzehn Jahre. Für die christliche Erziehung seiner zwei Kinder sorgte er dadurch, daß er eine fromme Magd ins Haus nahm, welche ganz allein für die Kinder zu sorgen hatte, während ihre Schwester sich des übrigen Hauswesens annahm. Unter dieser Pflege wurde Elisabetha Franziska, die von Kindheit an zum Beten und zu allem Guten eine ausgezeichnete Neig-

ung hatte, in ihrer Unschuld bewahrt und an die Uebungen der Frömmigkeit gewöhnt. Ihr Vater hatte eine ungemeine Liebe zu diesem Kinde und hätte es wohl, wenn er nicht durch seine vielen Geschäfte fortwährend wäre in Anspruch genommen worden, zu sehr verzärtelt. Eine Folge dieser übermäßigen väterlichen Liebe war eine gewisse Empfindlichkeit des Kindes, die erst im Kloster ganz abgelegt wurde.

Als die Kinder die Jahre erreicht hatten, in denen sie etwas lernen sollten, nahm der Vater einen Weltpriester ins Haus, damit er sie unterrichte. Derselbe nahm vorzüglich den Knaben in Unterricht und lehrte ihn lesen, schreiben und was man sonst in der Schule lernt. Um das jüngere Mädchen kümmerte er sich wenig. Deßungeachtet lernte dasselbe Alles, was er den Knaben lehrte. Er sagte öfters, er begreife nicht, wo und wie Elisabeth das Lesen gelernt habe. Die Kinder erhielten von dem Geistlichen auch Unterricht in der Religion. Hierin war die Schwester ihrem Bruder voran. Sie hatte eine besondere Liebe zur Mutter Gottes und verehrte sie mit kindlicher Andacht. Einst fand sie in der Kirche ein kleines Büchlein, in welchem die Tagzeiten zur unbefleckten Empfängniß Mariä gedruckt waren. Von nun an betete sie diese Tagzeiten alle Tage. Auch zum heil. Vater Joseph und zum heil. Schutzengel hatte sie eine große Andacht. Oft erblickte sie neben sich, wenn sie betete, einen gar hellleuchtenden Stern. Sie hatte darüber eine außerordentliche Freude, wußte aber nicht was es bedeute. Als man ihr sagte, es werde dieß wohl ihr Schutzengel sein, gewann sie noch innigere Andacht zu ihrem himmlischen Beschützer. Wenn sie die Stiegen auf- oder abging, war es ihr oft, als wenn man sie trage. Sie kam hinauf und herab, ohne die Stufen zu berühren.

Von der frühesten Kindheit an hatte sie inniges Mitleiden mit den Armen. Was sie nur immer erübrigen konnte, theilte sie unter Dürftige aus. Ihre größte Freude war, wenn ihr der Vater Almosen zum Austheilen an die Armen gab. Sie bat den Vater gar oft um solche Gaben. Einst schenkte sie ihr neues Sonntagskleid einem armen Mädchen; das andere sei noch ganz gut, meinte sie, und das arme Mädchen habe gar keines. — Sie wurde schon als Kind von verschiedenen Krankheiten heimgesucht. Mehrmal kam es so weit, daß die Aerzte an ihrem Auffkommen verzweifelten. In einer solchen Krankheit sah sie einst einen Dominikaner vor ihrem Bette stehen, auf dessen Stirne ein prachtvoller Stern glänzte. Sie rief der Person, die bei ihr in demselben Zimmer lag und fragte, was dieß wäre. Die Person sah nichts. Elisabeth hatte diese Erscheinung öfters, und erkannte erst später, daß es ein Dominikaner war, denn bis dahin hatte sie noch nie einen Dominikaner gesehen.

Als das Mädchen sieben Jahre alt war, übergab es der Vater einer sehr frommen und gottseligen Jungfrau bei den englischen Fräulein, damit sie das Kind auf die erste heilige Beicht und Kommunion vorbereite. Elisabeth hatte das sehnsüchtigste Verlangen nach dieser Gnade. In unglaublicher Schnelle hatte sie eine solche Kenntniß der Heilswahrheiten erlangt, daß der Jesuite P. Simmerl keinen Anstand nahm, sie zur heiligen Kommunion zuzulassen, obwohl sie erst das siebente Jahr vollendet hatte. Als sie in der Vorbereitung zur heiligen Beicht erfuhr, daß durch die Sünde Gott beleidiget werde, prägte sich ihrem Herzen eine entsetzliche Furcht vor jeder Sünde ein, die ihr bis an ihr Lebensende geblieben ist. Bei dem Empfange der heiligen Kommunion empfand sie eine solche Süßigkeit in ihrem Munde, daß

sie wirklich meinte, man habe ihr einen wunderbar süßen Saft in den Mund gegeben. Dieser Geschmack blieb ihr bei jeder heiligen Kommunion, so lange sie in der Welt war, und dauerte immer bis 12 Uhr in der Mitternacht des Kommuniontages. — Als sie das zweite Mal zum Tische des Herrn ging und ihre Lehrerin, die fromme, englische Jungfrau, neben ihr in der Jesuitenkirche kniete, rief Elisabeth auf einmal überlaut auf: Welch ein schönes Kindlein! Die Jungfrau beschwichtigte sie und sprach: Sei doch stille, es sehens nicht alle Leute! Sie hatte nämlich in den Händen des Priesters statt der heiligen Hostie das Jesuskindlein erblickt. Der genannte Jesuite blieb ihr Beichtvater bis zu ihrem 14. Jahre. Im Jahre 1727 kam er von München fort und wurde Beichtvater des Fürstbischofes in Freising. Von da an ging sie zum P. Propst zur heiligen Beicht.

Elisabeth hatte von Kindheit an großes Verlangen, in ein Kloster einzutreten. Je mehr sie sich in das geistliche Leben hineinlebte und die kostbaren Früchte der Gnade verkostete, desto größer wurde dieses Verlangen. Als sie neun Jahre alt war, bat sie ihren Vater, er möchte sie die Musik lernen lassen. Sie hatte nämlich gehört, daß dieß sehr gut wäre, um desto leichter die Aufnahme in ein Kloster zu erhalten. Allein der Vater gab dieß nicht zu, weil er meinte, seine Tochter sei dazu noch zu schwach. Darüber wurde Elisabeth sehr bekümmert. Als sie einst in ihrem Kummer darüber recht andächtig zur Mutter Gottes in ihrem Wohnzimmer betete, erschien ihr plötzlich das Jesuskind. Sie rief voll Freuden und Staunen auf: Vater, Vater, ein wunderschönes Kindlein ist da! Der Vater war im anstoßenden Zimmer, kam auf den Ruf seiner Tochter herein und erblickte zu seinem größten Erstaunen die Erscheinung

des Jesuskindes auf dem Tische. Aber in demselben Augenblicke verschwand es wieder. Auf dieses hin gestattete der Vater seinem Kinde, die Musik zu lernen. Zugleich gab er ihr auch auf ihr anhaltendes Bitten die Erlaubniß, mit der Zeit in ein Kloster zu gehen.

Elisabetha war 14. Jahre alt, als ihr Vater starb. Darüber wurde sie so von Traurigkeit ergriffen, daß sie auch leiblich erkrankte. Sie konnte nicht einmal den Gottesdiensten beiwohnen, die für den verstorbenen Vater gehalten wurden. Nach dem Tode ihres Vaters warben die Frauen-Klöster in München gar eifrig um diese fromme Jungfrau. Sie versprachen der Haushälterin derselben große Geschenke, wenn sie dieselbe zum Eintritt in ihr Kloster bereden würde. Elisabeth hatte nämlich nicht bloß einen entschiedenen Klosterberuf, sondern sie war auch sehr reich. Sie erbte von ihrem Vater viel Vermögen und zwei Häuser in der Stadt. Allein sie blieb fest bei ihrem Entschlusse, in das Kloster Altenhohenau zu gehen, und bat auch um Aufnahme in dasselbe. Vier Wochen nach dem Tode ihres Vaters wurde ihr von diesem Kloster der Mälring zugesendet und zugleich befohlen, beim H. Spitalschreiber von heil. Geist sich in Kost zu begeben und daselbst die Zeit ihres Eintrittes in den Orden abzuwarten. In diesem Hause, glaubten die Nonnen, sei das Mädchen ganz gut aufgehoben. Die Frau des Hauses war wirklich recht besorgt um die ihr anvertraute Jungfrau, allein wie es jene Zeit der eben sich einnistenden französischen Ueppigkeit mit sich brachte, so war auch diese sonst rechtschaffene Frau gar sehr bemüht, die Eitelkeit in ihrer Pflegetochter zu wecken und zu nähren, und ihr Alles zu geben, was nur immer ihr Herz begehrte. Bald meldeten sich auch Bürgerssöhne, welche um die Hand der reichen

Braut des Herrn warben und der Pflegemutter große Versprechungen machten, wenn sie dieselbe zur Ehe erhielten. Die Spitalschreibersfrau hatte indessen selbst eine Tochter im Kloster Altenhohenau, und wurde von daher fortwährend gemahnt, das ihr anvertraute Kleinod wohl zu bewahren. Zudem war sie gottesfürchtig und hätte wohl nie etwas Unrechtes gestattet. Allein bald erhob sich ein neuer Kampf. Der Bruder der Elisabeth, ihr Vormünder und mehrere Anverwandte derselben wendeten Alles auf, der frommen Jungfrau den Eintritt in den Orden zu verleiden und unmöglich zu machen. Sie wendeten sich bald mit guten, bald mit bösen Worten an sie, stellten ihr vor, daß sie in der Welt weit leichter selig werden könne, als im Kloster, und sagten, daß sie es im Kloster nicht aushalten könne. Dann aber, als solche Mahnungen keinen Eindruck machten, drohten sie mit dem Zuchthause und machten ihr allerlei Vorwürfe. Es kam so weit, daß die Spitalschreibers-Frau sie nicht mehr allein durfte ausgehen lassen. Immer mußte man fürchten, sie werde ergriffen und mit Gewalt entführt. Die Pflegemutter war sehr in Angst und bekannte selbst, als sie die Elisabeth ins Kloster brachte, jetzt sei ihr ein Zentnerstein vom Herzen weggenommen. Durch Gottes Gnade wurden alle diese Anfechtungen überwunden. Elisabeth wurde in ihrer Unschuld und in ihrem frommen Sinne erhalten, und kam als ein unschuldiges, einfältiges, aufrichtiges Kind, mit einem frommen, für alles Gute empfänglichen Gemüthe ins Kloster. Sie war glückselig, als sie den Ort erreicht hatte, in dem sie von ganzem Herzen und von ganzer Seele dem Herrn dienen konnte.

Elisabeth hatte eben das siebzehnte Lebensjahr vollendet, als sie am 16. April 1730 in das Kloster Altenhohenau

aufgenommen wurde. Sie blieb noch über vier Monate lang in ihren weltlichen Kleidern. Während dieser Zeit ereigneten sich mehrere wunderbare Begebenheiten mit ihr, die uns so wie alle ihre außerordentlichen Erfahrungen im geistigen Leben von ihr selber auf Befehl ihres Beichtvaters aufgeschrieben wurden. Einst fuhr ihr plötzlich am Arme ein großes Geschwür auf, das ihr sehr bange machte. Sie begab sich in der Angst ihres Herzens in den Chor, warf sich vor dem Crucifixe daselbst nieder, zeigte und klagte dem gekreuzigten Heilande ihr Uebel und bat ihn mit weinenden Augen, er möchte doch dieß Uebel von ihr wegnehmen. Und augenblicklich war das Geschwür verschwunden. Elisabeth fürchtete nämlich fortwährend, es könnte etwas über sie kommen, was sie untüchtig für das Leben im Orden machen würde. Darum war sie immer in Sorgen und Aengsten. Ein zweiter Anlaß zu solchen Sorgen waren ihre aufgeschwollenen Füße. Dieß Uebel blieb ihr auch nach der Einkleidung noch einige Zeit. Da warf sie sich denn einmal im Novizenzimmer vor einem Bilde des Christkindleins auf ihre Kniee nieder und klagte ihm ihre Beängstigung. Auf einmal vernahm sie von demselben die Worte: „Ziehe nur deine weltlichen Kleider aus; ich will dir das Himmelreich dafür geben." — Im Augenblicke war aller Kummer und alle Beängstigung wie weggewischt. —

Der 27. August desselben Jahres war der Tag ihrer Einkleidung, wobei sie den Namen Maria Columba erhielt. Es war dieß für die Braut Christi ein ganz seliger Tag. Das Gefühl von einer genossenen Süßigkeit, das sie sonst bei der heiligen Kommunion empfand, hatte sie an diesem Tage in solchem Grade, daß sie nicht genug schlucken konnte und immer wieder auf's Neue süßen Saft im Munde

zu haben meinte. — Während des Probejahres war ihr größter Kummer, sie könne sich in der Musik nicht die erwünschte Fertigkeit erwerben. Sie hatte darin noch gar wenig Vorkenntnisse, und wie es schien, auch nicht viele Anlagen dazu. Sie wollte eben darum eine Laienschwester werden und als solche dem Orden dienen. Dieser Anfechtung konnte sie lange nicht los werden. Endlich wurde ihr, wie wir noch sehen werden, die Fertigkeit in der Musik wunderbarer Weise zu Theil. — Das Uebel an den Füßen hielt auch noch an. Dazu kam ein Ausschlag am ganzen Leibe, der so arg wurde, daß ihr die Oberin befahl, statt des wollenen Unterkleides ein leinenes zu tragen. Auch diese Milderung half nichts. Da verordnete die Oberin, sie müsse wieder das wollene Gewand tragen; denn im Probejahre müsse Alles verkostet und gewöhnt werden, was die Regel als Schweres und Lästiges vorschreibe. Columba zog am Abende dieses Wollenkleid an und war in der Früh sowohl von der Geschwulst als vom Ausschlage vollkommen befreit. Voll Freuden lief sie zur Oberin und erzählte ihr die wunderbare Heilung. Bald darauf bekam sie ein heftiges Erbrechen. Sie konnte von den genossenen Speisen gar nichts behalten. Darüber bekümmert, fragte sie ihren Schutzengel, was doch die Ursache davon sein möge. Sie erhielt darauf zur Antwort: „Beunruhige dich nicht darüber, dein geliebter Heiland will allein deine Nahrung sein.“

Nun begann der Herr in seiner unendlichen Barmherzigkeit ohne all' ihr Verdienen, seine Gnaden an ihr zu wirken und sie mit wunderbaren Gaben auszustatten. Ihr geistiges Auge ward geöffnet für den Verkehr mit den Engeln und Heiligen des Himmels und mit Christo dem Herrn selber. Sie verfiel häufig in extatische Zustände und wirkte wunder-

bare Dinge. Anfangs meinte sie, das bringe das Leben im Kloster mit sich, und alle ihre Mitschwestern wären mit denselben Gaben begnadiget. Bald aber erfuhr sie, daß dem nicht also sei. Jetzt wollte auch sie solcher Gaben und Gnaden los sein und ein Leben führen, wie die Andern. In gründlicher Erkenntniß ihrer Unwürdigkeit fing sie an, sich vor Täuschungen recht sehr zu fürchten, und schenkte all' ihren wunderbaren Begegnissen gar keinen Glauben. Dessenungeachtet gefiel es dem allmächtigen Gott, dessen Arm nicht abgekürzt ist, und dessen Geist wehet, wann, wo und wie er will, diesem auserwählten Gefäße seiner Gnaden außerordentliche Gaben mitzutheilen, zum Heile ihrer lebenden Mitschwestern und zum Troste der armen Seelen im Fegfeuer.

Schon am 14. September desselben Jahres empfing die Braut Christi die Wundmale des Herrn an ihren Händen und Füßen und an der Seite. Von dieser Zeit an hatte sie an jedem Freitage während ihres ganzen Lebens die entsetzlichsten Martern und Schmerzen auszustehen. Sie beschreibt diese Schmerzen auf Befehl ihrer Vorgesetzten selbst: „Ich arme Sünderin fange an, im Namen meines gekreuzigten, majestätischen Bräutigams, die großen, übernatürlichen Schmerzen zu beschreiben, die ich von meiner gekreuzigten Liebe selbst empfangen, und die ich, arme Sünderin, alle Freitage auszustehen habe. Ich bekenne aber zugleich, daß meine Zunge, meine Feder und alle meine Kräfte nicht im Stande sind, diese großen, übernatürlichen Schmerzen kund zu geben, wie sie wirklich sind. Der Schmerz kommt alle Freitage zu verschiedenen Stunden. Er überfällt mich augenblicklich. Sobald ich ihn vermerke, werde ich am ganzen Körper erstarrt, so daß ich kein Glied mehr rühren kann und nicht mehr weiß, ob ich todt oder lebendig bin. Ich werde in die Höhe auf-

geworfen, und alle meine Glieder werden so auseinander-gezerrt, daß ich meine, sie gehen ganz auseinander.“ Nun beschreibt sie, wie sie die Peinen der Kreuzigung erdulde, wie ihre Arme ausgestreckt, ihre Füße furchtbar gezerrt und angenagelt werden. Da schwellen dann die Hände hoch auf, und die Wundmale, die während der ganzen Woche erblassen, werden wieder hochroth und bluten. Sie fühlt die Schmerzen der Dornenkrone, den unerträglichen Geschmack von Galle und Essig, den schrecklichsten Durst, das Brechen des Herzens und den Lanzenstich in der Seite. Das Ende ist eine unnatürliche Hitze, wodurch die zuvor erstarrten Glieder wieder weich werden, so daß der Leib sich wieder bewegen kann. Die hochrothen und mit Blut unterlaufenen Wundmale erblassen allmälig, und es kehrt der gewöhnliche Zustand zurück. „Am ersten Freitag, nach Empfang der Wundmale, fährt Columba fort, hab' ich den erwähnten Schmerz bei Tag erlitten. Durch eine besondere Gnade Gottes hab' ich erlangt, daß mir dieß Alles jetzt bei Nacht wiederfährt. Ich kann die Zeit jedoch nicht bestimmt angeben. Gott gebe, daß es nie vor den Augen der Menschen geschehe und ja nie kundbar werde. Meine immerwährende Bitte zu der gekreuzigten Liebe ist, daß dieß Alles verborgen bleibe. Allein auf all' mein Bitten erhalte ich immer nur die Antwort: „So lange es der Wille Gottes ist, so lange wird dir deine Bitte gewährt werden. Ergib dich in seinen göttlichen Willen, und laß den König des Himmels und der Erde machen, was und wie er will. Von Jugend auf bist du zu diesem gekreuzigten Stande berufen.“

Sehr oft erschien ihr der Stifter ihres Ordens, der heilige Vater Dominikus. Er wurde ihr Lehrmeister im geistlichen Leben und selbst auch in den klösterlichen Ueb-

ungen. Durch ihn erhielt sie wunderbarer Weise eine ausgezeichnete Kenntniß der Musik und eine wunderbare Fertigkeit darin. Sie konnte nämlich ungeachtet dieser Freitagsleiden alle Verpflichtungen des Ordens erfüllen und lebte im Aeußern ganz wie jede andere Klosterfrau. Am schwersten fiel ihr das tägliche Aufschreiben der ihr erwiesenen Gnaden, deren sie sich von ganzem Herzen unwürdig erachtete. Sie schreibt hierüber in den spätern Jahren: „Ich war einst recht lange und tief betrübt über die großen Gnaden, die ich nicht verdient habe. Es war dieß lange nachher, als mir aufgetragen war, sie zu beschreiben. Dieses Aufschreiben fiel mir großen Sünderin so schwer, daß ich meinte, es sei mir unmöglich, all' diese großen Gnaden zu verzeichnen. In dieser großen Betrübniß hab' ich die göttliche Majestät recht inständig gebeten, sie möchte doch diese so großen Gnaden, die Gott in mir, der armen Sünderin, innerlich und äußerlich wirkt, nicht an's Tageslicht kommen lassen. In der Erkenntniß meiner Nichtigkeit bis auf den tiefsten Grund hab' ich mich recht sehr darüber betrübt, daß dieß Alles sollte offenbar werden, und ich bin darüber ganz kleinmüthig geworden. In dieser Betrübniß begab ich mich zur Ruhe." Allein in der Nacht erschien ihr der heilige Dominikus, verwies ihr den großen Unmuth und ihren Ungehorsam gegen Gottes Willen und drohte ihr selbst mit Strafen, wenn sie sich nicht vollkommen in den heiligen Willen Gottes ergebe. Wo ihr immer unter dem Gehorsame etwas befohlen war, erfüllte sie es mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß sie selbst die Erscheinung ihres Schutzengels darin nicht stören oder davon abhalten konnte. Wurde ihr eine schwere Arbeit aufgetragen, die sie, zumal an Freitagen, wo sie von den Wundmalen große Schmerzen litt, wegen ihrer Schwäche nicht verrichten

konnte, so nahm sie ihre Zuflucht zum Schutzengel, der ihr öfters die Arbeit wunderbar vollbringen half.

Von diesen außerordentlichen Zuständen der frommen Columba hatte nur ihr Beichtvater, Pater Justinus Funkh, und die Novizenmeisterin eine sichere Kenntniß. Kurze Zeit, nachdem Columba die feierliche Profeß abgelegt hatte, kam der Pater Provinzial, Joseph Mörlein, nach Altenhohenau zur Visitation des Klosters. Der Beichtvater gab ihm treuen Bescheid über Alles, was mit Columba bisher vorgegangen war. Der Provinzial fand in dem bisherigen Gange, in der Einfalt und Unschuld der Nonne und in ihrem vollkommenen Gehorsame hinreichende Gründe, die ganze Sache als eine Gnadenwirkung des Himmels anzusehen. Er befahl dem Beichtvater, Alles aufzuschreiben, was sich ereignen werde, und ihm zu berichten. Zugleich verbot er, etwas davon zu offenbaren. Selbst vor der Frau Priorin sollte Alles geheim gehalten werden.

Allein es war unmöglich, Alles so geheim zu halten. Schon in der ersten Fastenzeit nach ihrem Noviziat, und nachdem sie die Wundmalen erhalten hatte, wurde Columba fünf Wochen lang bettliegerig. Sogleich erhoben sich die größten Verfolgungen gegen sie. Weil man ihre Zustände nicht begriff, redete man allerlei Arges über sie. Sie wurde als eine Verzauberte, als Hexe, als Heuchlerin ausgeschrieen. Einige meinten gar, sie wäre vom bösen Geiste beherrscht. Darum wurde sie nicht mehr im Noviziate geduldet und mußte in der Zelle der Novizenmeisterin wohnen. Columba erfuhr alle diese bösen Reden, litt Alles mit der größten Geduld aus Liebe zu Gott und wurde in ihrer inneren Ruhe durchaus nicht gestört.

Im Jahre 1733 wurde Pater Onuphrius Sulton zum

Provinzial der Dominikaner erwählt. Dieser kam noch im September desselben Jahres nach Altenhohenau auf Visitation. Damals war der Widerspruch gegen Columba und ihren frommen Beichtvater schon ganz offen geworden. Allerlei Klagen wurden gegen sie vorgebracht. Vorzüglich klagte man sie der Heuchelei und der Betrügerei an. Der Provinzial schenkte diesen Anklagen Glauben und verfuhr sehr hart mit der frommen Nonne. Er ließ sie lange vor sich auf dem Boden liegen und hielt ihr Alles vor, was man gegen sie gesagt hatte. Columba nahm alle Vorwürfe stillschweigend und mit größter Sanftmuth hin. Dann befahl ihr der Provinzial, alle dergleichen ungewöhnlichen Zustände zu verlachen, die Erscheinungen, wenn wieder solche kommen sollten, anzuspeien, jedesmal die Augen zu schließen und zu sagen: „Der Gehorsam fordert, daß ihr Columba in Ruhe lasset." Columba that, wie ihr befohlen ward. Auch sollte sie von all' ihren äußeren und inneren Erfahrungen Niemanden außer ihrem Beichtvater etwas mittheilen. Selbst wenn sie erkranke, habe sie der Novizenmeisterin nichts davon zu sagen, bis diese es selber merke. Auch hierin gehorchte sie pünktlich. Mehrmal war sie so elend, daß sie Angesichts aller Nonnen zu Boden fiel; aber nie meldete sie sich krank. Alles dieses störte sie in ihrer inneren Ruhe nicht. Von allen Menschen verlassen und verfolgt, ohne ein Wort reden zu dürfen, ward sie von Oben mit so kräftigem Troste erfüllt, daß sie immer noch mehr zu leiden verlangte.

Nachdem die Visitation zu Ende war, erklärte der Provinzial noch vor dem ganzen Convente, Columba sei ein unschuldiges Kind und nicht durch eigene Schuld betrogen. Es soll sich keine von den Schwestern unterstehen, diesem Kinde etwas vorzuwerfen oder es deßhalb scheel anzusehen.

Solches wäre ganz gegen seinen Willen. Der Columba aber erlaubte er, es ihm anzuzeigen, wenn man ihr etwas zu Leid thun sollte. Damit hatte der Provinzial gethan, was seines Amtes war, und wir haben gewiß keinen Grund, ihn der Leichtgläubigkeit zu beschuldigen, vielmehr müssen wir seine Vorsicht und Weisheit rühmend anerkennen. Anders aber, als ihnen befohlen war, thaten die Nonnen. Sie warfen der Columba auf's Neue beabsichtigten Betrug vor und schalten sie mit allen erdenklichen Schimpfnamen. Selbst thatsächliche Mißhandlungen und Beschimpfungen erlaubten sie sich gegen sie. Die Priorin verurtheilte sie zu einer dreiwöchentlichen Strafarbeit, in der sie unendlich viel leiden mußte. Obwohl noch ein schwaches Kind, übertrug Columba dieß Alles mit männlichem Muthe aus Liebe zu Gott. Sie klagte nie, und lieber wäre sie gestorben, als daß sie, wie es ihr erlaubt war, von diesen Mißhandlungen dem Pater Provinzial etwas angezeigt hätte.

Am schwersten fielen ihr die Anfeindungen und Verfolgungen gegen ihren Beichtvater. Diese dauerten, bis derselbe durch den nachfolgenden Provinzial, Pater Mayr, nach Landshut versetzt wurde. Er sprach noch vor seiner Abreise zu Columba: „Liebstes Kind, sei allzeit gehorsam und demüthig. Sei stets liebevoll auch gegen deine Feinde. Thue denen Gutes, die dir Uebles thun. Laß dich nicht vorwitzig ausfragen, denn es ist nicht gut gemeint. Vergiß in deinen Gebeten und in deinen Uebungen deinen getreuen Vater nie; er wird auch deiner nie vergessen weder im Leben, noch im Tode." Der treue Diener Gottes lebte in Landshut nur mehr kurze Zeit. Bald übergab er seinen Geist in die Hände seines Schöpfers. An seine Stelle nach Altenhohenau kam Pater Willibald Morenwalder. Schon bei seiner Ankunft wurde

Columba vor ihm hart verklagt, und er sehr gewarnt, ihr ja keinen Glauben zu schenken; denn er werde nur betrogen werden. Sie habe einen Ausschlag gehabt und dann gesagt, es wären die fünf Wundmalen u. dgl. Dieser Mann war nun sehr mißtrauisch und vorsichtig. Er hielt die fromme Nonne wirklich für eine Hexe und behandelte sie als solche. Was sie immer nur sagen mochte, so lachte er darüber und erklärte ihr Alles als lauter Träumereien. Ihren Gehorsam stellte er auf die härtesten Proben. Gar oft mußte sie zur Zeit des Essens auf den Boden sitzen und noch öfters besondere Geißelungen vornehmen. Auch versagte er ihr die heilige Kommunion, wenn die anderen Schwestern kommunizeren durften. In all' diesen Prüfungen hielt Columba mit der Gnade des Herrn standhaft aus. Nie stieg ein feindseliger Gedanke in ihrem Herzen auf. Nie kam ein unfreundliches Wort über ihre Zunge.

Endlich nach einem vollen Jahre kam Pater Willibald zu einer anderen Ueberzeugung. Er sah ein, daß nur ein von der Gnade Gottes gestärktes Gemüth in solchen Prüfungen mit solcher Geduld ausharren könne. Von jetzt an schrieb er auch alle Mittheilungen der Columba auf, und nahm sie gegen alle Anklagen und Anfeindungen in Schutz. Seine Aufzeichnungen reichen vom Jahre 1734—1738. Wegen dieser gewissenhaften Beschützung der Vielgelästerten mußte er Vieles leiden, was der frommen Columba immer das größte Kreuz war.

Am 19. März 1738 kam der neue Provinzial, Pater Gallus Keller, auf Visitation in's Kloster. Dießmal wollten die Beschwerden und Klagen über Columba gar kein Ende nehmen. Die Zurechtweisungen und Strafen entsprachen ganz den Klagen. Endlich wurde ihr auf's strengste befohlen, alle

ihre bisherigen Erfahrungen zu verwerfen und ihnen durchaus keinen Glauben beizumessen, in ihren Gebeten und Uebungen weder der Lebendigen noch der Verstorbenen aufopfernd zu gedenken, von all' ihren Erlebnissen durchaus nichts mehr aufzuschreiben. Dieß Verbot galt auch der Novizenmeisterin. Und weil man wahrgenommen hatte, daß öfters ein feuriger Strahl vom ausgesetzten hochwürdigen Gute auf das Herz der Columba hinging, so wurde ihr befohlen, vor demselben immer die Augen zu schließen. Auch mußte sie fortan täglich dreimal mit ausgespannten Armen die offene Schuld beten, und zwar vor sämmtlichen Mitschwestern. Nach der Visitation mußte Columba noch vor dem Provinzial auf dem Boden liegend ihre Schuld bekennen. Bei dieser Gelegenheit hielt ihr der Provinzial Alles vor, was er über sie gehört hatte, und verwies es sehr hart. Auf dieß Alles erwiderte Columba kein Wort. Sie sah, wie sehr ihre Obrigkeit gegen sie und ihren geistlichen Vater eingenommen war, und ertrug Alles mit Geduld. Zugleich bat sie noch den Pater Provinzial, er möchte, wie seine Vorfahrer, all' ihre Sachen vor dem ganzen Kapitel öffentlich verwerfen, wenn er sie wirklich als gottlos erkenne. Dieß getraute er sich aber doch nicht zu thun; denn er war seiner Sache nicht gewiß und ließ sich von den Andern zu willfährig überreden. Nach der Visitation sprach Columba: „Gebenedeit sei der Herr in seinen Gaben! Er hat die Gnade gegeben, Solches zu überstehen.“ —

In Folge dieser Visitation wurde der vielgelästerte Beichtvater, Pater Willibald Morenwald, nach Medlingen versetzt, und an seine Stelle kam Pater Cornelius Regiser nach Altenhohenau. Dieser hat der Columba dem Leibe nach immer Uebles, der Seele nach nichts Gutes gethan. So oft sie

ihm nach dem Befehle des Pater Provinzial über ihre inneren Erfahrungen Mittheilungen machte, kam er mit Chorrock und Stole in ihre Zelle und nahm den Exorcismus vor. Am 6. Juli des folgenden Jahres, kurz vor seinem Tode, kam der genannte Provinzial nochmal nach Altenhohenau und stellte allerlei Proben mit der leidenden Columba an. Er nahm in eigener Person den Exorcismus vor. Dann redete er ihr zu, sie sollte frei bekennen, daß sie nie eine besondere Gnade erfahren und nie eine Erscheinung gesehen habe. Er meinte nämlich, es sei dieß lauter Einbildung gewesen, und Columba werde sich doch überreden lassen, dieß ihm zu glauben. Allein Columba antwortete ihm: „Würde eben jetzt eine Schwester anklopfen und mich fragen, ob nicht der hochwürdige Herr Provinzial da sei, so müßte ich ihr der Wahrheit gemäß sagen, Euer Hochwürden sind da. Ebenso kann ich von den mir widerfahrenen Gnaden nur sagen, was Wahrheit ist.“ Diese Antwort brachte sie mit solcher Bescheidenheit und einer solchen Ueberzeugungskraft vor, daß der Provinzial sogleich im Beichtstüblein auf den Stufen des Altars stehend, vor den Klosterfrauen bekannte, es sei bei Columba keine Zauberei und keine Verstellung vorhanden. Was noch den größten Eindruck auf ihn machte, war dieß, daß Columba ihm auf Befehl ihres Schutzengels voraussagte, er werde, noch ehe er sein Amt niederlege, sterben. Es war aber die Zeit seines Provinzialates schon bald zu Ende. Dieß hatte Columba ihrem früheren Beichtvater, Pater Willibald, schon längst geoffenbaret. Auf diese Ankündigung hin ward der Mann ganz bleich, empfahl sich in das Gebet der Columba, reiste ab und starb Ende Oktobers im Kloster Löwenthal am Bodensee.

Nach Pater Kellers Tod (1740) wurde zu Eichstätt Pater Peter Brendl als Provinzial erwählt. Dieser versetzte

den Pater Cornelius Regiser nach Freiburg und sendete den Pater Anton Veichtner als Beichtvater nach Altenhohenau. Veichtner prüfte den Gehorsam der Columba auf alle mögliche Weise. Sie aber bestand selbst die schwersten Proben und machte dadurch im geistigen Leben große Fortschritte. Nach langer Prüfung gestattete er ihr auch die schon lange ersehnte Gnade der täglichen Kommunion, um die sie ihn, wie alle früheren Beichtväter, unzählige Male gebeten hatte. Nur zu Zeiten wurde ihr diese Gnade versagt, um ihren Gehorsam zu prüfen.

Vom Jahre 1738—1744 wurde auf Befehl des Pater Provinzial Keller von allen außerordentlichen Gnaden und Erscheinungen der Columba nichts aufgeschrieben. Erst im Jahre 1745, nachdem Pater Veichtner zum Prior von Schwäbischgmünd ernannt und an seine Stelle Pater Rupert Hueber gekommen war, begann Columba auf Befehl dieses ihres Beichtvaters wieder, ihre inneren Erfahrungen aufzuschreiben. Mehreres aus den früheren Jahren wurde nachträglich aufgezeichnet. Die demüthige Nonne beginnt ihren Bericht mit folgender Erklärung. „Wie auf Befehl des Herrn Pater Provinzial unter dem Beichtvater Pater Regiser nichts aufgezeichnet wurde, so wünschte ich auch, daß die seitdem mir, dem Nichts, durch Gottes Barmherzigkeit verliehenen Gnaden in Vergessenheit kämen, und daß ich statt dessen die Schwere meiner Sünden ausrufen dürfte. Dieß wollte ich weit lieber thun, als daß ich, das nichtswerthe Nichts, in dem nichts als Spott und Schande zu finden ist, von solchen Gnaden noch weiter erzählte. Weil aber der Gehorsam mich durch denjenigen zwingt, der anstatt Gottes mir befiehlt, so will ich mich demüthig unterwerfen und seinem Gutachten Alles überlassen."

Ihr Gehorsam wurde allezeit selbst von ihren mißgünstigen Obern bewundert. Sie bekannte auch: „Wenn alle meine Beichtväter an einem Orte beisammen wären, wo eben Feuer und Wasser neben einander sich fänden, und sie mir befehlen würden, ich sollte mich in's Feuer und in's Wasser stürzen, so wollte ich freudig mich in zwei Stücke zertheilen lassen, um ihnen Gehorsam zu bezeigen; denn außer dem, Leib und Seele stärkenden, Bande des Gehorsams hat nichts in meinem Herzen mehr Platz, als die mit der Liebe Gottes verbundene Liebe des Nächsten."

Die Mittheilungen, welche der frommen Columba gemacht werden, betreffen theils ihre eigene Persönlichkeit und ihr Kloster, theils auch die allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes. Sie wird vorbereitet und gestärkt zur Ertragung besonders schwerer Leiden zu ihrer eigenen Förderung und zum Wohle Anderer. Dann schaut sie mit dem Auge des Geistes die Nöthen und Anfechtungen ihrer Schwestern und wird gemahnt, für sie zu beten und sich zu geißeln, damit ihnen Hilfe und Trost zu Theil werde. Diese Schwestern empfehlen sich jetzt vorzüglich in ihr Freitagsleiden und verlangen, der Früchte desselben theihaftig zu werden. Die vom Blute triefenden Tüchlein, die sie während des Freitagsleidens auf ihrer Seitenwunde aufgelegt hat, werden als Verwahrung gegen fleischliche Versuchungen angewendet und wirken wundersam.

Auf Befehl des Beichtvaters, Pater Anton Beichtner, untersuchte die Priorin M. Anna Unertlin am Charfreitag des Jahres 1746 im Beisein zweier Schwestern, der Subpriorin Maria Xaveria Kreitmayrin und der Kellermeisterin Maria Franziska Grandauerin, die Seitenwunde der frommen Columba. Diese war seit dem Siebenschmerzenfeste ohne alle

Nahrung dagelegen, hatte täglich die heilige Kommunion empfangen und übernatürliche Schmerzen ausgestanden. Wie die Priorin kommt und ihr Vorhaben kund gibt, widersetzt sich Columba und erklärt, sie werde eine solche Entblößung nie geduldeu. So lange ich am Leben bin, darf dieß nicht geschehen; nach meinem Tode kann es sehen, wer da will, sprach sie. Darauf entgegnete die Priorin: „Mein Kind, thue es aus Gehorsam; der Gehorsam befiehlt es.“ Auf diese Worte entblößte sie ihre Seite, soviel gerade nothwendig war. Es war eben zwischen zwei und drei Uhr. Die Wunde war nicht geöffnet. „Wir sahen nur einen ganz frischen Schrammen, der ganz roth war, in der Länge eines Mittelfingers, an beiden Seiten war er etwas schmäler und gebogen, gleich dem Mondscheine. Die Rippen der Seiten waren ganz herausgebogen. Sie sagte, wie sie immer gesagt hat, daß die Wundmale sich nur alle Freitage in der Nacht öffneten, wann sie der gewöhnliche Freitagsschmerz überfalle, und daß dann häufiges Blut herausfließe. Sei der Schmerz zu Ende, dann schließe sich auch die Wunde. Sie hatte auch am Freitag zuvor ein ganz von Blut triefendes Tüchlein von der Seite weg mir gegeben. An diesem Freitage aber hat sie öfters Blut und Wasser aus dem Munde gebrochen, wie ich an den Tüchlein sehe, die noch in meinen Händen sind.“

Dieß Alles hat die M. Priorin als Urkunde aufgeschrieben und nebst ihren zwei Begleiterinen durch eigenhändige Unterschrift bestätiget. Jetzt hatten sich die Verhältnisse geändert. Die allgemeine Aufeindung und Verfolgung hatte aufgehört. War eine Einzelne über Columba aufgebracht, so erkannte diese es augenblicklich im Geiste, und da ließ sie dann nicht nach mit Beten und Bußübungen, bis

der Herr das Herz der abgünstigen Schwester rührte und sie zur Versöhnlichkeit stimmte. Es kommen gerade in dieser Beziehung merkwürdige Beispiele vor. So war denn eine Schwester im Kloster, die auch nach dem Ende der allgemeinen Verfolgung es nicht aufrichtig mit Columba meinte und immer ihr zu widerstreiten hatte. Columba begann mit allem Eifer für sie zu beten, und nach drei Tagen kam die Schwester, gestand ihren Fehler, bat mit weinenden Augen um Verzeihung und bot ihr alle Dienste an. — Oft sagte sie den Schwestern ihre geheimsten Gedanken, oder wenn sie ihr etwas nicht eingestehen wollten, so erklärte sie ihnen Alles, so wie es wirklich war, und weit besser, als sie es selbst wußten. Dasselbe war der Fall bezüglich der Arbeiten, die sie in ihren Zellen verfertigten. — Als sie einst während der Fastenzeit krank lag, wurde sie von einer Schwester gar liebevoll verpflegt. Nun ward ihr in einem Gesicht die Seele dieser treuen Wärterin gezeigt. Sie war mit einem schönen, hochzeitlichen Kleide geziert und hatte einen zierlichen Kranz um ihr Haupt. Columba fragte den Herrn: „Warum hat denn die Schwester nur einen Kranz, sie hat ja eine Krone verdient?" Da wurde ihr geantwortet: „Sie bekommt schon eine Krone, aber sie muß dieselbe noch verdienen. Für jetzt ist der Kranz schon genug." Eben diese Schwester hatte schon zwei Jahre früher (1743) die fromme Columba recht treuherzig gebeten, sie möchte doch ihr Gebet und ihre Leiden für sie aufopfern, damit ihr volle Vergebung aller ihrer Sünden und Strafen zu Theil werde. Columba sagte ihr nichts zu. Nun begab sich die demüthige, bußfertige Schwester ins Gebet, warf sich vor ihrem gekreuzigten Heilande nieder, bekannte ihre ganze Unwürdigkeit und bat ihn, er möchte doch in Ansehung seines unendlichen Leidens

ihr alle Sünden vergeben, und weil sie ihm gar nichts darbringen könne, so wolle er als einigen Ersatz nur ein einziges Charfreitagleiden der Schwester Columba für sie hinnehmen. Auf dieß Gebet begab sie sich zur Ruhe. In der Nacht ward sie wunderbar getröstet und zugleich angewiesen, dem gekreuzigten Heiland und der Columba zu danken. Als sie des andern Tages voll himmlischen Trostes zu Columba kam und ihr danken wollte, daß sie ihr dieß Leiden geschenkt habe, entgegnete diese: „Ich habe dir nichts geschenkt, du hast es selbst genommen."

Schon vom Anfang waren außer der Novizenmeisterin einige fromme Nonnen ganz für Columba gewesen und hatten großes Mitleid mit ihr gehabt. Allein sie vermochten nichts für die verfolgte Schwester zu thun. Diese sollte nach Gottes weisem Rathschlusse die ganze Feuerprobe der Lästerung durchmachen und als ein Auswurf des ganzen Ordens gelten. Die Vorgesetzten aber mußten nach den Grundsätzen der Heiligen sich diesen außerordentlichen Dingen widersetzen und ihre Untergebenen auf der gemeinsamen Bahn eines frommen Lebens führen. Die häufigen Täuschungen, welchen solche Anfängerinnen von Seiten ihrer eigenen Phantasie und von Seite des Satans ausgesetzt sind, rechtfertigen alle strengen Maßregeln, die je mit Vernunft angewendet wurden. Selbst die fromme Priorin, Anna Unertlin, kam lange nicht zu der Ueberzeugung, daß die Sache wirklich aus Gott sei. Eine außerordentliche Begebenheit hatte sie geneigt gemacht, dieß zu glauben, obwohl sie noch länger schwankte. Es war nämlich im Kloster eine sehr fromme Laienschwester, Namens Paula, die öfters in Extasen verfiel. In solchen Zuständen lag sie unbeweglich auf den Knieen da, und nur der Gehorsam konnte sie wieder zum Gebrauch der Sinne bringen.

An diese begnadigte Seele stellte nun die Priorin öfters, wo sie in der Extase war, unter dem Gehorsame die Frage, sie sollte ihr sagen, ob Columba wirklich Gott angenehm sei. Sie bejahte und bekräftigte es jedesmal. Als man dieselbe einst um die Fürbitte für eine sterbende Schwester ansprach, verwies sie die Leute an Columba, diese vermöge mehr bei Gott. „Sie ist Gott angenehm, und es ist nur zu bedauern, daß sie so sehr verfolgt und von den Schwestern so mißkannt wird. Nach ihrem Tode wird man sehen, was sie gewesen, und was man an ihr gehabt hat. Allein die Reue wird dann zu spät sein.“ Als die Oberin darauf zu ihr sagte: „Meine liebe Schwester, erkennt sie wirklich, daß M. Columba eine Gott angenehme und vor ihm gerechte Seele ist, wie sie es immer gesagt hat?“ Da antwortete Schwester Paula: „Ja, ja, sie ist es, aber leider, daß man es nicht erkennt.“ — Dieß geschah im Jahre 1743. Von jetzt an war die Oberin weniger mehr bekümmert und beängstiget wegen der frommen Columba, und weil sie in dem ganzen Leben derselben keinen wesentlichen Fehler finden konnte, so wurde sie immer mehr geneigt zu glauben, daß ihre außerordentlichen Zustände Gnadenwirkungen Gottes seien. — So erhielt Columba allmählig mehr Anerkennung unter den Ihrigen, und sie, die bisher nur leidend das Heil des Klosters gefördert hatte, gewann immer mehr Einfluß auf das ganze Haus.

Am meisten hatte die fromme Columba von der ersten Zeit der ihr mitgetheilten Gnaden angefangen bis an ihr Ende mit den Seelen der Verstorbenen zu thun und ihnen zu ihrer vollkommenen Befreiung zu verhelfen. Da waren es nicht bloß verstorbene Nonnen aus ihrem Kloster, die bei ihr Hilfe suchten, sondern auch Auswärtige aus den höchsten

Ständen, Geistliche und Weltliche. Wie einst Margaretha Ebnerin den von ihr hochverehrten Kaiser Ludwig den Bayer in ihrem Gebet und ihren Bußübungen dem barmherzigen Gott empfohlen hatte, so war es eine Aufgabe für Columba, den am 20. Jäner 1745 verstorbenen Kaiser Karl VII. (Karl Albrecht) in den Himmel hinein zu beten und zu leiden. Aber auch die Angelegenheiten der Lebenden gingen ihr zu Herzen, und jedes Elend, das über unser Regentenhaus erging, litt sie und sagte sie schon lange voraus. Die wilden Schaaren von Panduren, Kroaten, Tolpatschen, die im Jahre 1742 Bayern überschwemmten und Verheerungen anrichteten, wie man sie seit dem 30jährigen Kriege nicht mehr gesehen hatte, waren von ihr schon mehr als ein Jahr vorher genau beschrieben worden, obgleich kein Mensch in Bayern solches Volk je gesehen hatte. Sie sah und sagte es voraus, wie unter des Kaisers Sohn, unter Maximilian III., das ganze Land wieder gesegnet sein werde. Wie dem Hause Bayern Gnade und Segen verheißen ward, so wurde dem Hause Oesterreich Strafe und Unruhe gedroht.

Bei all dem war ihre Einfalt so groß, daß sie einst zu einer Schwester sagte, sie habe nie geglaubt, daß ein Geistlicher sündigen könne. Sie habe immer gemeint, das höchste Gut, das der Priester täglich in seinen Händen habe, lasse dieß nicht zu. Als sie dann später an einem Priester große Fehler sah, verursachte ihr dieß so entsetzliche innere und äußere Schmerzen, daß sie glaubte sterben zu müssen. Deßhalb mußte sie auch arge Anfechtungen vom Satan ausstehen. Dieser hielt ihr immer die Fehler des Priesters vor, trieb damit seinen Spott und wollte ihr dadurch alles Vertrauen zum Priester gänzlich rauben. Columba wurde darüber sehr beunruhiget und verwirrt, erhielt aber wieder Licht und Trost

von dem Herrn, und gewann dadurch über den Satan vollkommenen Sieg.

So oft eine Schwester auf das Sterbebett kam, nahm sich Columba derselben ganz besonders an und bat den Herrn, er möchte sie doch auf dieser Welt ganz reinigen, daß sie bei ihrem Hinscheiden sogleich der Anschauung Gottes gewürdiget werde. Da nahm sie dann selbst einen Theil der Reinigungsschmerzen auf sich, die sie mit der größten Liebe und Geduld ertrug, fortwährend die sterbende Schwester zur Geduld und zum Ausharren bis ans Ende ermunternd. So ließ die ehrwürdige Mutter Katharina von Raindorf unsere Columba schon mehrere Wochen vorher bitten, sie möchte ihr doch sagen, wann es Zeit sei, die heiligen Sterbsakramente zu empfangen. Columba erhielt vom Herrn die Antwort: Nun sei es Zeit. Die Kranke werde dadurch große Kraft empfangen. Sie solle sich ernstlich dazu vorbereiten. Dann werde er ihr nicht allein alle Schuld, sondern auch alle Strafe nachlassen. Ihre Worte sollen hinfür nur die sein: Leiden, Lieben und Sterben. Ueber diese Nachricht ward die Kranke mit unaussprechlicher Freude erfüllt. Von Stund an ward ihr Verlangen, aufgelöst und bei Christo zu sein, immer größer. Sie empfing schon am 28. März die heil. Sterbsakramente, erneuerte die Profeß und starb ganz getrost und selig am darauffolgenden 19. April.

Columba hatte auch ihren Beichtvater gebeten, er solle nicht Alles aufschreiben, sondern sich nur kurz fassen, insbesondere soll er nicht schreiben, daß ihr Schutzengel ein Seraph sei, denn dieß glaube doch Niemand. Darauf wurde ihr eine ernste Zurechtweisung in einer Vision zu Theil, und sie wurde strenge aufgefordert, Alles zu beichten und aufschreiben zu lassen, was ihr mitgetheilt werde, denn es sei

lauter trostreiche Wahrheit. Als sie dann sich beklagte, daß jetzt Alles unter die Leute komme, und die Leute überall von ihr redeten, was sie am meisten schmerze, indem sie ganz verborgen sein und selbst lebendig ins Grab steigen möchte, wurde ihr geantwortet: „Wenn dich Gott den gemeinen Weg führte, so hätte Niemand von dir zu reden; da du aber auf diesem besondern Weg geführt wirst, so laß die Leute reden. Es ist so der Wille Gottes. Du hast dich darum gar nicht zu kümmern, er wird es schon recht machen."

Noch im Jahre 1746 und dann im folgenden Jahre wurde der Gottbegnadigten angekündiget, daß sie noch Vieles werde leiden müssen, auch von ihren Mitschwestern. Columba freute sich auf diese Leiden und bat um neue Geduld. Am 4. August 1748 starb ihr Beichtvater, P. Rupert Hueber, der sie drei Jahre lang mit weiser Sorgfalt geleitet und alle ihre Erfahrungen aufgezeichnet hatte. Es waren dieß zunächst Berichte über ihre außerordentlichen Leiden, über ihre Entzückungen und ganz besonders über die große Hilfe, die sie durch ihr Gebet und durch ihre Leiden den armen Seelen im Fegfeuer erwiesen hat. Zugleich sieht man daraus, wie die Begnadigte nicht bloß die heiligen Geheimnisse der Erlösung, welche im Verlaufe des Kirchenjahres gefeiert werden, miterlebte und die Wirkungen dieser Geheimnisse in ihrer Seele empfand, sondern wie sie allmählig in den trautesten Verkehr mit den Heiligen trat, deren Andenken die Kirche während des Jahres feiert. Sie war mit diesen Heiligen, zumal mit den Heiligen ihres Ordens, weit vertrauter als mit den Schwestern ihres Klosters. Alles dieß hat P. Rupert Hueber mit aller Treue beschrieben bis an sein Ende.

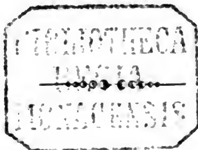
Columba hatte, wie es ihr war vorhergesagt worden, auch in den spätern Jahren noch Vieles zu leiden. Wir

haben darüber keine sichern Nachrichten mehr. Nachdem sie zweiundfünfzig Jahre als Braut des Herrn im Orden gelebt, starb sie am 31. August 1784 selig im Herrn. Die Nachrichten von ihrem Leben wurden bald nach ihrem Tode von gelehrten Männern geprüft. Alle bezeugten einmüthig, es finde sich darin nichts, das nicht von ausgezeichneter Tugend und von einem hohen Grade christlicher Vollkommenheit Zeugniß gebe. Noch leben mehrere Verwandte der gottseligen Nonne. Sie bewahren die Andenken von der frommen Dienerin Gottes als kostbare Reliquien. Unter diesen befinden sich Leinwandtüchlein, die ihre Seitenwunde bedeckt haben und von ihrem Blute durchtränkt sind. Von Wundern, die an ihrem Grabe geschehen wären, ist nichts bekannt geworden, eben so wenig von einer besondern Verehrung des Volkes der Umgegend.

(Aufzeichnungen von ihren Beichtvätern.)

Anmerkung.

Außer diesen Heiligen und Seligen lebten noch mehrere Diener und Dienerinen Gottes in unserm Vaterlande bis auf die jüngsten Zeiten herab. Das Leben von mehreren derselben ist schon beschrieben, konnte aber in diese Sammlung nicht mehr aufgenommen werden. Ein späterer Nachtrag kann diese Lücke ausfüllen.



Alphabetisches Namen-Register.

Alphabetisches Orts-Register.

3) Außerdem wird jedem Subscribenten noch eine Auswahl von Büchern dargeboten, welche in einem eigenen Verzeichnisse mit Angabe des festgesetzten Preises enthalten sind und gegen gleich baare Bezahlung bezogen werden können.

4) Subscription auf diesen Verein wird angenommen in **München** beim **Sekretariat des katholischen Büchervereines**,

Althammereck Nr. 19 ebener Erde
(Anbau an's alte Damenstifts-Gebäude),

ferner bei den Hochwürdigsten Erzbischöflichen und Bischöflichen Ordinariaten in Bayern, sowie bei den Hochwürdigen Dekanen und Pfarrern auf dem Lande, welche Hochwürdigste Consistorien und Geistliche auch die Mühe des Vertheilens der Bücher an die Subscribenten gütigst übernehmen.





Druck der J. J. Lentner'schen Buchdruckerei (E. Stahl) in München.

